IN WIEN
133577-A
ALT-

Digitized by Google

128. H. 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ALBUM

für

Welt und Leben.

Herausgegeben

von

J. L. Kober.

Tabor. 1847.

Selbstverlag.

133577-A

Digitized by Google

Tabor. Gedrukt bei Al. J. Landfraß.

Digitized by Google

Der Damenkrieg.

Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Rob. Binder.

Zweiter Band.

Tabor. 1847.

Selbstverlag.

Digitized by Google

Tabor. Gedrukt bei Al. J. Landfraß.

Digitized by Google

Der Damenkrieg.

Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Rob. Binder.

Zweiter Band.

Tabor. 1847.

Selbstverlag.

Digitized by Google

Digitized by Google

7.

Ein schallendes Gelächter erdröhnte auf diesen kläglichen Anruf und der Vikomte, der eben zur Stelle zurükkam, sah wie Pompejus den Steigbügel des Siegers umfaßt hielt, der ihn mit einer vom Lachen erstikten Stimme zu beruhigen suchte.

»Herr Baron von Kanolles?« frug der Vikomte.

»Ja, ja, kommen Sie nur! Aber Vikomte,« sezte er hinzu, »das ist nicht fein, daß Sie Leute, die Sie suchen, sich so abhezen lassen.«

»Der Herr Baron von Kanolles!« ließ Pompejus verlauten, der des Glüks noch gar nicht Herr werden konnte; »der Herr Baron von Kanolles und auch Herr Kastorin!«

»Nun ja! Pompejus,« fiel Kastorin ein, indem er sich in den Steigbügeln erhob, um über seinen Herrn hinwegzusehen, der noch immer lachend über den Sattelknopf lehnte. »Was macht Ihr denn da im Graben?«

»Ihr seht es ja!« antwortete Pompejus. »Mein Pferd ist im selben Augenblik gestürzt, wo, da wir euch für Feinde hielten, ich mich verschanzen wollte, um eine kräftige Vertheidigung vorzubereiten! Herr Vikomte,« fügte Pompejus hinzu, indem er sich erhob und abschüttelte, »das ist der Herr von Kanolles.«

»Wie, mein Herr, Sie hier?« begann der Vikomte halb laut, mit einer gewissen Freude, die unwillkürlich sich in seine Stimme mischte.

»Zu Befehl, ja! mit Leib' und Seele,« entgegnete Kanolles, indem er den Vikomte mit einem Blik betrachtete, der sich aus dem glüklichen Fund des Handschuh's ergab. »Ich kam vor Langerweile in dem Wirthshause beinahe um; Richon hatte mich verlassen, nachdem er mir mein Geld

abgewonnen. Da ich nun erfahren, daß Sie den Weg nach Paris eingeschlagen und mich nach dieser Gegend glüklicherweise ein Geschäft ruft, so machte ich mich auf, um Sie noch einzuholen, obwohl ich im Voraus wußte, daß es Funken aus den Steinen zu schlagen galt. Tausend, tausend, Vikomte, was sind Sie für ein Reiter!«

Der Vikomte lächelte und stammelte einige Worte zur Erwiederung.

»Kastorin,« befahl Kanolles seinem Diener, »hilf doch dem Herrn Pompejus, daß er wieder in den Sattel kommt; Du siehst ja, daß er troz seiner Geschiklichkeit damit nicht fertig wird.«

Kastorin stieg ab und half dem Pompejus Sattel und Zeug wieder in Ordnung zu bringen.

»Und nun,« sprach der Vikomte, »wollen wir uns, wenn's Ihnen beliebt, wieder in Marsch sezen.«

»Ich bitte um einen Augenblik Geduld,« wandte Pompejus betroffen ein, »allein es scheint mir etwas zu fehlen.«

»Das glaub' ich,« versezte der Vikomte, »das Felleisen fehlt Dir.«

»Mein Gott,« jammerte Pompejus voll scheinbaren Erstaunens.

»Du böser Mensch!« schalt der Vikomte, »solltest Du es gar verloren haben?«

»Es kann nicht weit liegen, gnädiger Herr,« versicherte Pompejus.

»Hier liegt es ja,« fiel Kastorin ein, indem er es anpakte und mühsam aufhob.

»Daran ist Pompejus unschuldig,« begütigte Kanolles, der sich den alten Reitknecht zum Freunde machen wollte, »beim Falle sind vermuthlich die Riemen zerrissen und das Felleisen ist loker worden.«

»Die Riemen sind nicht zerrissen, Herr, sie sind zerschnitten,« berichtigte Kastorin, »sehen Sie nur her!«

»Ho, ho, Herr Pompejus,« frug Kanolles, »was hat das zu bedeuten?«

»In seiner Furcht von Räubern verfolgt zu sein,« erklärte der Vikomte ernst, »wird Pompejus das Felleisen losgeschnitten haben, um der Verantwortlichkeit zu entschlüpfen, ein Schazführer zu sein. Wie nennt man eine solche List in der Kriegssprache, Pompejus?«

Pompejus wollte sich mit seinem Hirschfänger ausreden, den er unversehens gezogen hätte; da ihm dies aber herzlich schlecht gelang, so blieb er in den Augen des Vikomte, seines Herrn, mit dem Verdacht behaftet, daß er um seiner Sicherheit willen das Felleisen habe preisgeben wollen.

Kanolles suchte den Zwist beizulegen.

»Geschehen ist geschehen,« sprach er, »jezt macht es wieder fest. Kastorin sei dem Herrn Pompejus zur Hand; Ihr hattet nicht Unrecht, Meister Pompejus, Euch vor Räubern zu fürchten; der Mantelsak ist verteufelt schwer und würde ein fetter Fang gewesen sein.«

»Spottet meiner nicht, Herr, bat Pompejus angstzitternd vor, »in der Nacht klingt solcher Scherz und Spott zweideutig.«

»Ihr habt Recht, Pompejus, immer Recht; übrigens will ich Euch und dem Herrn Vikomte als Begleitung dienen; eine solche Verstärkung um zwei Mann wird gewiß nicht überflüssig sein.«

»Nein, sicherlich nicht,« rief Pompejus aus, »in der Zahl liegt die Sicherheit!«

»Und Sie, Herr Vikomte, was sagen Sie zu meinem Anerbieten?« frug Kanolles, der es bemerkte, wie der Vikomte seine Dienstwilligkeit mit weit geringerem Enthusiasmus aufnahm.

»Ich, mein Herr, weiß Ihr gütiges Erbieten in seinem ganzen Umfange zu schäzen und danke Ihnen aufrichtig dafür; allein wir haben ja nicht ein und denselben Weg, auch muß ich befürchten, Sie zu belästigen.«

»Wie,« äußerte Kanolles dagegen etwas unwirsch, als er sah, daß der Streit im Gasthofe auf der

Landstrasse wieder losgehen sollte, »wir folgen nicht einem gleichen Ziele? Wollen Sie nicht nach . . .?«

»Nach Chantilli,« fiel Pompejus hastig ein, der in seinem Innern schon vor dem Gedanken zurükbebte, die Reise mit dem Vikomte allein fortzusezen.

Der Leztere machte eine unwillige Geberde und wenn es schon heller Tag gewesen wäre, würde man haben bemerken können, wie Zornesröthe seine Wangen färbte.

»Nun,« frohlokte Kanolles, ohne daß er den furchtbaren Blik, mit welchem der Vikomte den armen Pompejus durchbohrte, zu beachten schien, »nach Chantilli steht just mein Weg. Ich will nach Paris, oder vielmehr,« sezte er lachend hinzu, »weiß ich recht eigentlich selber nicht, wo ich hin will, da ich nirgends etwas zu thun habe. Gehen Sie nach Paris, so gehe ich nach Paris; gehen Sie nach Lion, so geh ich auch nach Lion; nach Marseille, auch dahin steht schon lange mein Sinn, da ich gern die schöne Provenze kennen lernen möchte. Sollten Sie

aber nach Stenay wollen, wo die Armeen Seiner Majestät vereinigt sind, so folge ich Ihnen auch dahin; denn ich habe stets eine besondere Vorliebe für den Norden gehabt.«

»Mein Herr,« nahm der Vikomte mit einer gewissen Bestimmtheit das Wort, die vermuthlich eine Folge der Aufregung war, in die ihn Pompejus versezt hatte, „ich muß es Ihnen rund heraus sagen, daß ich ohne Gesellschaft reisen will, weil ich persönliche Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit zu besorgen, überhaupt gute Gründe dazu habe. Sollten Sie darauf bestehen, so würden Sie mich zwingen, Ihnen zu erklären, daß Sie mich geniren.“

Es fehlte wenig, daß Kanolles, der an den kleinen Handschuh dachte, den er auf seiner Brust sorglich aufbewahrte, nicht laut auflachte, war er doch ein Gaskogner, lebhaft und ungestüm, wie sie alle sind. Indessen hielt er an sich und fuhr ganz gemessen weiter fort:

„Ich habe mein Herr noch niemals gehört, daß die Landstrasse einer Person mehr als einer andern

gehört. Man nennt sie, irre ich nicht, deshalb königliche Strasse, zum Erweis, daß alle Unterthanen Seiner Majestät ein gleiches Anrecht zur Benuzung haben. Ich befinde mich also auf einer Strasse, die dem Könige gehört und ohne die Absicht Sie zu geniren, ich wünschte vielmehr Ihnen einen Dienst zu leisten; denn Sie sind jung, schwach und ohne sonderliche Vertheidigung. Ich glaube doch nicht das Ansehen eines Weglagerers zu haben? Verzeihen Sie, daß ich Ihnen beschwerlich fiel. Ich habe die Ehre Ihnen Lebewohl zu sagen und eine recht glükliche Reise zu wünschen."

Damit ließ Kanolles seinem Pferde eine leichte Wendung nehmen und ritt auf die andere Seite der Strasse hinüber. Kastorin ihm nach, während Pompejus beiden mit seinen Gedanken nachschwärmte.

Kanolles spielte diese Szene so meisterlich und mit einem so verführerischen Anstand, daß der Vikomte betroffen ward. Wie wir eben erzählten, hatte er sich also entfernt und Kastorin war ihm

bügelfest gefolgt. Pompejus, der auf der frühern Seite zurükbleiben mußte, seufzte so schwer, daß die Steine hätten weinen mögen; da, nach einigem Besinnen, spornte auf einmal der Vikomte sein Pferd und eilte Kanolles nach, der gar nicht mehr zu hören und zu sehen schien.

„Herr von Kanolles!“ rief er ihm mit zitternden Stimme nach.

Dieser sah sich endlich um und kehrte zurük; war es ihm doch, als ob ein Wonneschauer durch seine Adern bebte und ein himmlischer Wohllaut an sein Ohr schlage.

„Vikomte!“ antwortete er seinerseits.

„Mein Herr,“ begann dieser nicht ohne sichtbare Befangenheit, „ich muß in der That fürchten, gegen einen Edelmann Ihres Verdienstes unartig gewesen zu sein. Vergeben Sie meiner Schüchternheit. Ich bin von Eltern erzogen, die mich aus übergroßer Zärtlichkeit verzogen haben; verzeihen Sie mir also, denn ich wiederhole, daß ich durchaus nicht die Absicht gehabt habe, Sie zu beleidigen. Als Beweis

unserer aufrichtigen Versöhnung wollen Sie mir erlauben, neben Ihnen zu reiten.“

„Hundertmal, tausendmal, erlaube ich Ihnen das!“ versezte Kanolles. „Ich bin ohne Groll, Vikomte, hier die Probe . . .“

Und er reichte ihm seine Hand, in welche ein feines, zartes, flüchtiges Patschhändchen einfiel.

Unter tollen Plaudereien, die der Baron zum Besten gab, verstrich der Ueberrest der Nacht. Der Vikomte hörte immer zu und lachte zuweilen.

Die zwei Diener trabten hinterdrein; Pompejus sezte dem Kastorin auseinander, wie die Bataille bei Korbie verloren gegangen sei, während sie hätte gewonnen werden müssen, wenn man ihn zu Rathe gezogen hätte.

„Wie haben Sie Ihre Affaire mit dem Herzog von Epernon beigelegt?“ forschte der Vikomte den Herrn von Kanolles aus, als eben die ersten Strahlen des Morgenroth's den Horizont besäumten.

„Die Sache war nicht schwer," erwiederte Kanolles. „Nachdem was Sie mir verrathen hatten, Vikomte, hatte er mit mir, ich nichts mit ihm zu thun; entweder wird er es nun müde geworden sein, mich zu erwarten und sich zurükgezogen haben; oder er paßt noch, wenn er vielleicht gar zu erpicht ist."

„Aber Fräulein von Lartigues?" frug der Vikomte mit einem gewissen Zögern weiter.

„Fräulein von Lartigues, Vikomte, kann nicht gleichzeitig zu Haus beim Herrn von Epernon und im goldenen Kalbe bei mir sein. Man darf von einer Frau nichts Unmögliches verlangen."

„Das ist keine Antwort, Baron. Ich frage, wie Sie sich, der Sie in Fräulein von Lartigues verliebt sind, haben von ihr trennen können?"

Kanolles blikte den Vikomte mit großen Augen an; denn es war Tag worden und auf dem Gesicht des jungen Mannes gab's keinen andern Schatten mehr, als den sein Hut machte. Er empfand eine tolle Laune, zu antworten wie's ihm um's

Herz war, allein Pompejus und Kastorin, ingleichen die ernste Miene des Vikomte hielten ihn zurük; auch war es noch ein anderer Zweifel, der ihm die Zunge band.

»Wenn ich mich doch täuschte,« sprach er zu sich selbst, »und der Vikomte troz des kleinen Handschuh's und der kleinen Hand doch ein Mann wäre? das wäre ein todtwürdiges Versehen!«

Er geduldete sich also und antwortete auf die Frage des Vikomte mit einer jener lächelnden Mienen, die als Antwort zu Allem passen.

Man hielt zu Barbezieux an, um zu frühstüken und die Pferde verschnaufen zu lassen. Kanolles frühstükte nun hier mit dem Vikomte und beim Frühstük fand er Gelegenheit, die Hand zu bewundern, deren zarte Hülle auf ihn einen so lebhaften Eindruk gemacht hatte. Noch mehr, im Augenblik, als sie sich beide bei der Morgentafel niedergelassen, war der Vikomte genöthigt gewesen, seinen Hut abzunehmen und sein geglättetes, schönes, aus der weißen Haut quellendes Haar zu entblößen, so daß

jeder nüchterne Mensch, er brauchte nicht so liebestrunken und darum blind wie Kanolles zu sein, aller Ungewißheit enthoben worden wäre; dieser aber scheute um des schönen Traumes willen das Erwachen. Es lag für ihn mehr Reiz in dem Inkognito des Vikomte, da es ihm eine Menge kleine Vertraulichkeiten erlaubte, die durch eine Erkennungsszene oder ein Geständniß abgeschnitten gewesen wären. Er bewachte also jedes Wort, das dem Vikomte ahnen lassen konnte, als habe er sein Inkognito errathen.

Nach eingenommenem Frühstük machte man sich wieder auf den Weg und sezte diesen bis um die Mittagszeit fort. Unser Vikomte konnte seine Abspannung kaum mehr verbergen; denn von Zeit zu Zeit pakten ihn Schauer, die sich auf seinem Gesicht durch eine wechselnde Farbe verriethen. Sobald aber Kanolles theilnehmend nach der Ursache fragte, that Herr von Kambes munter und als ob ihm nichts fehle, er schlug einen Trab oder Galopp vor, was jedoch Kanolles jedesmal mit dem Bemerken

abschlug, daß ihre Reise noch lang und es folglich gerathen sei, der Pferde zu schonen.

Nach der Mittagsrast konnte der Vikomte kaum wieder aufstehen. Kanolles sprang auf und eilte ihn zu unterstüzen.

»Sie bedürfen der Ruhe, Freundchen,« sprach er zu ihm, »denn einer solchen Reise ohne Unterbrechung würden Sie am dritten Tage erliegen. Diese Nacht wollen wir das Reiten sein bleiben lassen und lieber ausruhen. Sie müssen durchaus einmal schlafen; das beste Zimmer im Wirthshaus soll für Sie sein, ich will es besorgen!«

Der Vikomte betrachtete den Pompejus mit einer so verlegenen Miene, daß Kanolles seine Lachmuskeln kaum zu bändigen wußte.

»Wenn man eine so lange Reise thut,« äußerte der alte Diener, »wie wir, da sollte Jeder sein eigenes Zelt haben.«

»Besser wäre ein Zelt zu Zwei,« entgegnete Kanolles unbefangen.

Ein Schauer durchzukte den ganzen Körper des Vikomte. Der Stich hatte getroffen und Kanolles mußte bemerken, wie der Vikomte dem Pompejus ein Zeichen gab, ihm einige Worte heimlich in's Ohr raunte und dieser alsbald unter einem gesuchten Vorwand voraussprengte.

Anderthalb Stunde nach diesem Zwischenfall, über den Kanolles mit einem rükfsichtsvollen Schweigen hinwegging, ritten unsere Reisenden in einem großen Dorfflefen ein, wo ihnen alsbald Pompejus aus der Thüre einer ziemlich anständigen Herberge entgegentrat.

»Wie es scheint, sollen wir hier Quartier machen?« frug der Baron.

»Ja, wenn Sie damit einverstanden sind,« antwortete der Vikomte.

»Ei, ich bin in allen Stüken der Diener Ihres Willens und habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich bloß zum Vergnügen reise, während Sie Geschäfte haben. Wenn Sie nur in dieser Kneipe gut aufgehoben sind, Vikomte!«

»Ach,« erwiederte dieser, »eine Nacht ist bald hingebracht.«

Man hielt an und flinker als Kanolles sprang Pompejus herbei und half seinem Herrn aus dem Sattel. Es wollte dem Baron scheinen, als ob eine solche Hast, Mann zwischen Mann lächerlich sein würde.

»Schnell, nach meinem Zimmer,« drängte der Vikomte. »Sie haben Recht, Herr von Kanolles,« fuhr er fort, nach seinem Reisegesellschafter umschauend, »ich bin recht herzlich müde.«

»Hier, mein Herr,« hob die Wirthin an, indem sie auf eine ziemlich große Stube zu ebener Erde zeigte, die nach dem Hof hinausging. Die Fenster waren vergittert, darüber lag ein Dachboden.

»Und wo ist die meine?« rief Kanolles, während seine Blike verlangend nach einer Thüre neben der des Vikomte lugten, die nur eine dünne Zwischenwand verrieth, als ein leicht zu beseitigendes Hinderniß zur Befriedigung einer Neugierde, die so heftig wie die seinige war.

»Ihr Zimmer? Kommen Sie mir nach, Herr, ich will Sie dahin führen,« versezte die Wirthin.

Und ohne von Kanolles sichtlichem Widerstreben Notiz zu nehmen, geleitete sie ihn zu dem äußersten Ende eines offenen Ganges, der Thür an Thür zeigte, vom Zimmer des Vikomte aber durch die ganze Hofbreite getrennt war.

Der Vikomte hatte den langen Marsch von seiner Thüre aus mit angesehen.

»Nunmehr,« dachte Kanolles, »bin ich meiner Sache gewiß; aber ich habe mich wie ein Narr geberdet, darum eine gute, meine beste Miene zu dem bösen Spiel!«

Er kehrte aus seiner Verbannung noch einmal zurük und rief:

»Gute Nacht, lieber Vikomte, schlafen Sie wohl; denn es thut Ihnen Noth. Soll ich Ihnen vielleicht den Kastorin zum Auskleiden leihen?«

»Schönen Dank, ich habe ja Pompejus; er schläft in der Kammer neben mir.«

»Solche Vorsicht ist allezeit gut; ich werde es mit Kastorin eben so machen. Nicht so, Pompejus, man kann unterwegs nie vorsichtig genug sein? — Gute Nacht, Vikomte.«

Der Vikomte gab ihm einen gleichen Wunsch zurük und verschloß seine Thüre.

»Vortrefflich, Vikomtchen,« murmelte Kanolles; »morgen werde ich Quartier machen und Revange nehmen. Sieh, sieh,« sezte er hinzu, »er verschanzt sich hinter doppelten Vorhängen; er hängt noch ein Tuch vor, um selbst seinen Schatten abzufangen. S' ist doch ein gar verschämter Junge, dieser kleine Edelmann! Doch es soll nichts ausmachen! Auf morgen!«

Und er zog sich in seine Einsiedelei zurük. Nachdem er entkleidet, strekte er sich übellaunig auf sein Lager hin. Bald war er eingeschlafen und träumte: daß Nanon in seiner Tasche den kleinen Handschuh des Vikomte gefunden habe.

8.

Den darauffolgenden Tag war Kanolles noch ausgelassener als Tags zuvor; auch der Vikomte überließ sich einer ungezwungenen Heiterkeit. Selbst Pompejus war in Fluß gekommen und quälte den Kastorin mit der Erzählung seiner Kriegsfahrten. So verstrich der Morgen in der angenehmsten Weise.

Beim Frühstük entschuldigte sich Kanolles beim Vikomte, daß er ihn verlassen und an einen Freund, der in der Nachbarschaft wohne, einen langen Brief schreiben müsse; auch theilte er ihm mit, daß er bei einem andern Freund, dessen Wohnung drei bis vier Stunden von Poitiers entfernt und fast unmittelbar an der Landstrasse gelegen sei, einen Besuch abzustatten habe. Kanolles erkundigte sich beim Wirth und erfuhr, daß er kurz vor dem Dorfe Jaulnai des Genannten Haus finden und es an zwei kleinen Spitzthürmen leicht erkennen werde. Da Kastorin den Brief besorgen, sich also von der Gesellschaft entfernen mußte und Kanolles seiner-

seits einen Abstecher zu machen hatte, so bat dieser den Vikomte, den Ort, wo sie übernachten würden, in Voraus zu bestimmen. Der Vikomte befahl dem Pompejus eine kleine Landkarte aus dem Mantelsak herbeizuholen, und nachdem er auf derselben die Reisetour ermittelt hatte, schlug er das Dorf Jaulnai zum Nachtlager vor. Kanolles war damit vollkommen einverstanden und trieb dabei seinen Schabernak so weit, daß er ganz laut dem Pompejus einschärfte: daß, wenn er wie gestern als Quartiermeister vorausgeschikt werde, er für ihn, wenn es irgend möglich wäre, ein Zimmer neben dem seines Herrn besorgen solle, damit er mit demselben noch ein wenig und bequem plaudern könne.

Der schlaue Diener wechselte einen Blik mit dem Vikomte und lächelte, schon im Voraus fest entschlossen, dem Anliegen des Herrn von Kanolles in keiner Art zu willfahren. Kastorin empfing nun seinen Brief und die Weisung, zu Jaulnai wieder zusammen zu treffen. Eine Irrung in Hinsicht der Herberge war nicht möglich, da Jaulnai

nur ein Wirthshaus, das zum Grand-Charles Martel, besaß.

Man brach auf. Etwa fünfhundert Schritte von Poitiers, wo Mittag gemacht worden war, bog Kastorin rechts ab; zwei Stunden weiter gewahrte darauf Kanolles an dem vom Wirth ertheilten Merkzeichen, seines Freundes Haus. Er verabschiedete sich deshalb beim Vikomte, erneuete beim Pompejus sein Verlangen und schlug einen Seitenweg nach links ein.

Unser Vikomte befand sich in jeder Hinsicht zufriedengestellt. War doch die vergangene Nacht ohne Fährlichkeit vorüber, und der laufende Tag äußerst anmuthig vergangen. Er fürchtete von Kanolles keine Zudringlichkeit mehr und wünschte, da der Baron nichts als ein einfacher Reisebegleiter blieb, der dabei äußerst gefällig, aufgeräumt und geistvoll war, mit ihm die ganze Reise zu vollenden. Auch hielt er es heute für gar nicht nöthig, den Pompejus vorauszuschiken, da ihm jede weitere Vorsicht überflüssig erschien, er sich auch von seinem

Reitknechte nicht gern zu trennen und allein zu reiten wünschte.

Erst spät am Abend langte man im Dorfe Jaulnai an, während der heftigste Regen vom Himmel strömte. Glüklicherweise fand sich ein geheiztes Zimmer vor, das der Vikomte, der die Kleider zu wechseln verlangte, in Anspruch nahm, indem er zugleich dem Pompejus befahl, sich nach einem Logis für Kanolles umzusehen.

»Das ist schon besorgt,« versezte der eigensüchtige Pompejus, der todtmüde sich nach seinem Bette sehnte, »die Wirthin hat es zu beschaffen übernommen.«

»Gut, wo ist mein Nezessaire?«

»Hier.«

»Meine Flakons?«

»Hier.«

»Dank Euch. Wo schläfst Du, Pompejus?«

»Am Ende dieses Ganges.«

»Wenn ich nun Deiner bedarf?«

»Hier ist eine Klingel. Die Wirthin wird kommen.«

»Gib sie her. Ist die Thüre gut verschlossen?«

»Der Herr kann selbst nachsehen.«

»Sie hat keine Riegel?«

»Aber ein sicheres Schloß.«

»Ich werde mich von innen einschließen. Es gibt doch keinen andern Eingang?«

»Nein, ich sehe keinen.«

Und Pompejus nahm das Licht und ging an allen vier Wänden herum.

»Sieh zu, ob die Fensterläden gut verschlossen sind!«

»Ueberall sind Haken vor.«

»So ist Alles gut. Nun kannst Du gehen, Pompejus.«

Pompejus ging und der Vikomte drehte recht bedächtig den Zimmerschlüssel einmal im Thürschloß herum.

Eine knappe Stunde darauf schlich sich Kastorin, der zu allererst im Wirthshause angekommen

war, und sich, ohne daß es Pompejus bemerkte, neben ihm an einquartiert hatte, auf den Fußzehen aus seiner Kammer heraus, um Kanolles die Hausthür aufzumachen.

Kanolles schlüpfte mit klopfendem Herzen in den Gasthof hinein, hieß dem Kastorin das Thor wieder schließen, sich aber ließ er das Zimmer des Vikomte bezeichnen und stieg dann flink treppan.

Der Vikomte wollte sich eben zu Bett legen, als Schritte auf dem Vorsaal hörbar wurden.

Unser Vikomte war, wie wir bereits mehrfach wahrgenommen haben, äußerst furchtsam; das Geräusch der Tritte schrekte ihn also heftig auf und er horchte mit zurükgehaltenem Athem.

Da standen die Schritte vor seiner Thüre still. Eine Sekunde nachher klopfte es.

»Wer ist da?« frug eine Stimme, so ängstlich und furchtsam, daß Kanolles sie gar nicht wieder erkannt haben würde, hätte er nicht bereits zu

mehreren Malen die Variazionen derselben Stimme zu studiren Gelegenheit gehabt.

»Ich!« antwortete Kanolles.

»Wie, Sie?« lautete die Stimme, indem sie vom Schrek zu einem Ton des Entsezens überging.

»Denken Sie sich nur, Vikomte, es gibt im ganzen Hause keinen Plaz, kein einziges freies Zimmer mehr für mich. Ihr Pompejus, dieser Träumer, hat meiner ganz vergessen. Im ganzen Dorfe gibt's keine Herberge weiter und da Ihr Zimmer zwei Schlafstätten . . .«

Der Vikomte sah mit Entsezen auf die zwei Himmelbetten, die in einem Alkoven, nur durch ein Tischchen getrennt, nebeneinander standen.

»Sie werden es natürlich finden,« sprach Kanolles fort, »daß ich eins davon für mich in Anspruch nehme; aber um Himmelswillen machen Sie nur schnell auf, denn ich komme fast um vor Frost.«

Man vernahm darauf ein Aufräumen im Zimmer, ein Zusammenwerfen von Kleidungsstüken und Schritte hin und her.

»Gleich, gleich, Baron,« rief die Stimme des Vikomte, in immer noch steigender Bestürzung, »ich komme gleich.«

»Sputen Sie sich, theurer Freund, es sei denn, daß Sie mich gefrieren machen wollten.«

»Verzeihung, ich schlief ja schon.«

»Sie haben ja aber noch Licht, wie mir's scheint?«

»Nein, nein, Sie täuschen sich.«

Und das Licht ward plözlich ausgelöscht, worüber Kanolles gar nicht ungehalten war.

»Hier, hier . . . aber ich finde die Thür nicht,« fuhr der Vikomte fort.

»Das glaub' ich gerne,« entgegnete Kanolles; denn ich höre Ihre Stimme an der entgegengesezten Seite des Zimmers. Hier ist die Thüre . . .«

»Ach, ich suche die Klingel, um Pompejus herbeizurufen.«

»Der ist am andern Ende dieses Ganges und kann Sie nicht hören. Ich habe ihn schon weken

wollen, es war mir aber rein unmöglich; er schläft und schnarchte wie ein Bär.«

»So will ich die Wirthin rufen.«

»Die hat ihr Bett einem Reisenden abgetreten und sich auf einem Heuboden ihr Lager gesucht. Es kann also Niemand kommen, lieber Freund. Wozu auch noch Jemand aus seiner Ruhe stören? ich brauche Niemand.«

»Aber ich.«

»Sie? Sie haben mir ja bloß die Thüre aufzumachen, dann will ich mein Bett schon im Finstern finden. Mehr braucht's nicht. Aber bitte, bitte, machen Sie mir endlich auf.«

Voller Unwillen wendete darauf der Vikomte ein, daß man noch ein anderes Zimmer finden werde, finden müsse, selbst wenn es kein Bett enthalte. Es sei unmöglich, daß es kein Zimmer im ganzen Hause mehr geben solle, man solle die Hausleute wecken, sie suchen . . .

»Liebster Vikomte, eben hat es halb eilf Uhr geschlagen. Sie stören noch das ganze Haus

auf, man wird glauben, es sei Feuer darin. Wir verderben uns damit die ganze Nacht und wozu kann das frommen; denn ich sterbe fast vor Müdigkeit.«

Wie es schien, beruhigten diese lezten Worte den Vikomte ein wenig; denn er näherte sich mit kurzen Schritten der Thüre und — dieselbe öffnete sich.

Kanolles trat ein und schloß die Thüre hinter sich wieder ab, während der Vikomte eilends sich in den Hintergrund des Zimmers zurükgezogen hatte.

Der Baron befand sich nunmehr in einem halbdunkeln Zimmer; denn die lezten Kohlenstüke im Kamin, die ihrem Verlöschen nahe waren, warfen nur noch einen unzureichenden Schein von sich. Die Atmosfäre war laulich warm und mit Düften gesättigt, die auf eine ganz ausgewählte Toilette schließen ließen.

»Tausend Dank, Vikomte!« hob Kanolles an, »hier ist wahrlich besser sein als draußen auf dem Korridor.«

»Sie tragen also groß Verlangen zu schlafen, Baron?« frug der Vikomte.

»Ja, gewiß! Weisen Sie mir nur gütigst mein Bett an; denn Sie kennen ja das Zimmer, oder lassen Sie mich Licht anzünden.«

»Nein, nein! das ist unnöthig!« versezte lebhaft der Vikomte, »Ihr Bett ist hier links.«

Da die Linke des Vikomte, die Rechte des Barons war, tappte dieser rechts und stieß an ein Fenster; neben demselben entdekte er ein Nachttischchen, auf diesem eine Klingel, dieselbe Klingel, die der Vikomte in seiner Bestürzung so lange und vergeblich gesucht hatte, und diese Klingel stekte er vor Allem in seine Tasche, um jedem Zufall sein Ziel abzuschneiden.

»Aber Vikomte,« sprach er, »wir spielen doch wahrhaft Blindekuh! Und Sie rufen zuerst: Es brennt! Wornach suchen Sie denn noch in der Finsterniß?«

»Ich suche nach der Klingel, um dem Pompejus zu schellen.«

»Was wollen Sie denn mit dem Pompejus?«

»Ich will ..., daß er neben mir noch ein Bett herrichte.«

»Für wen?«

»Für ihn.«

»Für ihn ... wie meinen Sie das, Vikomte? ... Wird der Herr seinen Knecht im Zimmer schlafen lassen! Ei, ei, Vikomte! Sie kommen mir wie ein kleines, furchtsames Mädchen vor. Sind wir denn Beide noch nicht groß genug, um uns selbst vertheidigen zu können? Geben Sie mir Ihre Hand und führen Sie mich zu meinem Bett, das ich im Dunkeln unmöglich finden kann ... oder ... ich muß Licht anzünden.«

»Nein, nein, nein!« schrie der Vikomte auf.

»Da Sie mir Ihre Hand nicht reichen wollen,« sagte Kanolles weiter, »so sollten Sie mir wenigstens einen Faden reichen; denn ich befinde mich wahrlich wie in einem Labirinth.

Mit ausgestrekten Armen tappte er nun vorwärts, nach der Seite hin, von wo er des Vikomte

Stimme gehört hatte; da sah er's neben sich wie einen Schatten hingleiten und gleich einem Duft wieder entschwinden; er schloß seine Arme, doch erging es ihm, wie es einst dem Orpheus des Virgil erging, er hatte nur ein Luftgebild umarmt.

»Sie stehen ja an ihrem Bett, Baron,« bemerkte der Vikomte vom andern Ende des Zimmers aus.

»Welches von Beiden ist denn das meine?«

»Das ist einerlei, ich werde mich nicht niederlegen.«

»Wie? Sie wollen sich gar nicht niederlegen?« frug Kanolles, indem er sich in Folge dieses unüberlegten Wortes wieder umwandte, »was wollen Sie denn thun?«

»Ich werde die Nacht auf einem Sessel verbringen.«

»Nein,« erklärte Kanolles: »eine solche Kinderei werde ich nie und nimmer leiden; kommen Sie, Vikomte, kommen Sie!«

Und Kanolles, von einem lezten Lichtfunken geleitet, der im Kamin aufsprang und verblich, bemerkte, wie der Vikomte in einem Winkel zwischen einem Fenster und der Kommode, in seinen Mantel eingehüllt, niederkauerte.

Dieser lezte Funken war eben nur ein Funken, wie er aber einerseits hinreichte um den Baron zu leiten, so reichte er anderseits hin, dem Vikomte anschaulich zu machen, daß er verloren sei. Kanolles schritt geradewegs mit ausgebreiteten Armen vor und diese Wahrnehmung bestätigte dem armen, jungen Edelmann, daß er diesesmal seinem Verfolger nicht entgehen würde.

»Baron, Baron!« stammelte der Vikomte, »gehen Sie keinen Schritt weiter vor, ich beschwöre Sie; verlassen Sie die Stelle nicht, auf der Sie stehen; nicht um einen einzigen Schritt, wenn sie ein Edelmann sind.«

Kanolles stand still; der Vikomte war ihm so nahe, daß er sein Herz klopfen hörte, daß er den warmen Hauch seines stokenden Athems empfand.

Doch auf einmal schien es, als verbreite sich ein köstlicher, sinnbetäubender, ein dem Blumenkelch aller Jugend und Schönheit entschlüpfter Wohlgeruch; er raubte dem Baron, troz seines Vorsazes, jede Möglichkeit, den Bitten des Vikomte zu gehorsamen.

Einen Augenblik blieb er wie festgebannt stehen, seine Arme nach jenen Armen ausstrekend, von denen er im Voraus wußte, daß sie ihn zurükstießen; da er aber fühlte, daß er nur noch eine einzige Bewegung zu machen hatte, um den reizenden Körper zu berühren, dessen Zartheit er seit zwei Tagen so höchlich bewundert hatte . . .

»Erbarmen, Erbarmen!« flehte der Vikomte mit einer kaum vernehmlichen Stimme: «Erbarmen!«

Und die Stimme starb auf seinen Lippen, und Kanolles empfand wie der reizende Leib auf die Erde knieend niederfiel.

Seine Brust weitete sich; es lag in der flehenden Stimme ein Akzent, der ihm offenbar machte, daß sein Gegner halb überwunden sei.

Er that einen lezten Schritt, breitete seine Arme aus und stieß an die gefalteten und flehenden Hände des jungen Mannes, der, da es ihm an Kraft gebrach einen Schrei auszustoßen, nur in einem schmerzensvollen Seufzer auszuathmen vermochte . . .

Plözlich ward der Huftritt eines Pferdes laut, das in vollstem Galopp bis unter die Fenster herangesprengt kam. Ein heftiges Pochen hallte an dem Hausthor wieder und ein lautes Rufen mischte sich dazwischen.

»Ist der Herr von Kanolles im Hause?« schrie eine Stimme.

»Gott Dank! ich bin gerettet!« betete der Vikomte in sich hinein.

»Hole der Teufel den Störenfried! konnt' er nicht morgen früh kommen?« dachte Kanolles.

»Herr von Kanolles!« schrie wiederum die Stimme, »Herr von Kanolles! ich muß ihn gleich auf der Stelle sprechen.«

»Will sehen, was es gibt!« sprach Kanolles, indem er aufhorchend einen Schritt zurüktrat.

»Herr, Herr,« rief Kastorin pochend an der Thüre, »man fragt . . . man sucht Sie!«

»Was gibt's denn, zum Donnerwetter!«

»Ein Kourier.«

»Von wem?«

»Vom Herrn Herzog von Epernon.«

»Was will er von mir?«

»Dienst des Königs!«

Bei diesem Zauberwort, dem zu gehorchen war, öffnete Kanolles fluchend die Thüre und stieg die Treppe hinab.

Den Pompejus hörte man von Weitem schnarchen.

Der Kourier war eingetreten und wartete unten in einem Saal: Kanolles begab sich zu ihm und las erbleichend Nanon's Brief; denn wie es der Leser schon errathen haben wird, war der Kourier Kanvignak selbst, der, etwa zehn Stunden nach Kanolles abgegangen, troz aller seiner Anstrengung ihn erst am zweiten Tage hatte einholen können.

Nach einigen Fragen, die er an Kauvignak richtete, blieb ihm kein Zweifel, daß die größte Eile von ihm gefordert sei.

Nachdem er zum zweiten Male den Brief und die Schlußformel: »Deine Dich liebende Schwester Nanon,« wieder gelesen hatte, errieth er, was passirt sei, daß Fräulein von Lartigues sich damit aus der Schlinge gezogen, daß sie ihn für ihren Bruder ausgegeben habe.

Kanolles hatte Nanon selbst zum mehreren Male in wenig schmeichelhaften Ausdrüken von dem Bruder sprechen hören, dessen Plaz er ausfüllen sollte. Dieser Umstand steigerte um nicht wenig die böse Laune, die er darüber empfand, daß er sich der Botschaft des Herzogs unaufschieblich unterziehen müsse.

»Es ist gut,« sprach er zu Kauvignak, ohne daß es ihm beifiel, diesem eine freie Zeche im Hause auszumachen, oder ihm seine Börse in die Hand zu drüken, wie er's wohl bei jeder andern Gelegenheit zu thun gewohnt war; »es ist gut, geh' und

sage Deinem Herrn, wo Du mich getroffen und daß ich auf der Stelle seinen Befehlen gehorcht habe.«

»Und an Fräulein von Lartigues soll ich nichts bestellen?«

»Sage ihr, daß ihr Bruder ihre Wünsche erwiedern und ihr für Alles danken läßt. — Kastorin, sattle die Pferde!«

Ohne dem Boten, der ob dieses rauhen Empfangs ganz erstaunt war, ein Wort weiter zu sagen, stieg er wieder zum Vikomte herauf, den er bleich, zitternd und schon angekleidet fand. Zwei Kerzen leuchteten vom Kamin herab.

Kanolles warf einen Blik voll tiefen Bedauerns auf jenen Alkoven und jene zwei Himmelbetten, von denen das eine einen leichten Eindruk verrieth. Der junge Mann folgte seinem Blike mit einem gewissen Schamgefühl, das ihm ein flüchtiges Hochroth in's Gesicht trieb.

»Freuen Sie sich, Vikomte,« begann Kanolles. »Sie sind mich mit einem Male für Ihre ganze Reise los. Ich reise eiligst im Dienst des Königs ab.«

»Wann?« frug der Vikomte in einem noch wenig zuversichtlichen Tone.

»Im Augenblik; ich gehe nach Nantes, wo meines Wissens der Hof ist.«

»Adieu, Herr!« antwortete der junge Mann, indem er sich auf einen Sessel niederließ, ohne daß er wagte seine Augen zu seinem zeitherigen Beschüzer aufzuschlagen.

Kanolles trat zu ihm heran.

»Ohne Zweifel werde ich Sie nicht wiedersehen,« sprach er mit bewegter Stimme.

»Wer kann das wissen?« erwiederte der Vikomte.

»Versprechen Sie Eins einem Manne, der die Erinnerung an Sie stets bewahren wird,« fuhr Kanolles, seine Hand auf's Herz legend und mit einem Wohllaut der Stimme und einer Lebhaftigkeit seiner Mienen, die jeden Zweifel an deren Aufrichtigkeit verscheuchte, fort.

»Und was?«

»Daß Sie manchmal seiner gedenken.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Ohne . . . Zorn . . .?«

»Ja.«

»Geben Sie mir einen Beweis für dieses Versprechen,« bat Kanolles.

Der Vikomte reichte ihm die Hand.

Kanolles nahm die noch zitternde Hand ohne eine andere Absicht als sie in die seinige zu schließen; allein in Folge einer inneren Erregung, die stärker als sein Wille war, preßte er sie heftig an seine Lippen und stürzte zum Zimmer hinaus, von dem Gedanken übermannt, daß ihn Nanon nie für das zu entschädigen vermöge, was er ihretwillen verloren geben müsse.

9.
Chantilli.

Folgen wir nunmehr den Prinzessinen des Hauses Kondé in das Exil zu Chantilli, von dem Richon dem Vikomte eine so traurige Schilderung gemacht hatte.

In jenen herrlichen Alleen von Kastanienbäumen, die mit einem Blüthenschnee überzogen waren, auf jenen grünen Wiesenflächen, die sich bis zu fernen blauen Teichen verliefen, wogte ohne Unterlaß ein Schwarm von Spaziergängern hin und her, die bald lasen, bald plauderten und sangen. Da und dort, in Mitte der Hochgräser, schienen einzelne lesende Gestalten gleichsam in grünen Wogen verloren; denn man gewahrte nichts, als die weiße Blattseite, deren Inhalt sie recht eigentlich zu verschlingen schienen und der bald der »Kleopatra« des Herrn von Kalprenéde, bald dem »Astreus« des Herrn von Urfé oder auch der Dichtung von Fräulen Skuderi: »Zirus der Große« angehören mochte; aus dem Verstek schattiger Laubgewinde, die Jasmin und Waldrebe gebildet, hörte man Lautenschlag und liebliche Weisen erklingen, ohne daß dem Auge vergönnt war, die Urheber der Töne zu erhaschen. Endlich jagte wohl auch von Zeit zu Zeit, schnell wie der Bliz, ein Kavalier durch die große Allee, welche zum Schlosse

führte, um Ordres zu bringen oder damit von dannen zu eilen.

Zu jener Zeit sah man auf der Schloßterasse gemessenen Schrittes sich drei Frauen ergehen, die in Seide gekleidet und in gewisser Entfernung von Dienern stumm und respektvoll gefolgt, durch ihre Mienen königlichen Anstand und Majestät verriethen. Zuerst in der Mitte eine Dame von adeliger Haltung, troz ihrer sieben und fünfzig Jahre, sie verhandelte mit herrischem Tone über die Angelegenheiten des Staats; zu ihrer Rechten hörte eine junge Dame, ganz steif und in Schwarz gekleidet der gelehrten Auseinandersezung ihrer Nachbarin zu, indem sie abwechselnd die Stirn runzelte; zur Linken endlich wandelte eine andere Alte, von allen Dreien die Steifste und Gezierteste, weil sie nach Stand und Namen minder berühmt war, sie schwazte und hörte und überlegte, Alles zu gleicher Zeit.

Die Dame in der Mitte war die Prinzessin-Wittwe, die Mutter des Siegers von Rokroi, von Nördlingen und von Lens, den man, seitdem er ver-

folgt und in dessen Verlauf nach Vinzennes abgeführt worden war, den »großen Kondé« zu nennen begonnen hatte, ein Name, den ihm die Nachwelt bewahrt hat. Diese Dame, in deren Zügen man noch die Spuren jener Schönheit erkennen konnte, die sie zur lezten und wohl angebetetsten Geliebten Heinrich's des Vierten machte, war in ihrer Mutterliebe und in ihrem Stolz als Prinzessin, also doppelt verlezt durch einen italienischen Abenteuerer, den man Mazarini nannte, als er noch Bediente beim Kardinal Bentivoglio, und der Seine Eminenz der Kardinal Mazarin genannt wurde, seitdem er erster Minister von Frankreich geworden war.

Er war es, der gewagt hatte, Kondé seiner Freiheit zu berauben und des edeln Gefangenen Mutter und Gemahlin nach Chantilli zu verbannen.

Die Dame zur Rechten war Klara Klemenzia von Maillé, Prinzessin von Kondé, zufolge einer aristokratischen Gewohnheit jener Zeit schlechtweg die »Frau Prinzessin« benamset, um anzudeuten, daß die Gemahlin des Hauptes der Familie

Kondé als die erste Prinzessin von Geblüt, als die Prinzessin par excellence gelten sollte. Sie war stets stolz gewesen; seit ihrer Verfolgung aber hatte sich ihr Stolz gesteigert und sie war hochmüthig worden. Verurtheilt eine untergeordnete Rolle zu spielen, so lange der Prinz, ihr Gemahl frei war, hatte sie die Gefangenschaft ihres Mannes zu einer Heldin erhoben; man beklagte sie mehr als sei sie Wittwe, und ihrem Sohne, dem Herzog von Enghien, der im siebenten Jahre stand, ward eine größere Theilnahme geschenkt, als wenn er eine Waise gewesen wäre. Alle Augen waren auf sie gerichtet, und ohne befürchten zu müssen den Schein des Lächerlichen auf sich zu laden, hatte sie Trauerkleider angelegt.

Seitdem beiden Damen durch Anna Verbannung auferlegt worden, hatte sich ihr lautes Wehgeschrei in dumpfe Drohung umgestimmt: aus Unterdrükten waren sie zu Rebellen worden. Die Frau Prinzessin, ein Themistokles in der Haube, hatte ihren Miltiades im Unterrökchen, und die Lorbeeren,

die Frau von Longueville für einen Augenblik als Königin von Paris pflükte, scheuchten den Schlaf von ihrem nächtlichen Lager.

Die Dame zur Linken war die Marquise von Tourville, die zwar keine Romane zu schreiben wagte, aber sich in der Politik versuchte. Zwar hatte sie keinen Krieg in Person mitgemacht wie unser braver Pompejus, also auch keine Kugel, wie er, in der Bataille bei Korbie davongetragen; allein ihr Mann, der ein ziemlich angesehener Kapitän war, war bei La Rochelle verwundet und bei Freiburg getödtet worden. Daher hegte sie die Meinung, daß wie sie den Nachlaß seines väterlichen Erbes angetreten, sie auch sein militärisches Genie ererbt habe. Seitdem sie sich den prinzlichen Damen zu Chantilli beigesellt, hatte sie schon drei Feldzugspläne entworfen, die nacheinander die Bewunderung aller Damen des Gefolges erregten, zwar nicht verworfen, aber in den Augenbliken verschoben werden mußten, wo es mit dem Degen zum Tagwerk ging. Obgleich sie manchmal männiglich Lust in sich verspürte, so wagte

sie es doch nicht die Uniform ihres seligen Mannes anzulegen, wohl aber besaß sie seinen Degen, der in ihrem Schlafzimmer, über ihrem Kopfkissen aufgehängt war, und den sie manchmal, wenn sie allein war, mit einer sehr martialen Geberde aus der Scheide zu ziehen wagte.

Troz seines festlichen Ansehens konnte Chantilli nur als eine große Kaserne gelten. Hätte man es untersucht, so würde man viel Pulver und Gewehre in den Kellern und Rüstkammern gefunden haben.

Bei jedem Hin- und Herweg während der ganzen traurigen Promenade wendeten sich die drei Damen nach dem Hauptthore des Schlosses zu und schienen auf die Ankunft irgend einer wichtigen Botschaft zu lauern. Schon zu wiederholten Malen hatte die Prinzessin-Wittwe seufzend und kopfschüttelnd geäußert:

»Wir werden scheitern, meine Tochter, wir werden gedemüthigt werden.«

»Dem vielen Ruhme muß man etwas zu Liebe thun,« sprach Madame von Tourville, ohne

aus ihrer ekigen Haltung zu kommen, »es gibt keinen Sieg ohne Kampf.«

»Wenn wir scheitern, wenn wir besiegt werden sollten,« nahm die junge Prinzessin das Wort, »so werden wir uns rächen.«

»Madame,« entgegnete die Prinzessin-Wittwe, »wenn wir scheitern, so ist es Gott, welcher den Prinzen besiegt haben wird. Würden Sie sich an Gott rächen wollen?«

Die junge Prinzessin neigte sich vor der stolzen Demuth ihrer Schwiegermutter.

»Weder Herr von Turenne, noch Herr von Larochefoukauld, noch Herr von Bouillon!« bemerkte rügend die Wittwe; »es bleibt mit einem Male Alles aus!«

»Noch Geld!« ergänzte Frau von Tourville.

»Auf wen soll man noch zählen,« fuhr die Frau Prinzessin fort, »wenn selbst Klara uns vergißt?«

„Wer sagt Ihnen, meine Tochter, daß Frau von Kambes Sie vergißt?«

»Weil Sie nicht zurükkommt!«

»Möglich, daß sie darinne behindert ist; Sie wissen ja, daß alle Wege durch die Armee des Herrn von Saint-Aignan bewacht werden.«

»So könnte sie doch wenigstens schreiben.«

»Wie dürfte sie eine so wichtige Antwort dem Papier anvertrauen, die Hinneigung einer ganzen Stadt wie Bordeaux zur Partei der Prinzen . . . Nein, diese Seite ist's nicht, die mir Unruhe macht.«

»Uebrigens ging einer der drei Pläne, die ich Eurer Hoheit vorzulegen die Ehre hatte, dahin, Guyenne zum Aufstand zu bringen.«

»Ja, ja, und wir kommen darauf zurük, wenn es nöthig ist,« antwortete die Frau Prinzessin; »aber ich schließe mich der Ansicht meiner Mutter an und glaube, daß der Klara irgend etwas zugestoßen ist; denn sonst würde sie schon hier sein. Vielleicht haben ihre Pächter nicht Wort gehalten; ein Kroquant*) benuzt stets die Gelegenheit nicht zu

---

*) So hießen die rebellischen Bauern unter Heinrich IV. und Ludwig XIII.

bezahlen, sobald er sich davon frei machen kann. Wer weiß, was die Leute in Guienne, troz aller ihrer Versprechungen, gethan, oder was sie nicht gethan haben? Es sind Gaskogner! . . .«

»Großsprecher!« erläuterte Frau von Tourville; »im Einzelnen brav, das ist nicht zu läugnen, aber schlechte Soldaten im Ganzen, gut nur um ein: »Es lebe der Prinz!« zu rufen, wenn sie vor dem Spanier Angst haben.«

»Indessen,« sagte die Prinzessin-Wittwe, »verabscheuen sie den Herrn von Epernon; denn sie haben ihn zu Agen im Bilde aufgehängt und haben versprochen, ihn in Bordeaux mit lebendigem Leibe aufzuknüpfen, wenn er je dahin kommen würde.«

»Er wird dahin gekommen sein und sie selbst haben aufhängen lassen,« sezte die Frau Prinzessin verächtlich hinzu.

»Und dies Alles,« nahm Frau von Tourville wieder das Wort, »ist nur der Fehler des Herrn von Lenet, des Herrn Pierre Lenet,«

wiederholte sie mit nachdrüklicher Betonung, »dieses eigensinnigen Rathgebers, den Sie durchaus behalten wollen, obwohl er nur dazu dient, alle unsere Pläne zu durchkreuzen. Wenn er meinen zweiten Plan nicht verworfen hätte, dem die Absicht zu Grunde lag, das Schloß Vaires, die Insel Saint-George und das Fort Blaie zu überrumpeln, so würden wir gegenwärtig Bordeaux belagern und es würde kapituliren müssen. — Ohne der Meinung Ihrer Hoheiten vorgreifen zu wollen,« fügte Frau von Tourville noch hinzu, mit einer Stimme, deren respektvoller Haltung einige Ironie beigemischt war, »würde ich es lieber sehen, wenn sich Bordeaux freiwillig ergäbe. Eine Stadt, die kapitulirt, weicht der Gewalt und verpflichtet sich zu Nichts; eine Stadt, die sich freiwillig ergibt, kompromittirt sich und ist genöthigt bis an's Ende dem Geschike dessen sich anzuschließen, dem sie sich überliefert hat.«

Die drei Damen kehrten zurük und bemerkten Pierre Lenet, der, aus einer Nebenpforte, die

zur ebenen Erde auf die Terasse führte, herausgekommen war und sich ihnen von hinten genähert hatte.

Was Frau von Tourville zum Besten gegeben hatte, war zum Theil wahr. Pierre Lenet, Rath des Prinzen, war ein kalter, ernster, aber kluger Mann und vom Gefangenen beauftragt, Freunde und Feinde zu überwachen und es darf dabei nicht verschwiegen werden, daß er weit mehr Mühe hatte, die Freunde des Prinzen zu behindern seine Sache bloszustellen, als den bösen Absichten der Feinde entgegenzuarbeiten. Allein gewandt und verschlagen wie ein Advokat, an die Chikane und Intriguen des Palastes gewöhnt, pflegte er gewöhnlich entweder durch ein glükliches Widerspiel oder durch einen unerschütterlichen Gleichmuth den Triumf davon zu tragen. Zu Chantilli war es, wo er seine geschiktesten Treffen lieferte; denn der Eigendünkel der Frau von Tourville, die Ungeduld der Frau Prinzessin, die aristokratische Steifheit der Prinzessin-Wittwe wogen die Arglist des Maza-

rin, den Hochmuth der Anna und die Unentschiedenheit des Parlaments vollständig auf.

Lenet, der von dem Fürsten mit der Korrespondenz beauftragt war, hatte sich zum Gesez gemacht, den Prinzessinnen nur dann Nachrichten mitzutheilen, wenn ihm der rechte Zeitpunkt dazu gekommen schien; denn die weibliche Diplomatie, welche nicht immer das Geheimniß, diesen ersten Grundsaz der männlichen zu behüten weiß, trug Schuld, daß schon ein guter Theil von Lenet's Planen durch seine Freunde an seine Feinde verrathen worden war.

Die beiden Prinzessinen, die troz der Opposizion, der sie in ihm begegneten, Pierre Lenet's Ergebenheit und Brauchbarkeit zu würdigen verstanden, begrüßten ihn mit freundlichen Mienen, ja es malte sich sogar ein flüchtiges Lächeln auf den Lippen der Prinzessin-Wittwe ab.

»Nun, mein lieber Lenet, hörten Sie es, wie Frau von Tourville sich oder vielmehr uns beklagte? Alles geht schlechter und immer schlechter. Ach, unsere Sache, lieber Lenet, unsere Sache!«

»Madame,« antwortete Lenet, »ich bin weit entfernt, die Sachen so schwarz zu sehen, als Eure Hoheit sie sieht. Ich hoffe viel von der Zeit und von einer Rükkehr des Glüks. Sie kennen das Sprichwort: »Alles hat seine Zeit.«

»Die Zeit, die Rükkehr des Glüks, Herr Lenet, das ist Filosofie, und keine Politik,« rief die Frau Prinzessin.

Lenet lächelte.

»Die Filosofie ist zu allen Dingen nüze, Madame, zumal in der Politik. Sie lehrt uns im Glük nicht übermüthig zu werden und im Unglük die Geduld zu bewahren.«

»Was hilft das,« stimmte Frau von Tourville ein, »ich ziehe eine gute Botschaft allen ihren Maximen vor. Nicht wahr, Frau Prinzessin?«

»Ja, gewiß,« antwortete Frau von Kondé.

»Ihre Hoheit wird also zufriedengestellt sein, denn sie wird heute drei Botschafter empfangen,« meldete Lenet mit gewohnter Kaltblütigkeit.

»Wie, drei!«

»Ja, Madame. Ein Kourier ist auf der Strasse von Bordeaux gesehen worden, ein zweiter kommt von Stenai, der dritte von Larochefoukault.«

Die zwei Prinzessinen verriethen freudiges Erstaunen, nur Frau von Tourville biß sich auf die Lippen.

»Es scheint mir, lieber Herr Pierre Lenet,« hob sie nach einer Weile in gezierter Manier an, um ihren Aerger zu verstecken und um das bittre Wort, das sie eben aussprechen wollte, zu süßen, »es scheint mir, daß ein so geschikter Tausendkünstler, wie Sie es sind, nicht auf einem so schönen Wege stehen bleiben, vielmehr, nachdem er das Kommen der Depeschen verkündet, auch deren Inhalt uns nicht vorenthalten sollte.«

»Meine Wissenschaft, Madame, reicht nicht so weit als Sie glauben,« erwiederte er ganz bescheiden, »sie beschränkt sich darauf ein treuer Diener zu sein. Ich zeige an, aber ich errathe nicht im Voraus.«

Als ob Lenet wirklich durch einen pflichtigen Geist bedient sei, hörte man, wie in demselben

Augenblik zwei Reiter im schärfsten Trabe heran und in den Schloßhof hereinsprengten. Alsbald stürzten von allen Seiten Neugierige herbei, um etwas von den Nachrichten zu erhaschen.

Die zwei Reiter stiegen ab und der eine, den andern verlassend, der ein Diener zu sein schien, stürzte weit mehr, als daß er ging auf die Prinzessinnen zu, die ihm entgegenkamen und die er am äußersten Ende eines Säulenganges bemerkt hatte.

»Klara!« rief die Frau Prinzessin entgegen.

»Zu dienen, Hoheit; ich mache Ihnen mein unterthänigstes Kompliment, Madame.«

Und indem er sich auf ein Knie niederließ, versuchte der junge Mann die Hand der Frau Prinzessin zu erfassen, um sie ehrerbietig zu küssen.

»Komm' in meine Arme, theure Vikomtesse, in meine Arme!« rief, sie aufhebend, Frau von Kondé aus.

Nachdem sich der junge Kavalier von der Frau Prinzessin unter allen Anzeichen geziemenden Respekts hatte umarmen lassen, wandte er sich der

Prinzessin-Wittwe zu und begrüßte sie mit einer ähnlichen tiefen Verbeugung.

»Schnell, liebe Klara,« hob diese an, »berichten Sie schnell!«

»Ja, rede, erzähle,« stimmte Frau von Kondé bei, »hast Du Richon gesehen?«

»Ja, Hoheit, er hat mir einen Auftrag für Sie ertheilt.«

»Ist er gut, oder böse?«

»Das weiß ich selbst nicht, er besteht in zwei Worten.«

»Welche, welche? ich vergehe vor Ungeduld.«

Und ein Ausdruk der lebhaftesten Angst gleitete über die Gesichter der beiden Prinzessinnen hinweg.

»Bordeaux-oui!« antwortete Klara, die selbst unruhig schien über die Wirkung, die beide Worte erzeugen könnten.

Doch bald fand sie sich beruhigt; denn die zwei Prinzessinnen frohlokten bei diesen Worten so triumfirend, daß Lenet von dem andern Ende der Gal-

lerie schneller als es in seiner Weise lag, zugeschritten kam.

»Lenet, Lenet! kommen Sie, kommen Sie schnell!« rief ihm die Frau Prinzessin zu; »Sie wissen nicht, welche gute Botschaft uns die liebe Klara bringt!«

»O, doch Madame,« erwiederte Lenet lächelnd, »ich weiß es und deshalb beeilte ich mich weniger.«

»Wie, Sie wissen es?«

»Bordeaux- oui! Lautet's nicht so?« frug Lenet.

»Ganz richtig, lieber Pierre, Sie sind ein Hexenmeister!« antwortete die Prinzessin-Wittwe.

»Aber, Lenet, wenn sie es wußten,« nahm die Frau Prinzessin im vorwurfsvollen Tone das Wort, »warum haben Sie uns nicht unserer Unruhe durch diese zwei Worte entrissen?«

»Weil ich der Frau Vikomtesse von Cambes den Lohn für ihre Mühe überlassen wollte,« entgegnete Lenet, indem er sich ganz bewegt vor Klara verneigte; »ferner, weil ich auf der Terasse im

Angesicht der ganzen Welt den Ausbruch der Freude Eurer Hoheiten fürchtete.«

»Sie haben Recht, immer Recht, Pierre! mein lieber Pierre!« sagte die Frau Prinzessin. »Seien wir still!«

»Wir verdanken das sicherlich dem braven Richon,« äußerte die Prinzessin-Wittwe. »Nicht wahr, Sie sind zufrieden mit ihm, er hat seine Sache gut gemacht, reden Sie doch, mein lieber Gevatter Lenet?«

»Lieber Gevatter« war ein Schmeichelwort der Prinzessin-Wittwe, das sie von Heinrich IV. her lieb hatte und häufig anwandte.

»Richon,« antwortete Lenet, »ist ein Mann, von Kopf und Energie. Euer Hoheit kann dessen versichert sein; wäre ich seiner nicht durchaus gewiß, würde ich ihn nicht empfohlen haben.«

»Was sollen wir für ihn thun?« frug die Frau Prinzessin.

»Man muß ihm einen wichtigen Posten geben,« sezte die Prinzessin-Wittwe hinzu.

»Einen wichtigen Posten?« fiel Frau von Tourville ärgerlich ein, »Eure Hoheit überlegen nicht, Sie vergessen, daß er nicht von Adel ist!«

»Ich bin es, Madame, auch nicht,« erwiederte Lenet, »was jedoch dem Herrn Prinzen nicht behindert mir sein Vertrauen zu schenken. Gewiß, ich ehre und bewundere den Adel Frankreichs, allein es gibt Umstände, wo ich behaupte, daß ein großes Herz mehr als ein altes Wappen wiegt.«

»Warum mag der brave Richon nicht selbst die kostbare Nachricht überbracht haben?« frug die Frau Prinzessin.

»Er ist in Gujenne zurükgeblieben, um Leute zusammen zu bringen. Er hat mir mitgetheilt, daß er bereits auf etwa dreihundert Soldaten zählen könne, nur klagte er, daß sie aus Mangel an Zeit nicht hinlänglich eingeübt sind, um eine Kampagne mitzumachen; er wünscht deshalb lieber das Kommando eines Plazes wie Vaires oder der Insel Saint-George zu erhalten. Er glaubt, daß er sich dort ihren Hoheiten vollkommen nüzlich erweisen könne.«

»Wie aber wäre dies zu erreichen?« forschte die Prinzessin. »Wir stehen augenbliklich zu schlecht am Hofe, um Jemand empfehlen zu können; unsere Empfehlung würde ihn verdächtig machen.«

»Vielleicht, Madame,« fiel die Frau Vikomtesse ein, »gäbe es ein Mittel, das Herr Richon mir angedeutet hat.«

»Und dies wäre?«

»Herr von Epernon,« sprach die Vikomtesse erröthend weiter, »ist in eine gewisse Frauensperson sterblich verliebt.«

»Ach ja! in die schöne Nanon,« entgegnete voller Abscheu die Frau Prinzessin; »wir kennen das.«

»Wie es scheint, kann der Herzog von Epernon dieser Frau durchaus nichts abschlagen und sie bewilligt Alles, was man ihr bezahlt. Würde man von ihr nicht ein Patent für Herrn Richon erkaufen können?«

„Das Geld dazu würde sehr wohl angelegt sein,“ bemerkte Lenet.

»Ja, aber leider ist unsere Kasse leer; Sie wissen es ja, Herr Rath,« wandte die Frau von Tourville ein.

Lenet drehte sich lächelnd nach der Frau von Kambes um.

»Jezt, Madame,« sprach er, »ist der Augenblik gekommen, wo Sie Ihren Hoheiten beweisen können, daß Sie an Alles gedacht haben.«

»Was wollen Sie damit sagen, Lenet?«

»Nichts weiter, Madame, als daß ich so glüklich bin, Ihnen eine kleine Summe anbieten zu können, die ich mit großer Mühe von meinen Pächtern eingezogen habe; die Summe ist zwar sehr bescheiden, aber es war mir nicht möglich, ein Mehreres zu thun. Es sind zwanzigtausend Livres!« sezte die Vikomtesse hinzu, indem sie die Augen niederschlug, da sie beschämt war, den zwei ersten Damen des Königreichs eine Summe von so geringem Belauf anzubieten.

»Zwanzigtausend Livres!« riefen mit einem Male beide Prinzessinnen aus.

»Das ist ein Vermögen, in Zeiten wie die unsrigen sind!« fuhr die Wittwe fort.

»Diese herzige Klara,« fügte die Frau Prinzessin hinzu, »wie werden wir es ihr je vergelten können?«

»Dazu wird später eine Zeit kommen.«

»Wo ist die Summe?« frug die Frau von Tourville.

»Im Zimmer Ihrer Hoheit, wohin mein Diener Pompejus es zu bringen beauftragt ward.«

»Lenet,« bedeutete die Frau Prinzessin, »Sie werden davon Notiz nehmen, daß wir diese Summe der Frau von Kambes schulden.«

»Ist schon geschehen,« entgegnete Lenet, indem er eine Schreibtafel herauszog und unter dem Datum des Tages, die zwanzigtausend Livres der Vikomtesse und zwar als unter einer Linie aufgeführt zeigte, deren Totalbetrag die Prinzessinnen vielleicht ein wenig erschrekt haben würde, hätten sie sich die Mühe genommen, sie zu addiren.

»Aber, holde Freundin,« nahm die Frau Prinzessin wieder das Wort, »wie haben Sie es angefangen, um durchzukommen? Man hat uns gesagt, daß der Herr von Saint-Aigean alle Wege besezt halte, und wie ein Zollwächter Personen und Sachen durchsuche.«

»Ich danke das der Weisheit meines Pompejus, der uns dieser Gefahr durch einen entsezlichen Umweg entführt hat. Derselbe hat uns freilich um anderthalb Tag verspätet; denn sonst würden wir schon ehegestern hier eingetroffen sein.«

»Es ist noch keine Zeit verloren, Madame,« beruhigte sie Lenet; »es handelt sich vor Allem darum, den heutigen und morgenden Tag wohl anzuwenden. Wir haben, wie ich bereits erwähnte, heute drei Kouriere zu erwarten; der eine ist indessen glüklich angekommen, es bleiben also noch die zwei andern übrig.«

»Kann man nicht die Namen der zwei andern erfahren, mein Herr?« forschte die Frau von Tourville.

»Der erste,« antwortete Lenet, »wird, wenn anders meine Erwartung nicht trügt, Gourville sein; er kommt vom Herzog von Larochefoukault.«

»Vom Prinzen von Marsillak, wollen Sie sagen,« verbesserte Frau von Tourville.

»Der Prinz von Marsillak ist jezt Herzog von Larochefoukault, Madame.«

»Ist denn sein Vater gestorben?«

»Vor acht Tagen?«

»Und wo?«

»Zu Verteuil.«

»Und der zweite Kourier?« frug die Frau Prinzessin.

»Der zweite ist Blanchefort, Garde-Kapitän des Prinzen. Er kommt von Stenai und zwar vom Herrn von Turenne.«

»In diesem Fall, glaube ich,« versezte Frau von Tourville, »sollte man, um jeden Zeitverlust zu vermeiden, auf meinen ersten Plan eingehen, der sich auf die Anhänglichkeit von Bordeaux und die

Verbindung zwischen den Herrn von Turenne und von Marsillak stüzt.«

Lenet lächelte wie gewöhnlich.

»Verzeihen Sie, Madame,« sprach er in seiner glatten Weise, »aber die vom Prinzen selbst entworfenen Pläne sind bereits in ihrer Ausführung begriffen und versprechen ein vollständiges Gelingen.«

»Die vom Prinzen entworfenen Pläne,« närgelte Frau von Tourville ärgerlich weiter, »vom Prinzen, der im Thurm von Vinzennes sizt und mit Niemand kommuniziren kann! . . .«

»Hier sind die Befehle Seiner Hoheit, von eigener Hand und gestrigem Datum,« versezte Lenet und zog einen Brief des Prinzen von Kondé aus der Tasche; »ich habe ihn heut morgen empfangen. Wir stehen in Korrespondenz.«

Das Papier ward von den beiden Prinzessinnen dem Rathe fast aus den Händen gerissen. Mit Freudenthränen verschlangen sie seinen Inhalt.

»In den Taschen des Herrn Lenet scheint ganz Frankreich zu steken,« äußerte lächelnd die Prinzessin-Wittwe.

»Noch nicht, noch nicht, Madame,« erwiederte der Rath; »aber mit Gottes Hilfe soll's werden. Jezt aber,« fuhr er fort, auf die Vikomtesse deutend, »jezt muß vor allem der Frau Vikomtesse Ruhe geschafft werden; denn der lange Weg . . .«

Die Vikomtesse verstand Lenet's Wunsch mit den Prinzessinnen allein zu sein und auf ein Lächeln der Wittwe, das sie in diesem Gedanken bestärkte, machte sie eine ehrerbietige Verbeugung und entfernte sich.

10.

Madame von Tourville blieb zurük und versprach sich eine reiche Erndte von geheimnißvollen Nachrichten, allein auf einen Wink, welchen die Prinzessin-Wittwe ihrer Schwiegerin ganz unmerklich gab, kündigten die zwei Prinzessinnen durch eine

gnädige Kopfbewegung, die im Einklang mit allen Regeln der Etikette ausgeführt wurde, der Frau von Tourville an, daß der Schluß der politischen Sizung, zu deren Antheilnahme sie berufen worden war, gekommen sei. Die gelehrte Dame wußte vollkommen, was eine solche Bewegung zu bedeuten habe, sie machte deshalb den beiden Damen einen sehr tiefen und äußerst zeremoniösen Knix und empfahl sich, in ihrem Innern Gott anrufend, ob des schwarzen Undanks der beiden Prinzessinnen. Diese zogen sich in ihr Kabinet zurük, wohin ihnen Pierre Lenet folgte.

»Wollen Ihre Hoheiten,« hob Lenet an, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Thüre wohl verschlossen sei, »Gourville jezt empfangen? Er ist angekommen und wechselt die Kleider, da er in seinem Reiserok nicht zu erscheinen wagte.«

»Was für Nachrichten bringt er?«

»Daß Herr von Larochefoukauld heut Abend oder Morgen mit fünfhundert Edelleuten hier sein wird.«

»Fünfhundert Edelleute!« rief die Prinzessin aus; »das ist ja eine ganze Armee!«

»Die unsere Stellung nur schwieriger machen wird. Ich würde fünf bis sechs treue Diener lieber sehen, als diesen ganzen Anhang; wir würden uns um vieles leichter dem Herrn von Saint-Aignan entziehen können. Jezt möchte es fast unmöglich sein, unser Ziel zu erreichen, ohne beunruhigt zu werden.«

»Ei das ist gut, wenn man uns beunruhigt,« frohlokte die Prinzessin; »denn wenn man das thut, so werden wir kämpfen und siegen, der Geist des Herrn von Kondé wird mit uns sein.«

Lenet blikte die Prinzessin-Wittwe an, um auch ihre Ansicht zu vernehmen; allein Charlotte von Montmorenzi, die zur Zeit der Bürgerkriege unter der Regierung Ludwig XIII. aufgewachsen war, die so viel hohe Häupter sich hatte beugen, und in's Gefängniß wandern oder sie auf dem Schaffot hatte fallen sehen, weil sie ungebeugt zu widerstehen gewagt, rieb sich voller Traurigkeit

die Stirn, die von düsteren Erinnerungen umwölkt schien.

»Ja,« begann sie endlich, »es bleibt uns nichts übrig als entweder uns zu verbergen oder zu kämpfen. Welch' eine fürchterliche Lage! Wir lebten so ruhig mit dem wenigen Ruhm, den Gott unserm Hause bescheert hatte; wir strebten nur, wenigstens glaube ich, daß keiner von uns je eine andere Absicht gehabt hat, den Rang zu behaupten, in dem wir geboren sind; und dennoch scheint uns das Geschik zu zwingen, gegen unsern Herrn zu kämpfen. . . .«

»Madame,« fiel die junge Prinzessin ungestüm in die Rede, »ich betrachte die Nothwendigkeit, in der wir uns befinden, mit weniger trübem Auge. Mein Gemahl und mein Bruder erdulden eine unwürdige Gefangenschaft; Gemahl und Bruder, beide sind Ihre Söhne; zudem hat man ihre Tochter verbannt. Dies rechtfertigt gewiß alle Unternehmungen, die wir in Absicht haben!«

»Allerdings,« antwortete die Prinzessin-Wittwe mit einer Miene voll Ergebung, »erdulde ich dies

Alles mit mehr Geduld als Sie, Madame; mir scheint als sei es unsere Bestimmung verbannt oder gefangen zu sein. Kaum war ich die Frau des Vaters Ihres Gemahls, als ich Frankreich verlassen mußte, Heirichs des Vierten Liebe verfolgte mich. Kaum waren wir wieder zurükgekehrt, so mußten wir nach Vinzennes wandern; diesmal war der Haß des Kardinals Richelieu unser Verfolger. Mein Sohn, der heute im Kerker schmachtet, erblikte im Kerker das Licht der Welt, er hat nach zweiunddreißig Jahren das Zimmer wiedergesehen, wo er geboren ward. Ach! Dein Schwiegervater, der Fürst hatte mit seinen dunkeln Profezeiungen nicht Unrecht, als man ihm den Gewinn der Schlacht von Rokroi verkündete und ihn in den Saal führte, der mit den Fahnen geschmükt war, so den Spaniern durch seinen Sohn abgenommen wurden, und als er zu mir sagte: »Gott ist Zeuge, wie groß die Freude ist, die meines Sohnes Heldenthat mir gewährt, aber Madame, behalten Sie wohl im Gedächtniß, daß je mehr unser Haus Ruhm und Ehre erobern,

es desto mehr auch vom Unglük heimgesucht werden wird. Fama nocet! *) „Wir haben zu viel Geräusch gemacht und das ist's, was uns schadet. Theilen Sie meine Ansicht nicht, Lenet?“

„Madame,“ entgegnete Lenet, den die Erinnerungen der Prinzessin betrübt hatten, „Euer Hoheit haben vollkommen Recht; allein wir sind schon zu weit vorgeschritten, um jezt umkehren zu können. Unter den Umständen, in denen wir uns befinden, ist vor Allem ein schneller Entschluß gefordert, wir dürfen uns keineswegs die Eigenthümlichkeit unserer Lage verhehlen. Nur scheinbar sind wir frei; denn die Königin beobachtet und der Herr von Saint-Aignan blokirt uns. Zur Zeit handelt es darum, Chantilli zu verlassen troz der Wachsamkeit der Königin und troz der Blokade des Herrn Saint-Aignan.“

„Verlassen wir Chantilli, aber verlassen wir es offen und frei!“ versezte die Frau Prinzessin.

---

*) Der laute Ruhm schadet.

„Dieser Meinung bin ich auch," fuhr die Prinzessin-Wittwe fort. „Die Kondé's sind keine Spanier und spinnen keinen Verrath; auch sind sie keine Italiener, die List gebrauchen. Was sie thun, das thun sie am hellen Tage und mit offenem Visir."

„Madame," sprach Lenet in einem Tone innerer Zuversicht. „Gott ist mein Zeuge, daß ich der erste sein werde, der die Befehle Ihrer Hoheit, welcher Art sie auch seien, auszuführen bereit ist, allein um Chantilli in der Weise zu verlassen, wie Sie es thun wollen, muß eine Schlacht geschlagen werden. Ohne Zweifel liegt es nicht in Ihrer Absicht am Schlachttage zu verzagen, nachdem Sie ihn im Rath mannhaft beschlossen haben; doch übersehen Sie dabei, daß an Ihrem kostbaren Leben ein nicht weniger kostbares Dasein hängt: das Ihres Sohnes und Enkels, des Herzogs von Enghien; dürfen Sie es wagen die Gegenwart und die Zukunft Ihres Hauses in ein und dasselbe Grab einzuschließen? Glauben Sie nicht, daß der Vater dem Ma-

zarin als Geißel dienen, für alle verwegenen Anschläge, die man im Namen des Sohnes ausführen wird? Sind Ihnen die Geheimnisse des Thurmes von Vinzennes unbekannt geblieben, die der Herr Groß-Prior von Vendôme, der Marschal von Ornano und Pui-Laurens so fürchterlich ergründeten? Nein, meine Damen," fuhr Lenet seine Hände faltend, fort, „nein, Sie werden dem Rathe Ihres alten Dieners das Ohr leihen, Sie werden Chantilli verlassen, wie es Frauen zukommt, die man verfolgt; bedenken Sie, daß Ihre sicherste Waffe die Schwachheit ist; ein Kind, dem man seinen Vater, eine Frau, der man ihren Gatten, eine Mutter, der man den Sohn geraubt, müssen, so gut Sie eben können, den Schlingen zu entrathen suchen, in die sie verstrikt sind. Warten Sie die Zeit zum Handeln und zur offenen Rede ab, wenn Sie den Mächtigern nicht mehr als Bürgen dienen. So lange Sie gefangen sind, werden Ihre Parteigänger stumm bleiben; sind Sie frei, werden sie sich erklären, da nicht mehr zu befürchten ist, daß man Ihnen die

Bedingungen Ihrer Auslösung diktirt. Unser Plan ist mit Gourville verabredet. Wir haben uns einer guten Eskorte versichert, mit der wir allen Beleidigungen unterwegs zu entgehen hoffen; denn wohl zwanzig verschiedene Streifkorps halten die Umgegend besezt und passen ohne Unterschied auf Freund und Feind. Stimmen Sie ein, Alles ist bereit.“

„Verstohlen, wie Uebelthäter abreisen!“ rief die junge Herzogin entrüstet aus. „Ha! was würde der Prinz sagen, wenn er erführe, daß seine Mutter, sein Weib und sein Sohn einen solchen Schimpf ertragen hätten?“

„Was er sagen würde, weiß ich nicht; aber wenn es gelingt, wird er Ihnen seine Freiheit zu verdanken haben; schlägt das Unternehmen fehl, so gefährden Sie doch dabei weder Ihre Hilfsquellen, noch überhaupt Ihre Stellung, wie ohnfehlbar durch eine Schlacht geschehen würde.“

Die Prinzessin-Wittwe sann einen Augenblik nach und erklärte darauf mit schwermuthsvoller Geberde:

„Lieber Herr Lenet, überzeugen Sie meine Tochter, denn was mich anlangt, so bin ich gezwungen, hier zu bleiben. Ich habe bis jezt gekämpft, endlich aber unterliege ich; der Schmerz, der mich verzehrt und den ich vergebens denen, die mich umgeben zu verbergen suche, wird mich auf's Lager strecken, das vielleicht mein Todtbett sein wird. Sie haben gesagt: Man müsse vor Allem das Schiksal der Kondé retten. Meine Töchter und mein Enkel mögen also Chantilli verlassen, und ich hoffe, daß sie weise genug sein werden, um sich Ihren Rathschlägen, ich will lieber sagen, Ihren Befehlen zu fügen. Befehlen Sie, Lenet, und man wird gehorchen!“

„Sie werden blaß, Madame!“ rief Lenet zur Unterstüzung der Prinzessin-Wittwe herbeispringend, welche von den Armen der Frau Prinzessin bereits umfangen war.

„Ja, ja,“ sprach die Wittwe mit schwindender Stimme, „die guten Nachrichten von heute haben mir übler mitgespielt als die Angst der lezten

Tage. Das Fieber schüttelt mich, aber wir wollen Nichts merken lassen, gerade im gegenwärtigen Augenblik könnte es uns Nachtheil bringen."

„Madame," versezte Lenet ganz leise, „wenn Sie nur nicht leiden müßten, so würde ich das Unwohlsein Ihrer Hoheit für eine Schikung des Himmels ansehen. Hüten Sie das Bett, lassen Sie das Gerücht von Ihrer Krankheit verbreiten. Sie, Madame," fuhr er, sich zur jungen Prinzessin wendend, fort, „lassen Ihren Hausarzt Bourdelot kommen und da wir Pferde und Wagen zu unserer Verfügung haben müssen, so geben Sie als Ihre Absicht kund, im Park einen Dammhirsch jagen zu wollen. Auf diese Weise wird es Niemand auffallen, Menschen, Waffen und Pferde in Aktivität zu sehen."

„Das, Lenet, mögen Sie thun; denn wie ist's möglich, daß ein so voraussichtiger Mann, wie Sie sind, nicht gefühlt hat, daß man sich über diese sonderbare Jagdpartie, in dem Augenblik, wo meine

Frau Mutter krank darnieder liegt, höchlich verwundern werde?«

»Das, Madame, ist im Voraus allerdings schon erwogen. Wird nicht der Herr Herzog von Enghien übermorgen sieben Jahre alt, wo er den weiblichen Händen enteilen darf?«

»Ja wohl.«

»Nun so geben wir vor, daß dieses Jagdfest veranstaltet sei, zur Feier des Tages, an dem der junge Prinz zum erstenmal Hosen anlegt und wie Eure Hoheit darauf bestanden habe, daß der Feierlichkeit durch Ihre Krankheit kein Eintrag geschehe, daß aber Sie, Madame, dieser Bitte gewillfahret hätten.«

»Das ist ein vortrefflicher Einfall!« rief die Prinzessin-Wittwe, ganz stolz auf diese Kundgebung der Männlichkeit ihres Enkels und mit heiterem Lächeln aus; »ja, wahrlich, dieser Vorwand ist gut; Lenet, Sie sind ein ausgezeichneter und braver Rathgeber.«

»Um aber der Jagd zu folgen, wird der junge Herzog im Wagen fahren müssen?« frug die Prinzessin.

»Nein, Madame, zu Pferde. Ihr mütterliches Herz wolle darüber ja nicht erschreken. Ich habe einen kleinen Sessel ausgedacht, den Vialas, sein Stallmeister, an dem Knopfe seines Sattels befestigen wird. Auf diese Weise wird der junge Herr beaufsichtigt sein und den Abend werden wir in aller Sicherheit abreisen können; denn angenommen, daß es darauf ankäme, zu fliehen, so wird der Herzog von Enghien zu Pferde überall durchkommen, während er zu Wagen beim ersten Hinderniß angehalten werden würde.

»Sie sind also der Meinung, daß wir abreisen sollen?«

»Uebermorgen Abend, Madame, wenn Eure Hoheit keinen Grund hat, Ihre Abreise zu verschieben.«

Nein, nein, Lenet, im Gegentheil; sobald als möglich wollen wir unserer Gefangenschaft zu entrathen suchen.«

»Sind wir aus Chantilli glüklich heraus, was denken Sie dann zu thun?« forschte die Prinzessin-Wittwe weiter.

»Wir werden quer durch die Armee des Herrn von Saint-Aignan gehen, den uns gelingen wird, irgendwie Sand in die Augen zu streuen; sodann werden wir auf Herrn von Larochefoucault stoßen und nach Bordeaux gehen, wo man uns erwartet. Sind wir erst in der zweiten Stadt des Königreichs, dann können wir unterhandeln oder Krieg machen, wie es Ihren Hoheiten belieben wird. Doch muß ich mir die Freiheit nehmen, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir selbst zu Bordeaux nicht lange verweilen dürfen, wenn wir nicht in den Besiz einiger Pläze gelangen, welche die königlichen Truppen zwingen, sich zu zertheilen. Zwei solcher Pläze sind zumal von großer Wichtigkeit: Vaires, welches die Dordogne beherrscht und den Zufuhren gestattet, bis zur Stadt zu kommen und die Insel Saint-George, die von den Bewohnern Bordeaux's selbst als der Schlüssel zu ihrer Stadt angesehen ist.

Doch an das Alles wollen wir später denken; für den Augenblik gilt es, von hier fortzukommen.«

»Ich denke, daß Nichts leichter sein wird,« versezte die Frau Prinzessin. »Wir sind hier allein und die Herren, was Sie, Lenet, auch dagegen einwenden mögen.«

»Zählen Sie auf Nichts, Madame, bevor wir in Bordeaux sind; dem teuflischen Geiste des Herrn von Mazarin ist Nichts zu schwer und wenn ich mit der Darlegung meines Planes gewartet habe, bis wir allein wären, so geschah es, bei Gott! um meiner eigenen Beruhigung willen; denn selbst in diesem Augenblik fürchte ich noch für die Sicherheit des Projekts, das mein Kopf allein gefaßt und das nur Ihre Ohren so eben gehört haben. Herr von Mazarin erfährt die Dinge nicht, er errathet sie.«

»Ha, ich möchte ihn herausfordern, diesen Plan zu vereiteln,« frohlokte die Prinzessin; »jezt wollen wir meine Frau Mutter in ihr Zimmer bringen; ich werde sogleich das Gerücht von unserer Jagd-

partie auf Uebermorgen unter die Leute bringen. Bitte, Lenet, besorgen Sie die Einladungen.«

»Verlassen Sie sich auf mich, Madame!«

Die Prinzessin-Wittwe ging in ihr Zimmer und legte sich zu Bett und es ward Bourdelot, der Arzt des Hauses Kondé und der Lehrer des Herzogs von Enghien gerufen. Die Nachricht von dem eingetretenen Uebelbefinden verbreitete sich blizschnell durch ganz Chantilli und in einer halben Stunde sah man Park und Gallerien öde, indem sich die Gäste der zwei Prinzessinnen nach dem Vorzimmer der Prinzessin-Wittwe drängten.

Lenet schrieb den ganzen Tag und noch an selbigem Abend waren über fünfzig Einladungen durch die zahlreiche Dienerschaft dieses königlichen Hauses nach allen Richtungen hin unterwegs.

11.

Der Tag, welcher zur Ausführung der wichtigen Projekte des Herrn Pierre Lenet bestimmt

worden, war einer jener düstern Frühlingstage, die man herkömmlich zur schönsten Jahreszeit rechnet, während diese, zumal in Frankreich fast immer die unangenehmste ist. Fein und dicht fiel der Regen nieder, graue Nebelstreifen bildend, die des Parks hochstämmige Waldung umflorten und des Gartens weiße Gelände verwischten. In den weiten Höfen harreten an die fünfzig Rosse, alle gesattelt und gezäumt, mit niedergeschlagenem Ohr, traurigem Auge, voll Ungeduld das Erdreich stampfend; desgleichen Hunde-Meuten, gekoppelt und duzendweis abgetheilt, schnaubend und kläffend, indem sie durch eine gemeinsame Kraftäußerung den Diener fortzuziehen suchten, der gekommen war, die vom Regen triefenden Ohrlappen seiner Lieblinge abzutroknen.

Hier und da irrten Jäger in chamoisfarbener Uniform umher, mit zurükgeschlagenen Armen und das Jagdhorn an der Hüfte. Einzelne Offiziere, abgehärtet durch die Bivouak's von Rokroi und Lens boten dem Wasser des Himmels Troz, indem sie sich die Langeweile des Wartens durch Plaudereien

versüßten und gruppenweis auf den Terassen sich zusammengestellt hatten.

Allen war — Hoftag — angesagt und deshalb hatte jeder seine festliche Miene angenommen, um den Herzog von Enghien mit dem ersten Hosenpaar angethan, einen ersten Hirsch jagen zu sehen. Alle Offiziere, die in des Prinzen Dienste standen, alle Schuzbefohlenen des berühmten Hauses, die durch Lenet's Rundschreiben geladen worden, waren in Chantilli erschienen, um dem nachzukommen, was sie als ein Gebot der Pflicht betrachteten. Durch ein günstiges Bulletin des Doktor Bourdelot waren übrigens alle Besorgnisse, die man anfänglich wegen der Krankheit der Prinzessin-Wittwe gehegt hatte, glüklich beseitigt; sie hatte zur Ader gelassen, darauf ein Brechmittel eingenommen, zwei Heilmittel, denen man zu jener Zeit eine universale Wirkung zuschrieb.

Gegen zehn Uhr waren alle Gäste der Frau von Kondé glüklich angelangt. Jeder Einzelne hatte in Folge seiner Einladungskarte Einlaß erhalten und wer sie etwa vergessen hatte, ward, sobald

er von Lenet erkannt wurde, durch ein von diesem dem Schweizer gegebenes Zeichen zugelassen. Die Zahl der Eingeladenen mochte sammt den Dienern des Hauses achtzig bis neunzig Personen betragen, die zum größern Theil einen prächtigen Schimmel umstanden, der mit einem gewissen Stolz vorn an seinem großen Sattel einen kleinen mit Sammet belegten Siz mit einer Rükenlehne trug, der für den Herrn Herzog von Enghien bestimmt war und worauf dieser Plaz nehmen sollte, während Vialas, sein Stallmeister in dem Hauptsattel aufsizen sollte.

Indessen ward noch immer Nichts vom Beginne der Jagd laut, da man noch andere Eingeladene zu erwarten schien.

Da ritten gegen zehn-ein-halb-Uhr drei Edelleute in's Schloß ein, die von sechs bis an die Zähne bewaffneten und mit riesigen Mäntelsäken umpakten Dienern gefolgt waren, so daß man meinen mußte, sie hätten eine Reise durch ganz Europa vor.

Als die neuen Ankömmlinge, deren ganze Equipage vom Regen triefte und deren Stiefeln voller

Koth bespritzt waren, woraus man auf ihren langen Marsch schließen konnte, im Hofe die Pferdeständer ansichtig wurden, und ihre Rosse eben daran anlegen wollten, näherte sich Ihnen ein Mann in blauer Livrée, mit einem silbernen Bandalier umhangen, eine Hellebarde in der Hand und rief sie an.

»Woher kommen Sie, meine Herren?« frug er.

»Aus dem Norden,« antwortete einer der Kavaliere.

»Und wohin wollen Sie?«

»Zum Begräbniß.«

»Das Kennzeichen?«

»Unser Trauerflor.«

Jeder der drei Herren trug an seinem Degen einen Flor.

»Mit Verlaub, meine Herren,« ließ hierauf der Schweizer vernehmen, »das ganze Schloß steht zu Ihrer Verfügung; Sie werden eine gedeckte Tafel, geheizte Zimmer und Diener finden, die Ihrer Befehle gewärtig sind; für die Verpflegung Ihrer Dienstleute steht das Offiz in Bereitschaft.«

Die Edelleute, offene Seelen vom Lande, tüchtig ausgehungert und durchkältet, erwiederten das Willkommen, stiegen von ihren Pferden ab, warfen die Zäume den Dienern zu und nahmen ihren Weg nach dem Speisesaal. Ein Kastellan erwartete sie, um ihnen als Führer zu dienen.

Unterdessen wurden die Pferde den Händen der fremden Lakeien entnommen, von jenen des Hauses in die Ställe abgeführt und nachdem man sie sorglich abgewischt, abgerieben und gestriegelt hatte, an die mit Hafer und Heu wohlversehenen Krippen gelegt.

Kaum hatten sich die drei Edelleute an der Tafel niedergelassen, als sechs andere Kavaliere, mit eben so vielen und in ähnlicher Weise equipirten Dienern angezogen kamen. Auch Sie wollten gleich ihren Vorgängern ihre Pferde an die Halter im Hofe binden, als sich ihnen der Hellebardierer, der strenge Weisung hatte, näherte und seine Fragen erneuerte:

»Woher des Wegs?«

»Aus der Pikardie. Wir sind Offiziere unter Turenne.«

»Wohin werden Sie gehen?«

»Zum Begräbniß.«

»Wo ist Ihr Kennzeichen?«

»An unserem Degen.«

Sie trugen nemlich wie die ersten einen Flor, der am Griff ihres Stokdegens befestigt war.

Nachdem ihnen mit gleichen Höflichkeitsbezeugungen wie den ersten begegnet werden war, geleitete man auch sie in den gastlichen Saal, während die Pferde zur Wartung nach den Ställen abgeführt wurden.

Wiederum stellten sich vier Andere ein. Es wiederholte sich dieselbe Szene. So langten vor zehn Uhr bis um die Mittagszeit zwei zu zwei, vier zu vier, fünf zu fünf, einzeln oder truppweise, stattlich und ärmlich, aber allesammt wohlberitten, wohlbewaffnet und ausgerüstet etwa hundert Kavaliere an, an welche der Hellebardierer stets dieselben Fragen richtete und von welchem er übereinstimmend Antwort

empfing, indem sie angaben, woher sie kämen und daß sie zur Beerdigung gingen.

Nachdem sie gespeis't und sich unter einander bekannt gemacht hatten, während ihren Dienstleuten ebenfalls Stärkung und ihren Pferden Ruhe gegönnt wurde, trat Lenet in den Saal ein, wo sie versammelt waren.

»Meine Herren,« redete er sie an, »die Frau Prinzessin läßt Ihnen durch mich für die Ehre danken, daß Sie bei ihr auf Ihrer Reise zu dem Herrn Herzog von Larochefoukault, der Sie zur Leichenfeier seines Herrn Vaters erwartet, eingesprochen haben. Betrachten Sie dies Schloß als Ihr Haus und nehmen Sie gütigst zu gleicher Zeit an einem Treibjagen Theil, das für heute Nachmittag durch den Herzog von Enghien, der am heutigen Tage sein erstes Hosenpaar angelegt hat, angeordnet ist.«

Ein Gemurmel des Beifalls begleitete diesen ersten Theil von Lenet's Anrede, der, ein gewandter Sprecher, dieselbe unterbrochen hatte.

»Nach der Jagd,« fuhr er nach einigen Augenbliken fort, »sind Sie von der Frau Prinzessin zur Tafel geladen, die gegen Sie noch persönlich ihren Dank auszusprechen wünscht. Ist dies geschehen, dann werden Sie durch Nichts behindert sein, Ihre Reise fortzusezen.«

Einige unter den Edelleuten liehen dem Theile dieses Programms eine ganz besondere Aufmerksamkeit, der darauf hindeutete, wie ihrem freien Willen in keiner Weise ein Eintrag geschehen würde. Ob sie nun von dem Herrn Herzog von Laroche-foukauld im Voraus unterrichtet, dieses oder Aehnliches erwartet hatten, genug, Niemand that dagegen eine Einrede. Einige verfügten sich in die Ställe, um nach ihren Pferden zu sehen, andere ließen sich ihre Felleisen herbeischaffen, um vor den Prinzessinnen recht würdig zu erscheinen, noch andere blieben bei Tafel sizen und sprachen über die Angelegenheiten der Zeit, die mit den Vorgängen des gegenwärtigen Tages in einem gewissen Zusammenhang zu stehen schienen.

Viele wandelten unterhalb des großen Balkons, auf und ab, auf dem der Herzog von Enghien nach beendigter Toilette, die zum lezten Male der Besorgung der Frauen anvertraut war, erscheinen mußte. Der junge Prinz mit seinen Ammen und Wärterinnen im Hintergrund seines Zimmers, kannte zwar seine Wichtigkeit noch nicht, aber schon eines aristokratischen Hochmuths voll, betrachtete er mit einem ungeduldigen Blik das reiche und dabei viel bedeutende Kostüm, mit dem er zum erstenmale bekleidet werden sollte; es war ein Kleid von schwarzem Sammet mit mattem Silber besezt, welches seinem Schmuk den düstern Anstrich der Trauer gab, da seine Mutter durchaus als eine Wittwe angesehen sein und darüber nachgedacht hatte, wie sie bei einer schiklichen Gelegenheit die Worte: »Armer, verwaister Prinz« einfließen lassen wollte.

Allein nicht der junge Prinz allein war es, der seine prächtigen Kleider mit der größten Lust betrachtete, waren sie doch das Zeichen seiner so lange erwarteten Mannheit; zwei Schritte von ihm weidete

sich ein anderes Kind, kaum um einige Monate älter, mit rothen Wangen, blauen Augen, blonden Haaren, strozend von Gesundheit, Kraft und Muthwillen, an dem Prunke, der seinen glüklichen Gefährten umgab. Schon einigemale konnte er seiner Neugierde nicht widerstehen, und hatte sich dem Stuhle zu nähern gewagt, auf dem die schönen Kleider zurecht gelegt waren und heimlich den Stoff angefühlt und den Besaz gestreichelt, während der Prinz nach einer andern Seite zugekehrt stand. Aber einmal passirte es doch, daß der Herzog von Enghien sich umdrehte und es bemerkte; denn Pierrot zog seine Hand zu spät zurük.

»Nimm Dich in Acht,« rief der kleine Prinz ärgerlich aus, »nimm Dich in Acht, Pierrot, daß Du mir meine Hosen nicht verdirbst; sieh, das ist gestikter Sammet, der seinen Glanz verliert, sobald man ihn berührt. Ich verbiete Dir meine Hosen anzurühren.«

Pierrot verbarg die schuldige Hand auf dem Rüken, indem er sich in jener böslaunigen Weise ge-

behrdete, die allen Kindern ohne Ausnahme eigenthümlich ist.

»Sei gut, Louis,« redete die Frau Prinzessin beschwichtigend ihrem Sohne zu, der ein verdrüßliches Gesicht zog; »wenn Pierrot noch einmal Dein Kleid anrührt, so wollen wir ihn hauen lassen.«

Pierrot's schmollende Miene ging in eine drohende Geberde über.

»Das gnädige Herrchen ist ein Prinz, ich aber ein Gärtnersohn; wenn das gnädige Herrchen nicht leiden will, daß ich sein Kleid berühre, so werde ich es nicht leiden, daß er mit meinen Perlmuscheln spielt. Ha! ich bin stärker als er; das weiß er recht gut!«

Kaum hatte er diese unüberlegten Worte ausgesprochen, als des Prinzen Amme, Pierrot's Mutter den kleinen unbändigen Schlingel beim Kragen nahm und ihm einschärfte: »daß der gnädige Herr sein Gebieter, der Herr von Allem im Schlosse und um dem Schlosse herum, folglich auch Herr seiner Muscheln sei.«

»Ih, ih!« erwiederte Pierrot, »ich glaubte er sei mein Bruder . . .«

»Ja. Dein Milchbruder.«

»Wenn er mein Bruder ist, so dürfen wir theilen und wenn meine Muscheln seine sind, so sind seine Kleider mein.«

Die Amme wollte eben handgreiflich den Unterschied erläutern, der zwischen einem leiblichen und einem Milchbruder besteht, als der junge Prinz, der es wünschte, daß Pierrot seinem Triumfaufzuge beiwohne, um dessen Bewunderung und Neid zu erregen, dazwischen fuhr.

»Fürchte Dich nicht, Pierrot,« versicherte er, »ich bin nicht böse auf Dich. Du sollst mich gleich auf meinem großen Schimmel und auf meinem kleinen, schönen Size sehen; jagen will ich und ich selbst werde den Hirsch todtmachen.«

»So!« antwortete der ungezogene Pierrot mit allen Zeichen der bittersten Ironie; »Sie werden lange auf dem Pferde bleiben! Jüngst als Sie auf

meinen Esel steigen wollten, hat Sie flugs der Esel wieder abgesezt!«

»Ja, aber heute,« versezte das Prinzlein mit aller Majestät, die er in seinem Köpfchen finden konnte, »heute stelle ich meinen Papa vor und werde nicht herunterfallen; übrigens wird mich auch Vialas halten.«

»Schnell, schnell,« befahl die Frau Prinzessin und schnitt damit das Zwiegespräch zwischen Pierrot und dem Herzog von Enghien ab, »kleidet den Prinzen an! Es hat schon ein Uhr geschlagen und sämmtliche Edelleute warten mit Ungeduld. Lenet, lassen Sie zum Aufbruch blasen.«

In demselben Augenblik drangen Hörnersignale in den Höfen wieder und bis in die Zimmer hinein. Ein Jeder lief seinem Pferde zu, die nach bester Pflege sich ausgeruht hatten und sezte sich auf, der Jägermeister mit seinen Leithunden, die Piqueur's mit ihren Koppeln gingen zuerst ab. Nach ihnen ordneten sich die Edelleute in Reih' und Glied, und es erschien bald darauf auch der Herzog von Eng-

hien auf seinem schneeweißen Rosse, von Vialas seinen Bereiter unterstüzt, umringt von Ehrendamen, Edelleuten, Stallmeistern und begleitet von seiner Mutter, die in blendendem Schmuk einen Rappen, schwarz wie Agath ritt; neben ihr die Vikomtesse von Kambes, die ihren Gaul mit unvergleichlicher Anmuth zügelte und in Frauenkleidung, die sie zu ihrer großen Freude wieder angelegt hatte, anbetungswürdig erschien.

Frau von Tourville suchte man vergebens, denn seit ehegestern war sie verschwunden. Sie hatte sich, wie Achill, unter ihr Zelt zurükgezogen.

Dieser prächtige Aufzug ward durch einstimmigen Freudenruf bewillkommnet. Man zeigte sich gegenseitig die Frau Prinzessin und den Herzog von Enghien, indem man sich in den Steigbügeln erhob, da Beide von der Mehrzahl dieser Edelleute, die noch nie an den Hof gekommen und solchem königlichen Gepränge fremd geblieben, noch gar nicht gekannt waren. Der Knabe grüßte mit einem muntern Lächeln, die Mutter mit zarter Majestät. Das

waren nun die Frau und der Sohn Desjenigen, den seine Feinde selbst den ersten Feldherrn Europa's nannten; und dieser erste Feldherr Europa's war jezt verfolgt, geächtet, eingekerkert von Denen, die er zu Lens von den Feinden errettet und zu Saint-Germain gegen Aufständische vertheidigt hatte. Dies war mehr, als zur Erregung des Enthusiasmus nöthig war, darum stieg derselbe auch bis zum allerhöchsten Grad.

Die Prinzessin trank eben mit durstigen Zügen alle diese Beweise der Gunst und Anhänglichkeit, als Lenet ihr einige Worte in's Ohr flüsterte und sie darauf das Zeichen zum Abgang ertheilte. Es währte nicht lange, so war man aus den Höfen im Parke angelangt, dessen Thore durch Soldaten vom Regiment Kondé besezt waren. Nachdem die Jäger einpassirt waren, wurden die Gitter wieder vorsichtig verschlossen, und als ob diese Vorsicht noch nicht ausreichend sei, auf daß nicht etwa sich ein falscher Genosse eindränge, blieben die Soldaten auf Wache und an jeder Pforte ein Schweizer aufgestellt, der

wie jener im Schloßhofe bekleidet, mit einer Hellebarde bewaffnet, nur denen Einlaß zu gestatten befehligt war, die auf jene drei Fragen, aus denen das Losungswort zusammengesezt war, entsprechend zu antworten wußten.

Der Ton der Hörner und das lustige Gebell der Hunde kündete einen Augenblik nachher an, daß der Hirsch aufgetrieben sei.

Während dessen hatten auf der andern Seite des Parks hin, ohnweit der großen Ringmauer, die vom Konnetable von Montmorenzi erbaut war, sechs Reiter mitten auf der Landstrasse Halt gemacht, horchten dem Hörnerklang und dem Geheul der Hunde zu, streichelten ihre schnaubenden Rosse und schienen sich zu berathen.

Nach ihrer modernen Kleidung, dem prächtigen Geschirre ihrer Pferde, den glänzenden Mänteln, die stattlich von ihren Schultern auf das Kreuz ihrer Gäule herabfielen, so wie nach der Schönheit der Waffen zu schließen, mußte man sich wundern, daß so feine und nette Edelleute zu einer Zeit, wo der

ganze Adel der Umgegend im Schlosse zu Chantilli vereinigt war, sich abgesondert zeigten.

So prunkend übrigens jeder einzelne von ihnen erschien, so that sich doch einer unter allen Uebrigen durch Eleganz hervor; allem Anschein nach war es ihr Chef. Er trug einen Federhut, ein vergoldetes Wehrgehänge, Stiefeln mit goldenen Sporen, einen langen Degen, dessen Griff modern ziselirt war, darüber endlich einen langen, himmelblauen spanischen Mantel.

»Zum Teufel,« begann er nach Verlauf einiger Augenblike tiefen Nachsinnens, während seine Begleiter sich einer den andern verlegen angukten, »wo und wie kommt man denn in den Park? durch's Thor oder durch's Gatter? Wir wollen uns an einem oder dem andern zeigen und man wird uns gewiß einlassen. Leute von unserem Ansehen läßt man nicht draußen stehen, wenn man jene eingelassen hat, denen wir heute Morgen begegnet sind.«

»Ich sage Ihnen noch einmal, Kauvignak,« erwiederte einer der fünf Kavaliere, welche ihr Chef angeredet hätte, »daß jene schlecht gekleideten Leute, die troz ihrer schlukerähnlichen Haltung jezt im Parke mitjagen, einen Vortheil vor uns voraus haben, den, daß sie die Losung besaßen. Wir besizen sie nicht und werden deshalb auch keinen Einlaß bekommen.«

»Glaubst Du, Ferguzon?« fuhr der erste Sprecher mit einer gewissen Nachgiebigkeit gegen die Meinung seines Lieutenants fort. Unsere Leser werden in ihnen die Abenteuerer wieder erkennen, denen sie auf den ersten Seiten dieser Erzählung bereits begegnet sind.

»Ich glaube es nicht bloß, ich bin davon überzeugt! Glauben Sie denn, daß diese Leute da jagen, um zu jagen? Bah! sie konspiriren, das ist ausgemacht.«

»Ferguzon,« fiel ein dritter ein, »hat Recht; sie konspiriren und wir werden nicht hineinkommen.«

»Dies Hirschtreiben wäre übrigens mitzunehmen, da es uns so über den Weg läuft.«

»Zumal, wenn man der Menschenheze müde ist! Ist's nicht so, Barrabas?« frug Kauvignak. »Nun! es ist noch nicht gesagt, daß es uns so vor der Nase vorbeistreichen wird. Wir haben Alles, was man braucht, um bei diesem Feste würdig zu figuriren; wir sind blank wie neue Thaler. Braucht der Herr Herzog Soldaten, wo kann er schönere finden? Braucht er Verschwörer, wo wird er auf elegantere treffen? Der Unscheinbarste von uns hat das Ansehen eines Generals.«

»Und Sie, Kauvignak,« versezte Barrabas, »Sie werden zum wenigsten als ein Herzog und Pair passiren.«

Ferguzon sagte nichts und überlegte.

»Unglüklicherweise,« äußerte Kauvignak lachend, »daß Ferguzon heute keine Lust zum Jagen hat.«

»Pst!« bemerkte Ferguzon, »ich bin nicht so abgeschmakt; die Jagd ist ein adeliges Vergnügen, das mir über Alles geht. Ich behaupte bloß, daß uns der Eintritt in diesen Park unmöglich sein wird.«

»Horch!« rief Kauvignak, »die Hörner!«

»Damit,« sprach Ferguzon weiter, »soll noch nicht gesagt sein, daß wir nicht jagen werden.«

»Wie sollen wir denn aber jagen, Eselskopf, wenn wir nicht hineinkönnen?«

»Ich habe nicht gesagt, daß wir nicht hineinkönnten.«

»Wie willst Du das denn machen, da, nach Deiner Meinung, Thore und Thüren für uns verschlossen sind?«

»Könnten wir denn nicht in diese dünne Mauer eine Oeffnung machen, für uns und unsere Pferde? Dahinter wird gewißlich Niemand steken, der von uns die Ausbesserung verlangt.«

»Hurrah!« schrie Kauvignak, vor Freude seinen Hut schwenkend, »Ferguzon, Du bist unter uns Allen der Mann, der allein zu helfen weiß! Wenn ich erst den König von Frankreich von seinem Thron gestürzt habe, um den Herrn Prinzen darauf zu sezen, verlange ich für Dich den Plaz des Signor

Mazarino Mazarini. An's Werk, Kammeraden, an's Werk!«

Mit diesen Worten sprang Kauvignak vom Pferde und von seinen Genossen unterstüzt, von denen ein einziger hinreichte, um alle Pferde zu halten, machte er sich daran, die ohnehin schon gelokerten Steine der Ringmauer abzutragen.

In einem Augenblike hatten die fünf Arbeiter eine Bresche von drei bis vier Fuß Breite fertig. Nun stiegen sie wieder zu Pferde und ritten unter Kauvignak's Leitung in den Plaz hinein.

»Jezt,« schärfte er ihnen ein, eine Wendung nach der Gegend nehmend, wo er die Hörner hörte, »jezt seid fein ordentlich und anständig, und ich werde Euch zum Souper beim Herrn Herzog von Enghien einladen.«

12.

Wir haben schon erwähnt, daß unsere sechs Edelleute, vom neuesten Datum sehr wohl beritten waren; ihre Pferde außerdem vor jenen der am

Morgen eingetroffenen Kavaliere den Vorzug der Frische hatten. Sie holten deshalb das Gros der Jagd in kürzester Zeit ein und griffen unter den Jägern, ohne irgend bemerkt zu werden, Plaz. Die Mehrzahl war nämlich aus verschiedenen Provinzen und unter sich wenig bekannt; unsere Eindringlinge konnten daher, da sie nun einmal im Park waren, leicht für Eingeladene gelten.

Alles würde auch ganz vortrefflich abgelaufen sein, wenn sie sich nur bescheiden in Reih' und Glied gehalten, wenn sie, die Andern zwar überflügelnd, sich unter die Piqueurs und Jagdoffiziere gemischt hätten. Aber dabei blieb es nicht. Kauvignak schien plözlich zu wähnen, daß die Jagd ihm zu Ehren veranstaltet sei; er entriß einem Treiber, der es ihm nicht zu verweigern wagte, das Hüfthorn, jagte damit vornhin an die Spize der Jäger und brachte den ganzen Plan des leitenden Jagdmeisters in Verwirrung. Er sprengte mitten durch Holz und Gestrüpp, stieß dabei unaufhörlich in sein Horn, vermengte die Signale zum Treiben, zum Vor- und

Rükgang, verhezte alle Hunde, ritt mehrere Diener über den Haufen, grüßte jedoch recht artig alle Damen, bei denen er vorbeikam, schwor, schrie, feierte sich von Neuem an, sobald er sie aus dem Auge verloren, und traf so beim Hirsch in dem Augenblik an, wo dieser eben einen großen Teich durchschritten, dem Verenden nahe war.

»Hallali! Hallali!« schrie Kauvignak, »mein ist der Hirsch! Beim Himmel! jezt hab' ich ihn.«

»Kauvignak,« raunte ihm Ferguzon zu, der ihm um eine Pferdlänge nachgefolgt war, »Kauvignak, Sie treiben es so weit, daß wir herausgeworfen werden. Ich beschwöre Sie, mäßigen Sie sich.«

Doch Kauvignak hörte nicht; er sah nur wie das Edelthier den Hunden Kopf bot, sprang seinen Hirschfänger ziehend vom Pferde und schrie, so laut als seine Lungen es hergaben:

»Hallali! Hallali!«

Da schikten sich seine Spießgesellen, mit Ausnahme des vorsichtigen Ferguzon, durch sein

Beispiel ermuthigt, eben an auf ihre Beute loszustürzen, als der kommandirende Jagdmeister mit seinem Hirschfänger dazwischen fuhr und »Sachte, sachte,« Kauvignak anrief, »die Frau Prinzessin ist die Herrin der Jagd. Ihr allein kommt es also zu, auf das Thier den lezten Stoß zu führen, oder diese Ehre Dem zu vergönnen, den sie dazu ausersehen will.«

Kauvignak kam durch diese etwas unsanfte Ermahnung wieder zu sich selbst. Als er sich aber übellaunig zurükziehen wollte, sah er sich auf einmal im Gedränge der Jäger, die indessen herangekommen waren und einen großen Kreis um das Thier, das am Fuß einer Eiche lag, und von unzähligen Hunden umstanden war, gebildet hatten.

Zu gleicher Zeit langte die Frau Prinzessin an der Spize des Herzogs von Enghien und jener Edelleute und Damen an, die sich die Ehre erlaubt hatten, sie nicht zu verlassen. Sie war sehr aufgeregt; es konnte scheinen, als wollte sie mit diesem scheinbaren Kriegsspiel dem wirklichen Kriege vorarbeiten.

In Mitte des Kreises hielt sie an, sah sich mit einem fürstlichen Blike um und gewahrte, wie Kauvignak und seine Begleiter von den Piqueurs und Jagdoffizieren mit zweideutigen Bliken gemessen wurden.

Der Jagdmeister nahete sich ihr, einen Hirschfänger in der Hand; es war dies derselbe, dessen sich gewöhnlich der Prinz zu bedienen pflegte; die Klinge war vom feinsten Stahl, der Griff mit feuerrothem Gestein umlegt.

»Kennt Eure Hoheit jenen Edelmann?« hob er leise an, indem er mit einem Auge auf Kauvignak hindeutete.

»Nein,« antwortete sie; »da er jedoch Einlaß erhalten hat; so ist er gewiß von Jemand gekannt.«

»Niemand kennt ihn, Hoheit, und Alle, die ich befragte, sehen ihn zum ersten Male.«

»Wie hätte er aber die Thore passiren können, ohne die Losung zu geben?«

»Das ist wohl richtig,« bemerkte der Jagdmeister; »dennoch möchte ich es wagen, Euerer Hoheit den Rath zu geben, vorsichtig zu sein.«

»Man soll es sogleich erforschen, wer er ist,« befahl die Prinzessin.

»Man wird es bald erfahren, Hoheit,« versezte Lenet mit seinem gewöhnlichen Lächeln. Ich habe bereits mehrere Edelleute, einen aus der Normandie, einen aus der Bretagne und einen aus der Pikardie beauftragt, ihn ganz genau zu befragen. Augenbliklich geruhen Euere Hoheit ihm keine weitere Beachtung zuzuwenden; denn sonst möchte er uns entschlüpfen.«

»Sie haben Recht, Lenet; kehren wir zur Jagd zurük.«

»Kauvignak,« murmelte ihm Ferguzon in's Ohr, »ich glaube, daß von uns an Höchster Stelle die Rede ist. Wir würden wohl thun, uns zu drüken.«

»Meinst Du?« entgegnete Kauvignak. »Ach was!« fuhr er fort, »ich will das Hallali sehen, mag daraus werden, was da wolle!«

»Weiß es,« versezte Ferguzon, »das ist ein lustiges Schauspiel; allein wir können unsere Pläze möglicherweise theurer bezahlen, als in dem Wirthshaus zu Bourgogne.«

»Madame,« begann jezt der Jagdmeister, indem er der Frau Prinzessin den Hirschfänger überreichte, »wem wird Eure Hoheit die Ehre ertheilen, das Thier zu Tode zu bringen?«

»Ich werde sie für mich in Anspruch nehmen, mein Herr,« erwiederte die Prinzessin; »eine Frau meines Standes muß sich an Stahl und Blut gewöhnen!«

»Namür! fertig!« kommandirte der Jagdoffizier einen Büchsenspanner.

Dieser trat aus Reih' und Glied heraus und stellte sich mit angelegtem Gewehr auf zwanzig Schritt vom Thiere auf. Dieses Manöver bezwekte, den Hirsch durch eine Kugel zu tödten, wenn er, wie dies zuweilen zu geschehen pflegt, statt die Frau Prinzessin abzuwarten, auf sie losfahren würde.

Die Frau Prinzessin stieg von ihrem Pferde ab, ergriff die Waffe und ging mit festem Auge, glühenden Wangen und halb geöffneten Lippen auf das Thier los, das unter Hunden fast begraben, mit einem buntschekigen Teppich bedekt schien. Das Thier glaubte wohl nicht, daß ihm der Tod aus den Zügen dieser schönen Prinzessin käme, aus deren Hand es vielleicht hundertmal gefressen hatte; es versuchte sich noch einmal zu regen, aber es blieb ihm keine Zeit dazu; der Stahl, in dem sich ein Sonnenstrahl spiegelte, verschwand alsbald in seiner Kehle. Des Thieres Blut sprüzte bis in's Gesicht der Prinzessin; es erhob den Kopf, eine jener großen Thränen im Auge, wie sie den Todeskampf des Hirsches und des Rehes begleiten, schrie in seiner Weise schmerzlich auf, warf einen lezten, vorwurfsvollen Blik auf seine schöne Todbringerin, röchelte und starb.

In demselben Augenblik bliesen alle Hörner. »Tod!« und tausendstimmig hallte es in den Lüften wieder: »Es lebe die Frau Prinzessin!« während der junge Prinz sich unruhig auf seinem Size hin

und her bewegte und fröhlich in seine Händchen klatschte.

Die Prinzessin zog das Messer aus der Kehle des Thieres zurük, schaute amazonenartig rund um sich herum, gab die bluttriefende Waffe an den Jagdmeister zurük, und stieg wieder zu Pferde.

Lenet näherte sich ihr.

»Wollen die Frau Prinzessin erfahren,« begann er mit seiner eigenthümlichen Miene, »an wen Sie dachten, als Sie dem armen Thiere in die Gurgel stachen?«

»Reden Sie, Lenet, ja, es wird mir Vergnügen machen.«

»Die Frau Prinzessin dachten dabei an den Herrn von Mazarin und wünschten, daß er an des Hirsches Stelle gewesen wäre.«

»Ja, Lenet,« rief die Frau Prinzessin aus, »so war's, und ich hätte ihn bei Gott ohne Erbarmen erwürgt! Aber Lenet, Sie, Sie sind wahrlich ein Herzenskündiger.«

Hiermit kehrte sie sich der übrigen Gesellschaft zu. »Meine Herren,« sprach sie, »jezt ist die Jagd zu Ende und ich lade Sie ein, mir zu folgen. Es ist zu spät, ein zweites Thier zu treiben, auch wartet das Souper auf uns.«

Kauvignak erwiederte diese Einladung seinerseits mit einer äußerst verbindlichen Miene.

»Was beginnen Sie da, Hauptmann?« redete Ferguzon zu ihm.

»Ei, ich nehme die Einladung an! Hast Du denn nicht gesehen, wie uns die Frau Prinzessin geladen hat, ganz wie ich es Euch versprochen habe?«

»Kauvignak, Sie mögen es glauben oder nicht,« sprach der Lieutenant weiter, »aber an Ihrer Stelle wäre es gescheidter, das Weite zu suchen.«

»Ferguzon, lieber Freund, Deine natürliche Vorsicht spielt Dir gar zu sehr mit. Hast Du denn nicht die Befehle bemerkt, die sie jenem schwarz adjustirten Herrn ertheilte, der, wenn er lacht, ein Fuchsgesichte macht, und wenn er nicht lacht, einem Dachs ähnlich sieht? Die Oeffnung ist gewiß schon

bewacht, und würden wir durch sie wieder herauszukommen suchen, so würden wir damit nur den Weg verrathen, auf welchem wir hereingekommen sind.«

»Was soll aber mit uns werden?«

»Seid nur ruhig, ich stehe für Alles.«

Auf diese Versicherung hin ritten unsere sechs Abenteuerer mitten unter den Edelleuten dem Schlosse zu.

Kauvignak hatte sich nicht getäuscht; man verlor ihn nicht aus dem Auge. Lenet wich nicht aus seiner Nähe, während ihn auf seiner rechten Seite der Jagdmeister, zur linken der Intendant des Hauses Kondé verfolgten.

»Haben Sie in Erfahrung gebracht,« frug dieser, »ob Jemand jene Kavaliere kennt?«

»Niemand kennt sie; mehr als fünfzig Edelleute sind befragt worden und stets haben wir dieselbe Antwort erhalten: sie sind Allen durchaus unbekannt.«

Auch der Normandier, der Bretagner und der Pikardier kamen zu Lenet zurük und konnten ein Weiteres nicht berichten; doch hatte der erstere die Maueröffnung im Park entdekt und als kluger Mann sie sogleich mit Wache bestellen lassen.

»Dann,« bemerkte Lenet, »bleibt uns Nichts übrig, als zum äußersten Mittel zu greifen, wir dürfen nicht hundert brave Edelleute um einer Hand voll Spione willen preisgeben. Sie, Herr Intendant, sorgen Sie, daß Niemand aus den Höfen oder durch die Gallerie, durch die wir hereinreiten, herausgehen kann; Sie, Herr Kapitän, lassen die Galleriepforte schließen und ein Piquet von zwölf Mann mit geladenem Gewehr im Fall möglicher Dinge aufstellen. Ich meinerseits werde sie scharf beobachten.«

Herrn Lenet kostete der Auftrag, den er selbst übernommen hatte, wenig Mühe, da Kauvignak und seine Genossen keine Lust zum Entfliehen verriethen. Kauvignak ritt in der vordersten Reihe und strich sich galant den Schnurbart; Ferguzon

folgte ihm, durch das Versprechen seines Chefs beruhigt; denn er kannte ihn zu gut, um nicht versichert zu sein, daß er sich nicht in eine Schlinge wagen würde, aus der er nicht im Voraus einen Ausweg sähe: Barrabas und die drei übrigen Kumpane klepperten ihrem Hauptmann und ihrem Lieutenant nach und dachten an nichts Anderes, als an das köstliche Souper, das ihrer warte. Es waren diese lezteren durchaus materielle Menschen, die in voller Sorglosigkeit die geistige Leitung ihrer Verhältnisse den Anführern überließen, zu denen sie ein unbeschränktes Vertrauen hatten.

Im Schlosse gestaltete sich Alles nach den vom Rath Lenet getroffenen Anordnungen und ging nach seinen Befehlen von statten. Die Frau Prinzessin saß im großen Kursaal unter einem Traghimmel, der als Thron diente. Neben ihr der junge Herzog in dem von uns bereits beschriebenen Ornat.

Man sah sich gegenseitig verwundert an; denn statt des versprochenen Soupers war es augenscheinlich, daß eine Verhandlung vor sich gehen sollte.

Die Prinzessin stand auf und nahm das Wort. Ihre Rede war hinreißend. Klemenzia von Maillé-Brézé beobachtete dabei kein Maaß und Ziel und brach mit Mazarin in aller Förmlichkeit. Die Anwesenden, welche durch die Erinnerung an den Schimpf, der in der Person der Prinzen dem ganzen Adel Frankreichs angethan war, und vielleicht noch mehr durch die Hoffnung auf Bedingungen, die im Fall des Erfolgs dem Hofe abzudringen wären, in Feuer gebracht wurden, unterbrachen zwei bis dreimal die Rede der Frau Prinzessin und schwuren laut: der Sache des berühmten Hauses Kondé treu zu dienen und ihm aus der Erniedrigung empor zu helfen, in welche Mazarin es stürzen wolle.

„Also, meine Herren," damit beschloß die Prinzessin ihre Rede, „die Mitwirkung Ihres Muthes, Ihrer Hingebung fordert von Ihren edelsinnigen Herzen die Waise, die hier vor Ihnen steht. Sie Alle sind uns Freunde, wenigstens haben Sie als

solche sich bei uns eingefunden. Erklären Sie, was Sie für uns thun können?«

Nach einem kurzen, feierlichen Schweigen begann eine Szene, so großartig und ergreifend, wie wir in Worten kaum zu schildern im Stande sind.

Einer der Edelleute verneigte, näherte sich der Prinzessin und hob ehrerbietig an:

»Mein Name ist Gerard von Montalent; ich habe vier Edelleute mitgebracht, die meine Freunde sind. Wir Fünfe führen alle gute Degen, auch haben wir zweitausend Pistolen bei uns, die wir dem Dienste des Herrn Prinzen zu weihen wünschen. Hier ist unser Beglaubigungsschreiben, das vom Herrn Herzog von Larochefoukauld unterzeichnet ist.«

Die Prinzessin sagte ihnen Dank, nahm das Beglaubigungsschreiben entgegen, stellte es Lenet zu und gab den fünf Edelleuten einen Wink, auf die rechte Seite zu treten.

Kaum hatten diese den bezeichneten Plaz eingenommen, als ein anderer Edelmann hervortrat.

»Ich heiße Klaude=Raoul von Lessak, Graf von Klermont,« sprach er. »Ich bin mit sechs mir befreundeten Edelleuten erschienen. Ein jeder von uns hat ein tausend Pistolen, die wir mit Verlaub dem Schaze Ihrer Hoheit zu übergeben gedenken; wir sind wohl bewaffnet und equipirt und ein einfacher Tagessold wird uns Genüge sein. Hier ist unser Empfehlungsbrief; der Herr Herzog von Bouillon hat ihn ausgestellt.«

»Treten Sie zu meiner Rechten, meine Herren,« erwiederte die Prinzessin, »und halten Sie sich meines innigsten Dankes versichert.« Sie nahm diesen zweiten Brief und stellte ihn gleich dem ersten Lenet zu.

Die Edelleute thaten, wie ihnen befohlen war.

»Louis Ferdinand von Lorges, Graf von Durras nenne ich mich.«

Mit diesen Worten stellte ein dritter Edelmann sich dar. »Ich komme ohne Gefährten und ohne Geld, reich und stark allein durch meine Klinge, mit der ich mir einen Weg mitten durch den Feind

gebahnt habe; denn ich war in Bellegarde belagert. Hier mein Kreditiv vom Herrn Vikomte von Turenne.«

»Seien Sie willkommen, Herr,« antwortete die Frau Prinzessin, nahm mit der einen Hand das Papier und reichte ihm die andere zum Kuße dar. »Ich ernenne Sie zu einem meiner Brigadiers.«

Diesem Beispiele folgten alle übrigen Edelleute. Einer nach dem andern händigte der Prinzessin sein Beglaubigungsschreiben ein, das bald vom Herrn von Larochefoukauld, bald vom Herrn von Bouillon, oder auch vom Herrn von Turenne ausgestellt war. Die Prinzessin hieß sie alle zur rechten und als diese angefüllt war, auf die linke Seite treten.

So leerte sich allmählig der ganze Saal, bis endlich nur Kauvignak mit seinen Banditen übrig blieb, die eine vereinzelte Gruppe bildeten, auf welche die Blike Aller zornig und drohend geheftet waren.

Lenet warf einen Blik nach der Thüre. Sie war wohl verschlossen, auch wußte er, daß draußen

ein Kapitän mit zwölf Mann Wache hielt. Er wandte sich darauf den Unbekannten zu und redete sie an:

»Wer sind Sie, meine Herren? Wir hoffen, daß sie uns die Ehre erzeigen werden, Ihre Namen zu nennen und Ihre Anmeldungsbriefe aufzuweisen.«

Beim Beginn dieser Szene, deren Ausgang ihn zufolge der ihm eigenthümlichen Vorsicht sehr beunruhigen mußte, malte sich auf Ferguzon's Antliz eine steigende Angst, die sich schnell seinen Genossen mittheilte, die, gleich Lenet, doch nur verstohlen nach der Thüre lugten; allein ihr Hauptmann, stolz in seinen Mantel gehüllt, war ruhig und unverzagt geblieben. Er folgte Lenet's Aufforderung, trat zwei Schritte vor, huldigte der Prinzessin mit dem freiesten Anstande und ließ sich also vernehmen:

»Madame, ich heiße Roland von Kauvignak und führe dem Dienste Ihrer Hoheit diese fünf Edelleute zu, die den ersten Familien von Guyenne angehören, aber ungenannt zu bleiben wünschen.«

»Sie sind, meine Herren,« fuhr die Prinzessin fort, welche den schreklichen Tumult fürchtete, der aus der Haftnahme dieser sechs verdächtigen Personen entspringen mußte, »nach Chantilli wohl nicht gekommen, ohne von Jemand empfohlen zu sein? Wo sind Ihre Briefe?«

Kauvignak verneigte sich wie ein Mann, der die Richtigkeit dieser Forderung anerkennt, griff in seine Brusttasche und zog ein vierfach gefaltetes Papier heraus, das er mit einer tiefen Verbeugung Herrn Lenet übergab.

Während Lenet las, schweifte Kauvignak mit triumfirenden Bliken durch die Reihen der Umstehenden.

»Madame,« flüsterte Lenet der Frau Prinzessin zu, »welch' ein glükliches Ohngefähr: eine Vollmacht in blanko vom Herzog von Epernon.«

»Mein Herr,« nahm die Prinzessin darauf von Neuem das Wort, mit einem verbindlichen Lächeln. »Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen doppelt und

dreifach im Namen meines Gemahls, von mir selbst und im Namen meines Sohnes!«

Alle Anwesenden waren stumm vor Staunen und Ueberraschung.

»Mein Herr,« hob Lenet an, »dieses Dokument ist zu kostbar, als daß es in Ihrer Absicht liegen könnte, es uns bedingungslos zu überlassen. Ist's Ihnen genehm, so wollen wir heut Abend nach dem Souper ein Weiteres darüber sprechen, und Sie werden mir mittheilen, womit wir Ihnen dagegen dienen können.«

Und Lenet stekte das Vollmachtsblanquet in sein Portefeuille, das Kauvignak delikat genug war, nicht zurük zu fordern.

»Nun,« sprach Kauvignak zu seinen Spießgesellen, »habe ich es Euch nicht gleich gesagt, daß ich Euch zum Souper bei dem Herrn Herzog von Enghien einladen würde?«

»Jezt, meine Freunde!« rief die Frau Prinzessin, »wollen wir zur Tafel gehen.«

Die Flügel der Seitenthür öffneten sich bei diesen Worten und man gewahrte ein prächtiges Souper in dem großen Galleriesaal des Schlosses angerichtet.

Das Souper war äußerst stürmisch. Wohl zehnmal ward die Gesundheit des Herrn Prinzen ausgebracht und darauf von den Gästen knieend, den Degen in der Hand, angestoßen, vermischt mit Verwünschungen gegen Mazarin, daß die Mauern hätten bersten mögen.

Jeder that der vortrefflichen Bewirthung von Chantilli die Ehre an. Selbst Ferguzon, der kluge Ferguzon, ließ sich vom Burgunder verlocken, mit dem er zum ersten Male Bekanntschaft machte. Er war aus der Gaskogne und hatte bisher noch keine Gelegenheit gehabt, andere als die Weine seines Landes, die er ausgezeichnet fand, schäzen zu lernen.

Anders war es mit Kauvignak. Dieser, obwohl er den Gewächsen von Moulin-a-Vent, Nuits und Chambertin alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ,

machte nur einen sehr mäßigen Gebrauch davon. Noch hatte er Lenet's listiges Lächeln nicht vergessen können, und er glaubte alle seine fünf Sinne nöthig zu haben, um mit dem klugen Rathe einen Handel abzuschließen, den er nicht zu bereuen habe. Kauvignak's Benehmen erregte die Bewunderung des Ferguzon, Barrabas und der drei andern Genossen, die, da sie den Beweggrund zu seiner Enthaltsamkeit nicht zu errathen vermochten, einfältig genug waren zu glauben, daß ihr Hauptmann in sich gegangen und zum Bessern bekehrt sei.

Gegen das Ende des Mahles und als die Gesundheiten sich schneller zu folgen begannen, verabschiedete sich die Frau Prinzessin, indem sie den Herrn Herzog von Enghien mit sich nahm und ihren Gästen Freiheit ließ, das Fest, je nach ihrem Belieben, bis in die Nacht hinein zu verlängern. Uebrigens war Alles ganz nach ihren Wünschen abgelaufen und sie stattete ihrer Umgebung einen umständlichen Bericht ab über die Szenen im Salon, über den Hergang beim Mahl, ließ jedoch Eins ohne

Erwähnung, das Wort, welches ihr Lenet in's Ohr geflüstert hatte, als sie sich von der Tafel erhoben hatte:

»Eure Hoheit wolle nicht vergessen, daß wir um zehn Uhr abreisen.«

Eben war es neun Uhr und die Frau Prinzessin begann deshalb ihre Vorbereitungen.

Während dessen wechselten Lenet und Kauvignak einen Blik. Jener erhob sich, dieser that desgleichen. Lenet ging durch eine kleine Thür, die in einer Eke der Gallerie angebracht war; Kauvignak verstand seine Absicht und folgte ihm.

Lenet führte Kauvignak in sein Kabinet. Der Abenteuerer ging hinter ihm her mit harmloser vertrauenerwekender Miene, während seine Hand im Gehen nachläßig mit dem Griff eines langen Dolches spielte, der in seinem Gürtel stekte und sein Auge flüchtig die halbgeöffneten Thüren und hängenden Tapeten zu durchforschen bemüht war. Zwar fürchtete er sich nicht, daß man ihn verrathe, aber es war bei ihm Grundsaz, sich gegen jeglichen

Verrath zu jeder Zeit und in jeder Weise sicher zu stellen.

Als sie in das durch eine Lampe hell erleuchtete Kabinet eingetreten waren, überzeugte ihn ein Blik, daß sie Beide allein seien. Lenet deutete mit der Hand dem Kauvignak einen Sessel neben dem Tische, wo die Lampe stand, an, auf dem derselbe Plaz nahm, während sich Lenet selbst auf der andern Seite niederließ.

»Mein Herr,« begann Lenet, um von vorn herein das Vertrauen des Edelmannes zu gewinnen, hier ist vor Allem das Vollmachtsblanquet zurük. Nicht wahr, es gehört Ihnen doch?«

»Es gehört, mein Herr,« entgegnete Kauvignak, »dem, der es besizt, weil, wie Sie sehen können, darauf kein Name weiter steht, als der des Herrn Herzogs von Epernon.«

»Wenn ich Sie frug, ob es Ihnen gehöre, so wollte ich damit erfahren, ob Sie es mit Zustimmung des Herrn Herzogs von Epernon besizen?«

»Ich empfing es aus seiner eigenen Hand, mein Herr.«

»So ist es also weder entwendet, noch gewaltsam erpreßt: Ich sage nicht durch Sie, aber durch irgend Jemand, von dem Sie es empfangen haben? Vielleicht empfingen Sie es erst aus zweiter Hand?«

»Es ist mir, wie ich Ihnen bereits bemerkte, vom Herrn Herzog selbst behändigt worden und zwar durchaus freiwillig als Austausch gegen ein Dokument, welches ich ihm zugestellt habe.«

»Sind Sie gegen den Herrn Herzog von Epernon eine Verpflichtung eingegangen, die Vollmacht zu einem bestimmten Zwek und zu einem andern nicht zu verwenden?«

»Ich habe mit dem Herrn Herzog von Epernon in dieser Hinsicht eine Verabredung irgend einer Art nicht getroffen.«

»Jeder Inhaber kann sie also mit voller Zuversicht gebrauchen?«

»Das kann er.«

»Warum machen Sie nun selbst keinen Gebrauch davon?«

»Weil, wenn ich die Vollmacht behalte, ich nur einen Nuzen daraus ziehen kann, während, wenn ich sie Ihnen abtrete, ich einen doppelten Zwek im Auge habe.«

»Und der wäre?«

»Zuerst, Geld?«

»Wir haben leider wenig.«

»Ich werde bescheiden sein.«

»Und dann?«

»Einen Grad in der Armee der Herrn Prinzen.«

»Die Herrn Prinzen haben noch keine Armee.«

»Sie werden aber bald eine solche haben.«

»Würden Sie nicht lieber ein Patent wünschen zur Aushebung einer Kompagnie?«

»Dies eben wollte ich Ihnen vorschlagen.«

»Nun bleibt noch die Geldfrage übrig?«

»Nur noch diese.«

»Welche Summe verlangen Sie?«

»Zehntausend Livres. Ich sagte Ihnen gleich, daß meine Forderung eine bescheidene sein würde.«

»Zehntausend Livres.«

»Ja. Ich bedarf dieses Vorschusses, um meine Leute bewaffnen und equipiren zu können.«

»Das ist in der That nicht zu viel.«

»Sie sind also mit mir einig?«

»Die Sache sei damit abgemacht.« –

Lenet zog ein bereits unterzeichnetes Diplom hervor, füllte es mit den Namen aus, die ihm der junge Mann angab, sezte das Siegel der Frau Prinzessin darauf und stellte es dem angehenden Titelträger zu; hierauf öffnete er eine geheime Kasse, in welcher der Schaz der Rebellen-Armee verschlossen war, nahm zehntausend Livres in Gold heraus, die er in Reihen zu zwanzig Louisdor aufzählte.

Kauvignak zählte sie äußerst genau, eine Reihe um die andere, nach; zulezt machte er ein Zeichen mit dem Kopfe, um Lenet dadurch anzudeuten, daß die Vollmacht nunmehr ihm gehöre.

Lenet nahm sie und verschloß sie in der geheimen Kasse; vermuthlich glaubte er, daß ein so kostbares Papier nicht sorgfältig genug aufbewahrt werden könne.

Im Augenblik als Lenet den Schlüssel zur Kässe in die Brusttasche seines Rokes stekte, trat ein Diener ganz erschroken in's Kabinet, um ihm zu melden, daß man um einer äußerst wichtigen Angelegenheit willen nach ihm verlange.

Lenet und Kauvignak verließen deshalb das Kabinet; Lenet um dem Bedienten nachzufolgen, Kauvignak, um in den Festsaal zurükzukehren.

Während dieser Zeit war die Frau Prinzessin ununterbrochen mit ihren Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, die darinne bestanden, ihr Staatskleid mit einem Amazonen-Anzug zu wechseln, der wie für den Wagen, so zu Pferd paßte; ferner ihre Papiere auszulesen, die Unnüzen zu verbrennen, die Werthvollen dagegen einzupaken; endlich ihre Diamanten zusammenzulegen, welche sie hatte auseinander

nehmen lassen, damit sie weniger Plaz brauchten, auch in dringenden Fällen besser zu benuzen seien.

In Rüksicht des Herzogs von Enghien war beschlossen worden, daß er in dem Anzug reisen solle, den er auf der Jagd getragen hatte. Man hatte noch keine Zeit gehabt, ihm einen zweiten machen zu lassen. Sein Stallmeister Vialas sollte sich auf dem Schimmel, der ein Raçe-Pferd und ein vortrefflicher Renner war, dicht am Schlage des Wagens halten, um ihn, wenn es noth thue, auf seinen kleinen Siz zu nehmen und im Galopp zu entführen. Anfänglich fürchtete man, daß er einschlafen würde und hatte deshalb seinen Spielgefährten Pierrot kommen lassen; allein diese Vorsicht erwies sich als überflüssig; der Stolz, sich männlich gekleidet zu sehen, hielt ihn frisch und munter.

Die Wagen waren heimlich angespannt worden. Man hatte sie, als ob es sich darum handele, die Frau Vikomtesse von Kambes nach Paris zurükzuführen, unter eine dunkle Kastanienallee gefahren, wo es, sie zu bemerken, unmöglich war. Sie war-

teten dort mit geöffneten Schlägen, die Kutscher auf dem Bok, kaum zwanzig Schritt vom Hauptthor entfernt, des Zeichens zur Abfahrt gewärtig, das durch ein Hornsignal ertheilt werden sollte. Schon stand die Frau Prinzessin bereit, ihr Auge auf die Uhr geheftet, welche zehn Uhr weniger fünf Minuten zeigte, um den Herzog von Enghien auf den Arm zu nehmen, als sich auf einmal hastig die Thüre öffnete und Lenet in's Zimmer im eigentlichen Sinne des Wortes hereinstürzte.

Als die Frau Prinzessin des Mannes bleiches Gesicht und seine Ueberraschung gewahrte, erbleichte auch sie und gerieth in Angst und Bestürzung.

»Mein Gott,« sprach sie auf ihn zueilend, »was fehlt Ihnen, was gibt es?«

»So eben,« entgegnete Lenet mit einer in Folge seiner Aufregung fast erstikten Stimme, »ist ein Edelmann angekommen, der Sie Namens des Königs zu sprechen verlangt.«

»Großer Gott!« schrie die Frau Prinzessin auf, »wir sind verloren. Mein lieber Lenet, was sollen wir beginnen?«

»Eins.«

»Und zwar?«

»Lassen Sie den Herzog von Enghien sogleich ausziehen, und Pierrot mit des Herzogs Anzug bekleiden.«

»Aber ich will es nicht,« schrie der kleine Prinz in Thränen zerfließend, »daß man mir meine Kleider nehme, um sie dem Pierrot zu geben, während Pierrot freudevoll befürchtete falsch verstanden zu haben.

»Es soll und muß geschehen,« erklärte Lenet in jenem bestimmten Tone, den man bei ernsten Gelegenheiten findet und der geeignet ist, selbst eines Kindes Eigenwillen zu brechen, »sonst wird man Sie und Ihre Frau Mutter, wie Ihren Vater in den Kerker stecken.«

Der Herzog von Enghien mukste nicht mehr, während Pierrot, unfähig seine Empfin-

dungen zu bemeistern, sich einem unbeschreiblichen Ausbruch von Freude und Hochmuth überließ. Man führte sie zusammen in einen nahen Saal ab, wo die Veränderung vor sich gehen sollte.

»Es ist ein großes Glük,« bemerkte hierauf Lenet, »daß die Frau Prinzessin-Wittwe hier ist, ohne den würden wir durch Mazarin geschlagen sein.«

»Warum das?«

»Weil der Gesandte zunächst bei ihr aufwarten muß und augenbliklich in ihrem Vorzimmer verweilt.«

»Aber dieser königliche Sendbote ist gewiß nichts weiter als ein Wächter, ein Spion, den man uns vom Hofe schikt?«

»Eure Hoheit haben es getroffen.«

»Er ist also angewiesen, uns nicht aus den Augen zu lassen?«

»Allerdings, doch was thut das, wenn Sie es nicht sind, Frau Prinzessin, die er im Auge hat?«

»Ich verstehe Sie nicht, Lenet.«

Lenet lächelte.

»Aber ich, Madame, weiß, was ich will und stehe für Alles. Lassen Sie nur Pierrot als Prinzen ankleiden und den Prinzen als Gärtner; ich werde dem Pierrot die Lekzion ertheilen.«

»Aber, um Gotteswillen, soll ich meinen Sohn allein abreisen lassen.«

»Ihr Sohn, Madame, soll mit seiner Mutter reisen.«

»Wie ist das möglich?«

»Warum nicht? Wenn man einen falschen Herzog von Enghien gefunden hat, wird man eben so gut eine falsche Prinzessin von Kondé finden.«

»Jezt, ja jezt, mein guter Lenet, mein bester Lenet, verstehe ich Sie; wer aber wird mich repräsentiren?« forschte die Prinzessin mit ungeduldiger Unruhe weiter.

»Beunruhigen Sie sich deshalb nicht, Madame,« erwiederte der gleichmüthige Rath, »die Prinzessin von Kondé, deren ich mich bedienen will und die

ich dazu bestimmt habe, durch den Spion des Herrn von Mazarin gehütet zu werden, hat sich bereits in aller Hast entkleidet, und wird wohl jezt in ihr Bett steigen.« —

Die Szene, über welche Lenet der Prinzessin so eben berichtete, hatte sich nämlich so zugetragen:

Während die Edelleute im Festsaal fortzechten, Hoch's auf die Prinzen, und Verwünschungen gegen Mazarin ausbrachten; während Lenet in seinem Kabinet mit Kauvignak verhandelte; während endlich die Prinzessin ihre Anstalten zur Abreise vollendete, hatte sich am Hauptthore des Schlosses ein von einem Diener gefolgter Kavalier gezeigt und die Gloke gezogen.

Der Thürwart hatte geöffnet, allein hinter diesem war der neue Ankömmling auf denselben Hellebardier gestoßen, den wir bereits kennen.

»Woher kommen Sie?« hatte ihn dieser angeredet und

»Von Nantes,« der Ritter geantwortet.

Bis dahin war Alles gut. Da aber der Hellebardier

»Wohin wollen Sie?« zu fragen fortgefahren und der Kavalier

»Zur Frau Prinzessin=Wittwe von Kondé zuerst, hernach zur Frau Prinzessin, endlich zum Herrn Herzog von Enghien, geantwortet, hatte jener ihm seine Hellebarde vorgestrekt und ein

»Kann nicht passiren!«

entgegengedonnert.

»Auf des Königs Befehl!«

war hierauf äußerst gemessen von dem Kavalier erwiedert worden; zwei vielvermögende Worte, die den Schweizer mit einem Schlage besänftigten. Er rief die Wache herbei; ein Offizier erschien, der des Gesandten Seiner Majestät Beglaubigungsschreiben entgegennahm und ihn unmittelbar in die inneren, prinzlichen Gemächer einführte.

Glüklicherweise war das Schloß zu Chantilli sehr groß und weitläufig und die Apartements der Frau Prinzessin=Wittwe ziemlich fern von der Gallerie, wo das Fest, dessen ersten Theil wir abgeschildert haben, laut und lauter begangen ward.

Hätte der Gesandte zuerst die Frau Prinzessin und ihren Sohn zu sehen verlangt, so wäre wohl Alles unwiederbringlich verloren gewesen. Allein die Etikette schrieb es vor, daß er zuerst bei der Frau Prinzessin Mutter aufwarte. Der Oberkammerdiener ließ ihn daher in ein großes, an das Schlafgemach Ihrer Hoheit stoßendes Kabinet eintreten.

»Sie wollen, mein Herr, sich ein wenig gedulden,« redete er ihn an; »denn Ihre Hoheit ist seit vorgestern und zwar sehr plözlich erkrankt und hat vor kaum zwei Stunden zum drittenmale zu Ader gelassen. Ich werde jedoch sogleich Ihre Ankunft melden und hoffe in einigen Minuten die Ehre zu haben, Sie einzuführen.«

Der Edelmann nikte zustimmend mit dem Kopfe und blieb allein zurük, ohne jedoch zu bemerken, daß durch das Schlüsselloch drei neugierige Köpfe gukten, die seine Haltung zu erforschen, und ihn wo möglich zu erkennen versuchten.

Zuerst war es Pierre Lenet; sodann Vialas, des Prinzen Stallmeister; endlich La Rouf-

siére der Oberjägermeister. Im Fall, daß einer von ihnen den Edelmann erkennen würde, sollte er eintreten und ihm, um Zeit zu gewinnen, Gesellschaft leisten.

Aber keiner von allen Dreien vermochte ihn, an dessen Gewinnung so viel gelegen war, zu erkennen. Es war ein schöner junger Mann in Infanterieuniform, der mit einer gewissen Nachlässigkeit, die man leicht für eine Mißachtung der Mission, mit der er beauftragt war, ansehen konnte, die Familiengemälde und das Ameublement des Kabinets betrachtete und eine ganz besondere Aufmerksamkeit dem Bildniß der Prinzessin-Wittwe schenkte, bei der er eben eingeführt werden sollte und das zur Zeit ihrer höchsten Blüthe gemalt worden war.

Seinem Versprechen getreu, erschien der Kammerdiener nach Verlauf einiger Augenblike, um ihn bei der Prinzessin-Wittwe einzuführen.

Charlotte von Montmorenzi saß in ihrem Bette auf. Doktor Bourdelot hatte sie eben verlassen; er begegnete dem Offizier auf der

Thürschwelle und machte ihm ein sehr zeremoniöses Kompliment, das dieser in der nämlichen Weise erwiederte.

Als die Prinzessin die Tritte des Besuchers vernahm und die Worte, die er mit dem Arzte wechselte, gab sie schnell ein Zeichen nach der hinteren Seite des Bettes, worauf die mit schwer vergoldeten Quasten verzierten Vorhänge, welche an dem Bette herabhingen, sich binnen zwei bis drei Sekunden unmerklich zuzogen, mit alleiniger Ausnahme der Seite, welche die Wittwe zum Empfange offen gelassen haben wollte.

Es waren nämlich durch eine im Täfelwerk angebrachte Geheimthüre die junge Prinzessin von Kondé und Herr Lenet in das Schlafzimmer der Prinzessin-Wittwe eingetreten, und, neugierig und ungeduldig wie sie natürlich waren, gleich von Anfang der Unterredung an, zu erfahren, in welcher Absicht wohl der Bote des Königs zu den Prinzessinnen nach Chantilli gekommen sei.

Der Offizier trat drei Schritte in's Zimmer vor und verbeugte sich mit einer Ehrerbietung, wie es nicht allein von der Etikette vorgeschrieben war.

Mit der stolzen Miene einer Königin, die in Zorn gerathen will, schlug die Frau Prinzessin-Wittwe ihre großen, schwarzen Augen auf; aus ihrem Schweigen sprach das kommende Wetter. Mit ihrer Hand, deren glanzlose Blässe durch den dreimaligen Aderlaß noch weißer worden war, gab sie dem Gesandten ein Zeichen, ihr die Depeschen zuzustellen, deren Ueberbringer er war.

Der Kapitän strekte seinen Arm nach der Hand der Prinzessin aus und übergab mit dem größten Anstand den Brief Anna's. Hierauf wartete er, bis die Prinzessin die vier Zeilen, welche er enthielt, gelesen haben würde.

»Schon gut!« murrete die Wittwe und legte das Papier mit anscheinender Gleichgiltigkeit zusammen, die jedoch zu groß war, um nicht erkünstelt zu sein, »ich durchschaue die Absicht der Königin, so

sehr sie sich auch in glatten Worten verbergen mag: Ich bin Ihre Gefangene.«

»Madame!« versezte der Offizier in größter Verlegenheit.

»Mein Herr,« fuhr die Frau von Kondé fort, »ich bin eine Gefangene, die leicht zu hüten ist; denn ich wäre nicht im Stande, weit zu fliehen; auch habe ich, wie Sie bei Ihrem Eintritt bemerkt haben werden, ohnehin einen strengen Wächter: das ist mein Arzt, Herr Bourdelot.«

Bei diesen Worten heftete die Dame ihren Blik schärfer auf den Gesandten, dessen Fisiognomie einen günstigen Eindruk in so weit hervorbrachte, daß sie um etwas den bitteren Empfang milderte, der sich aus der verfänglichen Natur seiner Botschaft ergab.

»Ich kenne den Herrn von Mazarin,« sprach sie weiter, »ich weiß sehr wohl, daß er der unwürdigsten Gewaltthätigkeiten fähig ist, aber ich habe ihn bisher noch nicht für so furchtsam gehalten, daß er sich vor einer alten, kranken Frau, einer armen

Wittwe und einem Kinde fürchtet; denn ich nehme an, daß der Befehl, dessen Ueberbringer Sie sind, sich auch auf die Prinzessin meine Tochter und auf meinen Enkel den Herzog erstrekt.«

»Madame,« begann der junge Mann, »ich würde in Verzweiflung sein, wenn Eure Hoheit mich nach der Mission beurtheilte, die ich zu erfüllen so unglüklich bin. Ich kam nach Nantes als Ueberbringer einer Depesche für die Königin. Ein Proskriptum darinne empfahl Ihrer Majestät den Sendboten. Die Königin hatte die Gnade mir zu sagen, daß ich in ihrer Nähe bleiben solle, da sie, aller Wahrscheinlichkeit nach meiner Dienste weiter bedürfen werde. Zwei Tage darauf hat mich nun die Königin hieher geschikt. Obwohl ich mich dieser zweiten Sendung unterzog, und das war meine Pflicht, so darf ich dabei doch nicht zu bemerken unterlassen, daß ich mich nicht darum beworben habe und daß ich sie verweigert haben würde, wenn Könige Personen wären, bei denen eine Weigerung zulässig ist.«

Der Offizier verneigte sich bei diesen Worten noch einmal, und zwar nicht minder ehrerbietungsvoll, wie er es das erstemal gethan hatte.

»Nach Ihrer Erklärung, die Sie mir so eben gegeben haben, darf ich doch hoffen in Ruhe krank sein zu können. Indessen, keine Verstellung, mein Herr, sagen Sie mir kurzweg die Wahrheit. Will man mich in meinem Zimmer bewachen, wie man es zu Vinzennes mit meinem armen Sohne thut? Wird mir gestattet sein zu schreiben, und wird man meine Briefe visitiren oder nicht? Wenn aller Wahrscheinlichkeit entgegen, diese Krankheit mir je erlauben sollte, von meinem Lager aufzustehen, wird man meine Spaziergänge beschränken?«

»Madame,« erwiederte der Offizier, »hier ist die Instrukzion, welche Ihre Majestät selbst zu ertheilen mir die Ehre gab: »Versichern Sie,« sagte Ihre Majestät zu mir, »meiner Kousine von Kondé, daß ich für die Herrn Prinzen Alles thun werde, was mir die Sicherheit des Staates für Sie zu thun erlaubt. Ich bitte Sie mit diesem Brief einen

meiner Offiziere annehmen zu wollen, der als Vermittler zwischen ihr und mir, zu allen Mittheilungen, die sie mir zu machen haben wird, dienen kann. Dieser Offizier,« sezte die Königin hinzu, »sollen Sie sein. Dies waren,« fuhr der junge Mann mit denselben ehrerbietigen Geberden fort, »Ihrer Majestät selbsteigene Worte.«

Die Prinzessin hörte den Bericht mit jener Aufmerksamkeit an, die man einer diplomatischen Note zu widmen pflegt, um ihren ganzen Sinn zu ergründen, der oft nur aus der Wortstellung und Interpunkzion erhellt.

Nach einigem Nachsinnen biß sie sich, die in der ganzen Mission zweifelsohne nur das erblikte, was sie von vornhinein befürchtet hatte, nämlich eine Spionage auf gewisse Entfernung, in die Lippen und bemerkte:

»Den Wünschen der Königin gemäß, werden Sie, mein Herr, zu Chantilli wohnen oder vielmehr sollen Sie das Zimmer bezeichnen, das Ihnen am angenehmsten und bequemsten zur Ausführung Ihres

Auftrags sein wird. Dieses Zimmer wird Ihnen eingeräumt werden.«

»Madame,« versezte der Edelmann, seine Stirn flüchtig runzelnd, »ich habe die Ehre gehabt, Eurer Hoheit Dinge zu eröffnen, die nicht in meinem Auftrage liegen. Zwischen dem Zorne Ihrer Hoheit und dem Willen der Königin befinde ich mich, ein armer Offizier und zudem ein schlechter Hofmann, mitten inne; es will mich bedünken, daß Eure Hoheit eine Probe ihres Edelsinnes ablegen könnte, wenn sie davon Umgang nehmen würde, einen Mann, der nichts als ein willenloses Werkzeug ist, zu vernichten. Es ist für mich schmerzlich, Madame, zu thun, was mir zu thun obliegt. Da es aber die Königin befohlen hat, so ist mir die Aufgabe zugefallen, den Befehlen der Königin gewissenhaft zu gehorsamen. Ich habe nach dem Auftrage nicht verlangt, ich würde glüklich sein, wenn man ihn einem Andern ertheilt hätte. Dies, Madame, ist wohl mehr als genug gesagt . . .«

Der Offizier wandte seinen Kopf zurük, mit einer Röthe, die ein ähnliches Roth auf der stolzen Stirne der Prinzessin hervorrief.

»Mein Herr,« antwortete sie, »auf welcher Stufe der Gesellschaft man auch stehen möge, so haben Sie eben gesagt, daß man Ihrer Majestät zu Gehorsam verpflichtet sei. Ich werde also dem Beispiele, das Sie geben, folgen und gleich Ihnen gehorsam sein. Dabei werden Sie jedoch ermessen, wie hart es ist, einen würdigen Edelmann, wie Sie sind, bei sich nicht empfangen zu können, ohne ihm die Ehre des Hauses freiwillig darzubringen. Von jezt an, sind Sie Herr in diesem Hause. Befehlen Sie.«

Mit tiefer Verneigung erwiederte der Offizier:

»Gott wolle nicht, Madame, daß ich je die Kluft vergesse, die mich von Ihrer Hoheit scheidet, und der Ehrfurcht, die ich Ihrem Hause schuldig bin. Eure Hoheit wird nach wie vor in ihrem Hause zu befehlen haben und ich werde der erste sein, der zu ihren Befehlen steht.«

Bei diesen Worten zog sich der junge Edelmann zurük, ohne Verlegenheit, ohne kriechendes Wesen und ohne allem Hochmuth, die Prinzessin-Wittwe mit ihrem Grolle alleine lassend, der um so heftiger war, als sie ihn nicht an dem so bescheidenen und respektvollen Gesandten hatte auslassen können.

Der Edelmann fand im Vorzimmer den Diener wieder, der ihn eingelassen hatte.

»Mein Herr,« redete ihn dieser an, indem er näher zu ihm herantrat, »die Frau Prinzessin von Kondé, bei der Sie im Namen der Königin um eine Audienz gebeten haben, ist bereit, Sie zu empfangen, und ich ersuche Sie, mir zu folgen.«

Der Offizier wußte, was dieser Umschweif, der den Stolz der Prinzessinnen retten sollte, zu bedeuten habe; er bezeugte sich für die Gunst verbindlich, die man ihm wiederfahren ließ, obwohl sie durch einen höheren Willen befohlen war. Er folgte dem Kammerdiener durch mehrere Zimmer nach und langte bald an der Thüre an, die in's Schlafzimmer der Frau Prinzessin führte.

Dort angekommen, wandte sich der Kammerdiener zu ihm zurük.

»Die Frau Prinzessin hat sich nach der Rükkehr von der Jagd bereits zu Bett gelegt und da sie sehr ermüdet ist, wird sie Sie also empfangen. Wen,« frug er, »habe ich bei Ihrer Hoheit anzuzumelden?«

»Melden Sie den Herrn Baron von Kanolles, der von Ihrer Majestät der Königin-Regentin kommt,« gab der junge Edelmann zur Antwort.

Bei diesem Namen, den die vermeintliche Prinzessin von ihrem Bette aus hörte, konnte sie sich einer Bewegung des Erstaunens nicht enthalten, die, wenn sie zu bemerken gewesen wäre, ihre wirkliche Persönlichkeit in eigenthümlicher Weise bloßgestellt haben würde. Hastig schob sie mit der rechten Hand ihre Nachthaube in's Gesicht, während sie mit der linken das reiche Verhänge ihres Bettes zurükschlug.

»Laßt ihn eintreten,« befahl sie mit verstellter Stimme.

Der Offizier trat herein.

13.

Man führte Kanolles in ein ziemlich großes, mit einer dunkeln Tapete umhangenes und nur durch eine einzige Nachtlampe, die auf einer Konsole zwischen zwei Fenstern stand, erleuchtetes Zimmer. Troz der schwachen Beleuchtung konnte man über der Lampe ein großes Gemälde erkennen, welches ein Weib in Lebensgröße, das ein Kind auf dem Arme hielt, darstellte. An den Gesimsen der vier Zimmereken erglänzten die drei goldenen Lilien, von denen man nur ein um die Mitte gelegtes Band wegzunehmen brauchte, um daraus die drei Lilien von Frankreich zu machen. Im Hintergrund des geräumigen Alkovens endlich, wohin der schwache und unbestimmte Lichtschein kaum zu dringen vermochte, ward man unter den schwer seidenen Vorhängen eines Bettes die Dame gewahr, auf welche der Name des Barons von Kanolles einen so sonderbaren Eindruk gemacht hatte.

Der Edelmann begann mit den üblichen Höflichkeitsformen, er that nämlich drei abgemessene

Schritte nach dem Bette zu, verbeugte sich und that dann noch drei weitere Schritte. Nachdem sich zwei Kammerfrauen, die muthmaßlich die Frau von Kondé beim Niederlegen bedient, zurükgezogen hatten, schloß der Kammerdiener die Thüre und so befand sich Kanolles mit der Prinzessin allein.

Da es Kanolles nicht zukam, die Unterhaltung zu beginnen wartete er bis man das Wort an ihn richten, werde. Die Prinzessin schien jedoch ein hartnäkiges Schweigen zu beobachten, weshalb der junge Offizier meinte, daß es besser sei, sich über die Regeln der Konvenienz hinwegzusezen, als länger in einer so peinlichen Lage zu verharren, obwohl er sich dabei nicht verhehlte, daß der Sturm, der in dem verächtlichen Schweigen noch gebunden schien, bei den ersten Worten zweifelsohne ausbrechen und er sich einer zweiten Zornesergießung zu unterziehen haben werde, die noch furchtbarer als die erste ausfallen würde.

Allein das Uebermaß der Schmach, welche man ihm anthat, machte den jungen Edelmann dreist, und indem er sich nach Beschaffenheit der Umstände zum

drittenmale verneigte, das heißt nämlich mit einer steifen und gehaltenen Begrüßung, ein Anzeichen der üblen Laune, die in seinem gaskognischen Blute kochte, brach er das Stillschweigen mit folgenden Worten:

»Madame, ich habe im Namen und Auftrag Ihrer Majestät der Königin-Regentin die Ehre gehabt, von Ihrer Hoheit eine Audienz zu erbitten; Eure Hoheit hat sie mir gnädigst gewährt. Eure Hoheit wolle jezt ihre Gnade damit krönen, daß sie mir durch ein Wort, durch ein Zeichen erkennen gebe, sie habe meine Gegenwart bemerkt und sei mich anzuhören bereit.«

Eine Bewegung zwischen den Vorhängen und unter den Deken des Bettes ließ Kanolles vermuthen, daß man ihm antworten werde. Bald ward auch eine fast erstikte Stimme, die ihre Aufregung nicht verbergen konnte, vernehmbar.

»Reden Sie, mein Herr,« sprach die Stimme, »ich höre Sie.«

Kanolles nahm das Wort wieder auf und begann:

»Ihre Majestät die Königin entsendet mich zu Ihnen, Frau Prinzessin, um Ihrer Hoheit das Verlangen kundzugeben, das ihr Herz zu dem Wunsche drängt, die innigen und freundschaftlichen Beziehungen mit Ihnen fortzusezen.«

Eine sichtliche Bewegung ging im Bereich des Bettes vor sich. Die Prinzessin unterbrach den Redner und entgegnete in unterbrochenem Tone:

»Sprechen Sie, mein Herr, nicht mehr von einer Freundschaft, die zwischen Ihrer Majestät der Königin und dem Hause Kondé bestehe; es gibt Beweise des Gegentheils in den Kerkern der Festung von Vinzennnes.«

Aha, dachte Kanolles bei sich, es scheint, daß sie sich gegenseitig das Wort gegeben haben, mir ein und dieselbe Sache vorzuhalten.

»Was wollen Sie übrigens, mein Herr?« fuhr die Prinzessin fort.

»Madame,« antwortete Kanolles, »ich, für meinen Theil, will nichts. Ihre Majestät die Königin ist es, die es will, daß ich in dieses Schloß

komme; daß ich, so unwürdig ich mich auch zu dieser Ehre fühle, Ihrer Hoheit Gesellschaft leiste und nach meinen Kräften darauf hinarbeite, zwischen den Prinzen vom königlichen Blute ein gutes Verhältniß wieder herzustellen, das in einer so traurigen Zeit ohne Ursache gestört ward.«

»Ohne Ursache!« rief die Prinzessin aus; »Sie behaupten also, daß unser Bruch ohne Grund und Ursache sei?«

»Vergebung, Madame,« versezte Kanolles dagegen: »ich behaupte gar nichts, ich bin kein Richter, sondern nur ein Dollmetscher.«

»Und damit sich ein gutes Verhältniß wieder gestalte, läßt mich die Königin ausspioniren, unter dem Vorgeben . . .«

»Ein Spion also bin ich!« fiel hier Kanolles ganz außer sich ein. »Nun ist das Wort heraus! Ich danke Ihrer Hoheit für die Offenheit.«

In der Verzweiflung, die sich seiner bemächtigte, fand Kanolles eine jener schönen Stellungen, nach deren Anblik die Maler für ihre leblosen

Bildungen, die darstellenden Künstler für ihre lebenden Bilder mit so vieler Begierde haschen.

»So ist es also ausgesprochen,« fuhr Kanolles nach einigen Sekunden fort, »ich bin dem Urtel verfallen: ein Spion zu sein! Nun, Madame geruhen Sie mich zu behandeln, wie man dergleichen Hallunken zu behandeln pflegt; vergessen Sie, daß ich der Gesandte einer Königin bin, daß diese Königin all' mein Thun und Lassen vertritt, daß ich nur ein unbedeutendes Werkzeug, das ihrem Winke unterthan ist. Lassen Sie mich durch Ihre Diener fortjagen, lassen Sie mich durch Ihre Ritter tödten, stellen Sie mich Leuten gegenüber, denen ich mit Stok oder Degen antworten kann: aber überschütten Sie nicht so grausam einen Offizier mit namenloser Schmach, einen Offizier, der nur seine Pflicht als Soldat und als Unterthan erfüllt; Sie, Prinzessin, die Sie durch Geburt, Verdienst und Unglük so erhaben sind.«

Diese aus dem Herzen kommenden Worte, schmerzlich wie ein Seufzer und ernstgesprochen einem Vorwurf gleich, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen

und verfehlten sie auch nicht. Die Prinzessin hörte sie, erhob sich in ihren Kissen, ihre Augen leuchteten ihre Hand zitterte, sie machte gegen den Gesandten eine Geberde voller Bestürzung und entgegnete im milden Tone:

»Da sei Gott vor, daß es in meiner Absicht lag, einen so würdigen Edelmann, wie Sie sind, zu beschimpfen. Nein, Herr von Kanolles, nein, ich will Ihre Loialität keineswegs verdächtigen; ich nehme meine Worte zurük, sie waren verlezend, ich räume es ein, ich wollte Sie nicht beleidigen. Nein, nein, Herr Baron, Sie sind ein braver Edelmann, ich gebe Ihnen hiemit die vollste Genugthuung.«

Unwillkürlich hatte sich die Prinzessin bei diesen Worten, die gewiß eine großmüthige Regung ihrem Herzen entriß, über den Schatten vorgebeugt, den die dichten Vorhänge des Betthimmels bildeten und es waren unter der Kopfhaube die weiße Stirn, die blonden, in Flechten gelegten Haare, die hochrothen Lippen, und ihre sanften Augen thränenfeucht bemerkbar worden. Kanolles erzitterte, ein Gebild

der Erinnerung stand vor seiner Seele, er wähnte einen Hauch zu trinken, der ihn berauschte; es schien ihm, als öffne sich die goldene Pforte holder Träume, die ihn in's Zauberland der Liebe und seligen Freude geleite. Sein Blik drang licht und lichter nach dem Lager der Prinzessin und in der kurzen Spanne einiger Sekunden, in denen sich ihm in eilendem Gedankenfluge die ganze Vergangenheit lichtete, hatte er in der Prinzessin, die vor ihm lag, die Vikomtesse von Kambes wiedererkannt.

Seine Aufregung war der Art, daß die falsche Prinzessin sie auf Rechnung des gemachten Vorwurfs, der ihn so tief betroffen, schieben konnte und da die Bewegung, welche sie gemacht, nur einen Augenblik gedauert und sie darauf sich vorsichtig unter dem Halbschatten wieder zurükgezogen hatte, so versuchte sie, zwar nicht ohne Aufregung, doch wenigstens ohne daß sie beunruhigt war, den Faden der Unterredung wieder aufzunehmen.

»Sie sagten also mein Herr? . . .« begann die junge Frau.

Doch Kanvlles war wie verblendet, wie bezaubert; tausend Bilder der Fantasie wogten vor seinem geistigen Auge auf und ab, seine Gedanken verwirrten sich; er verlor das Gedächtniß, das Vermögen zu denken; seine Ehrerbietung war dahin, er wollte fragen . . . Ein Gefühl nur, wohl jenes, das Gott in das Herz aller Liebenden gelegt hat und das die Frauen Schüchternheit nennen, hielt ihn zurük und rieth ihm sich noch ferner zu verstellen, zu warten, seinen Traum nicht verloren zu geben und durch ein unkluges und übereiltes Wort das ganze Glük seines Lebens auf's Spiel zu sezen.

Keine Geberde, kein Wort fügte er mehr zu dem, was er sagen oder thun wollte. Großer Gott! dachte er, was soll daraus werden, wenn Dich diese erhabene Prinzessin plözlich wieder erkennt; wenn sie in ihrem Schlosse zu Chantilli dieselbe Abneigung und Furcht, dasselbe Mißtrauen hegen würde, das sie im Hause des Meister Biskarros gegen ihn gefaßt hatte; wenn sie auf die vorige Anschuldigung

noch einmal zurükkommen und sie etwa glauben sollte, daß er vermöge seines offiziellen Titels und seiner königlichen Mission die Verfolgungen fortsezen wolle, die gegen einen Vikomte oder eine Vikomtesse von Cambes verzeihlich, aber unverschämt, ja fast verbrecherisch gegen eine geborene Prinzessin seien.

Wie aber, dachte er weiter, ist es nur möglich, daß eine Prinzessin von diesem Namen und diesem Rang mit einem einzigen Diener so allein gereist ist?

In Lagen, wo des Menschen Geist, verwirrt und unsicher schwankt, sucht er sich irgendwie zu stüzen; so schweiften Canolles Blike auch fassungslos umher, als sie auf dem Bilde, der ihren Sohn im Arme haltenden Mutter plözlich haften blieben. Ein Strahl der Erleuchtung zukte durch seinen Kopf; unwillkürlich trat er dem Bilde um einen Schritt näher.

Die falsche Prinzessin konnte dabei ihrerseits einen leichten Ausruf nicht unterdrüken und als Canolles sich darauf hin umwandte, sah er ihr ohne-

hin schon verschleiertes Gesicht jezt gänzlich vermummt.

Oh, oh! frug sich Kanolles im Stillen, was soll das bedeuten? Entweder ist das die Prinzessin, der ich auf dem Wege von Bordeaux begegnete, oder ich bin der Spielball einer List und sie ist es nicht, die im Bette stekt. Nun, es wird sich in jedem Falle zeigen.

»Madame,« sprach er auf einmal, »ich weiß, was ich nunmehr von Ihrem Schweigen zu halten habe und ich habe wiedererkannt . . .«

»Was haben Sie wiedererkannt?« warf äußerst lebhaft die Dame im Bette ein.

»Ich habe,« antwortete Kanolles, »mich überzeugt, daß ich so unglüklich war, Ihnen dieselbe Meinung einzuflößen, die schon die Frau Prinzessin-Wittwe gegen mich zu erkennen gegeben hat.«

»Ah!« ward vom Bette her, seufzerähnlich vernehmbar.

Kanolles lezte Redensarten waren nicht eben logisch und außerhalb des Zusammenhangs der

Unterredung; allein sie hatten getroffen: denn es war ihm die Befangenheit nicht entgangen, mit welcher er unterbrochen worden war und das Gefühl der Freude, das seine lezten Worte begleitete.

»Nichtsdestoweniger,« bemerkte unser Offizier weiter, »bin ich gezwungen Ihrer Hoheit zu erklären, so unangenehm es ihr auch sei, daß ich im Schlosse bleiben und Eure Hoheit überall begleiten muß, wohin es ihr zu gehen belieben möchte!«

»Also!« rief die Prinzessin aus, »werde ich selbst in meinem Zimmer nicht allein sein können? O, Herr, welch' ein unwürdiges Verfahren ist das!«

»Ich habe Ihrer Hoheit schon bemerkt, daß in diesem Sinne meine Instrukzionen lauten; doch bitte ich, daß Eure Hoheit Beruhigung fasse, da sie am Besten wissen muß, daß ich der Bitte einer Frau zu gehorchen weiß.« Kanolles sprach die lezten Worte mit einer ganz besondern Betonung, indem er zugleich der Dame im Bette einen treffenden Blik zuwarf.

»Ich?« frug die Prinzessin in einer Weise, die mehr Verlegenheit als Erstaunen verrieth, »wahrhaftig, ich weiß nicht, mein Herr, was Sie damit sagen und auf welche Beziehung sie anspielen wollen?«

»Ich meinte, Madame, der Kammerdiener habe Ihrer Hoheit meinen Namen genannt. Ich bin der Baron von Kanolles.«

»Nun, mein Herr,« erwiederte die Prinzessin mit ziemlich fester Stimme, »was liegt für mich darinne?«

»Ich dachte, da ich schon das Glük gehabt habe, Ihrer Hoheit gefällig zu sein . . . .«

»Mir! ich möchte doch um nähere Aufklärung bitten,« sprach die Stimme in einer Gemüthsbewegung, die Kanolles eine andere Stimme in's Gedächtniß zurükrief, die nicht weniger aufgeregt und zugleich furchtsam klang.

Kanolles dachte, daß er weit genug gegangen. Sonst seiner Sache so ziemlich gewiß, versezte er mit einer Miene voll tiefen Respekts:

»Indem ich meine Aufträge nicht nach dem eigentlichen Wortlaute ausführe.«

Die Prinzessin schien beruhigt.

»Ich will Sie, mein Herr, nicht in Verlegenheit bringen; führen Sie Ihre Instrukzionen aus, sie mögen sein, welche sie wollen.«

»Madame,« erwiederte Kanolles, »glüklicherweise kenne ich nicht, wie man ein Weib verfolgt, geschweige wie man eine Prinzessin beleidigt. Ich habe also die Ehre Ihrer Hoheit zu wiederholen, was ich bereits der Frau Prinzessin-Wittwe erklärt habe: daß ich Ihr unterthänigster Diener bin . . . Geruhen Sie mir Ihr Wort zu geben, das Schloß ohne meine Begleitung nicht zu verlassen, so befreie ich Sie von meiner Gegenwart, die, ich begreife es sehr wohl, Ihrer Hoheit verhaßt sein muß.«

»In diesem Falle aber,« bemerkte die Prinzessin, »kommen Sie Ihren Ordre's nicht nach . . .?«

»Ich thue, was mir mein Gewissen sagt, daß ich thun darf.«

»Herr von Kanolles,« sprach die Stimme, »ich schwöre Ihnen zu, daß ich aus Chantilli nicht herausgehen werde, ohne Sie davon zu benachrichtigen.«

»In diesem Falle,« bat Kanolles, sich tief bis zur Erde verneigend, »verzeihen Sie mir, auf Augenblike und wider meinen Willen Ihren Zorn erregt zu haben. Eure Hoheit wird mich nicht eher wiedersehen, als bis ich gerufen bin.«

»Ich danke Ihnen, Baron,« verlautete die Stimme in einem freudigen Ausdruk, der ein Echo in der Nachbarschaft des Bettes zu haben schien. »Ich danke Ihnen und morgen hoffe ich das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu sehen.«

Diesmal erkannte der Baron, ohne alle Täuschung die Stimme, die Augen und das unbeschreiblich wonnige Lächeln des liebreizenden Wesens, das an jenem Abend, wo der unbekannte Reiter die Ordre des Herzogs von Epernon überbracht hatte, ihm so zu sagen unter den Händen entschlüpft war. Das waren jene überirdischen Ergüsse, welche

die Luft, darinne ein geliebtes Weib athmet, so himmlisch machen; jener schwellende Hauch, der die verliebte Seele berauscht; jenes zauberhafte Etwas, der Seele heiligste Regung, das im Geiste lebt, wie der Körper im Stoffe.

Ein lezter Blik auf das Porträt, so mangelhaft es auch war, zeigte dem Baron, dessen Augen sich übrigens an das Halbdunkel zu gewöhnen begannen, die Habichtsnase der Maillé's, die schwarzen Haare und das einliegende Auge der Prinzessin; während das Weib vor ihm, die soeben den ersten Akt der schwierigen Rolle, welche sie übernommen, beendigt hatte, ein blühendes Auge, schön geformte Nase, einen zierlichen Mund und jene vollen, von Grübchen minnig umspielten Wangen hatte, die alle Gedanken und Betrachtungen über den bittern Ernst des Lebens in die Flucht schlagen.

Kanolles wußte Alles, was er wissen wollte; er empfahl sich also in derselben respektvollen Weise, als habe er geglaubt, daß er nur mit der Prin-

zessin zu thun gehabt hätte und zog sich in sein Zimmer zurük.

14.

Kanolles war noch zu keinem Entschluß gekommen. Auf dem ihm zugewiesenen Zimmer angelangt, schritt er heftig auf und ab, kreuz und quer, wie dies unentschlossene Leute zu thun pflegen, ohne Kastorin zu bemerken, der auf ihn gewartet und sich bei seinem Eintritt erhoben hatte; mit beiden Armen ein Nachtkleid haltend, so ausgebreitet, daß er selbst hinter demselben verschwand.

Kastorin stieß an einen Tisch und Kanolles drehte sich um.

»Was machst Du da,« begann er, »mit dem Nachtkleide?«

»Ich warte, daß der Herr sein Nachtkleid anziehen möge.«

»Ich weiß noch nicht, wenn ich mich ausziehen werde. Lege es indessen auf meinen Stuhl und warte.«

»Wie! der Herr wollen ihr Kleid noch nicht anziehen?« frug Kastorin, der, ein eigenwilliger Diener seiner Natur nach, jenen Abend viel träumerischer als gewöhnlich zu sein schien.

»Der Herr werden sich also jezt noch nicht zu Bett legen?«

»Nein.«

»Und wann denken denn der Herr es zu thun?«

»Was kümmert Dich das?«

»Ei sehr viel, denn ich bin entsezlich müde.«

»Ja! wahrhaftig,« fuhr Kanolles fort, indem er stehen blieb, und dem Kastorin in's Gesicht gukte, »Du scheinst sehr schläfrig.«

Und es gewahrte der Edelmann auf dem Gesichte seines Dieners jene unverschämte Miene, die Leuten seines Schlags zuweilen eigenthümlich ist.

»Ach, ich bin entsezlich müde!« wiederholte Kastorin.

Kanolles zukte die Achseln.

»Geh hinaus,« befahl er, »warte im Vorzimmer, ich werde schellen, wenn ich Deiner bedarf.«

»Ich sage dem Herrn gleich im Voraus, daß er mich, wenn es mir zu lange dauert, im Vorzimmer nicht mehr finden wird.«

»Ei, sage doch, wo Du sein wirst?«

»In meinem Bette werde ich sein; wenn man zweihundert Meilen gemacht, ist's wohl an der Zeit, sich zur Ruhe zu legen.«

»Du bist ein Flegel, Kastorin;« schalt ihn Kanolles aus.

»Wenn der Herr finden, daß ich ein Flegel und nicht mehr seines Dienstes würdig bin, so kostet's dem Herrn nur ein Wort, um sich meiner Person zu entledigen;« versezte Kastorin, indem er sich hochmuthsvoll in seine Brust warf.

Kanolles befand sich eben nicht in rosenfarbner Laune. Hätte Kastorin es verstanden, das Unwetter vorherzusehen, mit dem sein Herr im Geiste schwanger ging, er würde, troz aller Sehnsucht seiner Fesseln ledig zu werden, muthmaßlich eine andere Zeit abgepaßt haben, um ihm die Mittheilung zu machen, die er jezt wagte.

Unser Edelmann schritt straks auf Kastorin zu, ergriff einen seiner Rokknöpfe mit Daumen und Zeigefinger und bedeutete ihm, seine Worte zu wiederholen.

»Ich wiederhole,« erwiederte Kastorin mit der nämlichen Unverschämtheit, »daß, wenn der Herr mit mir nicht zufrieden sind, ich den Herrn mit meinen Diensten nicht mehr belästigen will.«

Konvolles ließ Kastorin los und holte ganz ernsthaft sein spanisches Rohr. Kastorin, der es bald merkte, was da vor sich gehen sollte, polterte heftig heraus:

»Hüten Sie sich, mein Herr, vor dem, was Sie thun wollen. Ich bin kein gewöhnlicher Bediente mehr. Ich stehe in den Diensten der Frau Prinzessin.«

»Ah, ah!« entgegnete Kanvolles und ließ das schon erhobene Rohr sinken; »Du bist in den Dienst der Frau Prinzessin getreten?«

»Ja, mein Herr, seit einer Viertelstunde,« antwortete Kastorin, indem er sich vorsichtig einige Schritte zurükzog.

»Wer hat Dich denn dazu engagirt?«

»Herr Pompejus, der Intendant.«

»Herr Pompejus!«

»Ja wohl, Herr Pompejus.«

»Warum hast Du denn das nicht gleich gesagt?« bemerkte Kanolles weiter. »Du thust ganz gescheidt daran, daß Du meinen Dienst verläßt; hier, nimm die zwei Pistolen Schmerzensgeld für die Schläge, die ich Dir zu ertheilen eben im Begriff war.«

»Oh, oh!« wandte Kastorin ein, der das Geld nicht anzunehmen wagte, »was soll das bedeuten? der Herr spotten wohl meiner?«

»Mit nichten. Nimm den Dienst der Frau Prinzessin in Gottes Namen an, guter Freund. Wann sollst Du denn antreten?«

»In dem Augenblike, in dem der Herr mich fortlassen werden.«

»Das soll mit Morgen früh geschehen.«

»Und von jezt bis auf Morgen?«

»Bist und bleibst Du mein Bedienter und mußt mir, wie es sich gebührt, gehorchen.«

»Sehr gern! Was befehlen der Herr?« frug Kastorin, indem er sich zu gleicher Zeit anschikte, die zwei Pistolen in seine Verwahrung zu bringen.

»Da Du Lust zu schlafen hast, so befehle ich Dir, Dich auszukleiden und in mein Bett zu legen.«

»Was wollen der Herr damit sagen? Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll?«

»Du brauchst es gar nicht zu verstehen, hast lediglich zu gehorchen. Schnell, kleide Dich aus, ich will Dir helfen.«

»Wie! der Herr wollen mir helfen?«

»Gewiß, weil Du die Rolle des Barons von Kanolles spielen sollst und ich einmal die des Kastorin spielen möchte.«

Und ohne lange auf die Genehmigung seines Lakeien zu warten, riß ihm der Baron den Ueberrok vom Leibe, zog ihn an, sezte dessen Hut auf,

verschloß die Thüre des Zimmers und stieg, noch ehe Kastorin sich von seinem Erstaunen erholt hatte, eilends die Treppe hinab.

Kanolles begann allmählich das ganze Getreibe zu durchschauen, obwohl die eine Seite der Begebnisse für ihn noch immer wie von einer Wolke umhüllt blieb. Alles, was er binnen der zwei Stunden seines Verweilens im Schlosse zu Chantilli gesehen und gehört hatte, schien ihm nicht natürlich zuzugehen. Das Benehmen von Allen und in Allem war so abgemessen, es war ihm als spielten sämmtliche Personen, mit denen er in Berührung kam, eine einzige Rolle; Einzelnheiten verriethen die allgemeine Uebereinstimmung, die den durch die Königin bestellten Wächter anspornen mußten, daß, wenn er nicht durch eine großartige Täuschung hinter's Licht geführt sein wollte, er seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln habe.

Die Anwesenheit des Pompejus, sein Verhältniß zum Vikomte von Kambes lösten manchen Zweifel. Was aber davon noch übrig blieb, lichtete

sich mit einemmale, als er im Schloßhofe angelangt war. Er bemerkte troz der mächtigen Finsterniß, wie vier Männer auf die Thüre zugeschritten kamen, welche er selbst im Augenblik vorher passirt hatte. Diese vier Männer wurden von jenem Kammerdiener geführt, der ihn bei der Prinzessin einführte. Noch ein anderer in einen Mantel eigehüllter Mann folgte hinterdrein.

Als das Häuflein bei der Thüre angekommen war, machte es Halt und erwartete die Befehle des Mannes im Mantel.

»Sie wissen, wo er wohnt,« hob dieser mit gebieterischer Stimme an, und wandte sich dabei an den Kammerdiener. »Sie haben ihn eingeführt, demnach müssen Sie ihn kennen. Halten Sie also Wache, daß er durchaus nicht herausgehen kann; vertheilen Sie Ihre Leute auf der Treppe, in den Korridors, wie es Ihnen angemessen scheint, auf daß er, der Ihre Hoheiten zu bewachen vermeint — jedoch ohne es zu merken, selbst scharf bewacht ist.«

Kanolles drükte sich in einen Winkel, wo die Dunkelheit am größten war und sah, ohne selbst bemerkt zu werden, die Wachmannschaft, welche für ihn bestimmt war, in der Thüre verschwinden, während der Mann im Mantel, nachdem er sich überzeugt, daß seinen Befehlen Folge geleistet sei, auf demselben Wege, woher er gekommen war, zurükeilte.

Dies Alles, dachte Konolles, indem er ihm mit den Augen folgte, beweist übrigens noch sehr wenig; denn ihr Unwille kann sie dazu bewogen haben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Wenn nur Kastorin nicht etwa schreit, oder ruft, oder sonst eine Thorheit begeht! . . . Ich hätte ihm das Maul verstopfen sollen. Doch leider jezt ist es zu spät. Ich will nun meine Runde antreten.

Darauf schlich sich Kanolles, nachdem er zuvor mit forschendem Blike umhergespäht hatte, über den Schloßhof hinweg und gelangte zu jenem Flügel, hinter welchem die Kutschen aufgefahren standen.

Alles Leben im Schlosse schien sich nach diesem Theile verzogen zu haben. Man hörte Pferde stampfen, Leute eilig hin und her laufen, Wagen aus den Remisen schieben, mit Geschirren handthieren und dazwischen Stimmen, die halblaut bald frugen, bald antworteten.

Eine Weile legte sich Kanolles auf's Horchen, allein es gelang ihm nicht, etwas Zusammenhängendes zu erlauschen; so viel ward ihm aber klar, daß man hier eine Abreise zurüste.

Zu weiterer Kundschaft schlich er sich nun von diesem Flügel hinweg zu einem andern, und gelangte an die Vorderseite des Schlosses, nachdem er einen gewölbten Gang passirt hatte.

Dort faßte er Posto. Alle Fenster der Zimmer im Erdgeschoß waren hell erleuchtet, Lichter fakelten hin und her, indem sie lange Schatten und wandelnde Strahlen auf einen Rasenplaz im Schloßgarten warfen. Kanolles vermuthete sehr richtig, daß, wie hier der Mittelpunkt aller Thätigkeit sei, auch der Siz des ganzen Unternehmens sein müsse.

Anfänglich zauderte er fast, ein Geheimniß zu erfahren, das man ihm zu verbergen suchte; doch überlegte er, wie seine Eigenschaft als Gesandter der Königin und die damit verknüpfte Verantwortlichkeit selbst bei dem ängstlichsten Gewissen jedes Bedenken niederschlagen, mindestens entschuldigen müsse.

Er zog sich nun mit der äußersten Vorsicht längs der Mauer hin, die um so viel dunkler, als die sechs bis sieben Fuß hohen Fenster erhellt waren, stieg auf einen Grundstein, von da auf einen Vorsprung der Mauer, hielt sich mit der einen Hand an einem Ringe, mit der andern an der Randleiste des Fensterstoks fest und warf so an der Eke der Fensterscheibe den schärfsten und gespanntesten Blik in das Heiligthum einer Verschwörung.

Neben einer aufrechtstehenden Frau, die eben eine lezte Nadel anstekte, um damit ihren Reisehut zu befestigen, sah er einige Dienerinnen ein Kind in ein Jagdhabit einkleiden. Da es dem Fenster den Rüken zukehrte, so konnte Kanolles nichts weiter

als seine blonden Haare erspähen. Die Dame aber, deren Gesicht durch zwei hohe Leuchter, ein jeder mit sechs Kerzen vollständig beleuchtet war, zeigte Kanolles das treue Urbild jenes Porträts, das er vor Kurzem im Halbdunkel des prinzeßlichen Apartements bemerkt hatte. Es war dasselbe längliche Profil, der strenge Mund, dieselbe gebietende Nasenbiegung, die Kanolles im lebenden Bilde wieder erkannte; jeder Zug darinne kündete die Herrschaft an: der kühne Ausdruk, das Feuer im Auge, die kurzen Bewegungen des Kopfes. Bei allen Umstehenden prägte sich in Allem Gehorsam aus, in ihren Geberden, in der Hast, einen verlangten Gegenstand herbeizubringen, in der Pünktlichkeit, der Gebieterin mit Antwort zu dienen oder aus ihren Mienen den Befehl herauszulesen.

Mehrere Hausbeamte, darunter Kanolles auch den Kammerdiener bemerkte, waren mit dem Einpaken von Koffern, Mantelsäken und Reisekasten beschäftigt. Die einen hatten es mit Schmuksachen, die andern mit Geld, noch andere mit jenem Arsenal

der Damenwelt zu thun, das man »Toilette« nennt. Während dem spielte und lief der junge Prinz unter den beschäftigten Dienern herum; aber in Folge eines eigenthümlichen Zufalls konnte Kanolles nie seines Gesichts habhaft werden.

»Hab' ich's doch gleich gedacht,« murmelte er vor sich hin, »man spielt mit mir; die Leutchen da drinnen rüsten sich, auf und davon zu gehen. Hm, ich könnte in einem Nu diese Szene der Täuschung, die man mir bereitet, umschaffen, dürfte nur auf die Terasse springen und dreimal in dieses silberne Horn stoßen und binnen fünf Minuten würden auf seinen gellenden Ton zweihundert Mann in dieses Schloß dringen, die Prinzessinnen in Haft nehmen und alle Hausbeamte, die sich in's Fäustchen lachen, in Bande legen. Ja,« fuhr Kanolles fort, diesmal jedoch sprach er nur mit dem Herzen und nicht mit seinen Lippen, »ja, aber sie, sie, die dort oben schläft oder zu schlafen vorgibt! ich würde sie unwiederbringlich verlieren, sie würde ihren Haß auf mich laden, und nicht ohne Ursache und Grund.

Ach! sie würde mich verachten in der Meinung, daß ich bis zulezt mein Handwerk als Spion praktizirt habe. Und doch! warum soll ich nicht der Königin gehorchen, während sie der Prinzessin gehorcht?«

Gleich als ob der Zufall Kanolles auftauchenden Entschluß zu nichte machen wollte, ging in demselben Moment in dem Zimmer, wo die Prinzessin Toilette machte, eine Thüre auf und es traten zwei Personen ein, ein Mann von fünfzig und eine Frau von zwanzig Jahren, beide fröhlich und wohlgemuth. Bei diesem Anblik floß Kanolles Herz in seine Augen über. Er sah die schönen Haare, die jugendfrischen Lippen, das kluge Auge des Vikomte von Kambes wieder, der lächelnd zwar, aber ehrerbietig die Hand von Klemenzia von Maillé, Prinzessin von Kondé küßte. Doch jezt trug der Vikomte die Kleider seines wirklichen Geschlechts, er stellte die liebreizendste Vikomtesse der ganzen Welt dar.

Kanolles hätte zehn Jahre seines Lebens darum hingeben mögen, wenn er ihr Zwiegespräch

mit anzuhören im Stande gewesen wäre; allein troz-dem, daß er sich mit seinem Ohr an die Fenster-scheibe schmiegte, so konnte er doch nichts weiter als ein unverständiges Gemurmel erhaschen. Er sah die Prinzessin der jungen Dame Lebewohl sagen und ihr einen Kuß auf die Stirn drüken, indem sie ihr dabei etwas einschärfte, was alle Umstehenden lachen machte, die lezteren hierauf mit einigen untergeordneten Haus-beamten nach benachbarten Zimmern zurükgehen, und diese die Livréen der Oberoffizianten anlegen; der würdige Pompejus amtirte dabei in einem orang-gelben, mit Silber verbrämten Dienstrok. Alsbald brach auch das Gefolge der Prinzessin ganz geräusch-los durch die gegenüberstehende Thüre auf. Die Prinzessin schritt voran, nicht wie eine Fliehende, sondern wie eine Königin; ihr nach folgte der Stall-meister Vialas, der den kleinen Herzog von Enghien in einen Mantel eingehüllt auf seinen Armen trug; darauf Lenet mit einem kleinen, schön gearbeiteten Kästchen und einem Papierpak, endlich

beschloß der Schloßhauptmann den Zug, der von zwei Offizieren mit gezogenen Degen eröffnet ward.

Sie alle entfernten sich durch einen geheimen Gang. Flink sprang nun auch Kanolles von seiner Warte herab, eilte auf dem Wege zurük, den er gekommen war, sah das Häuflein bei sich vorbeiziehen und schweigend nach den Kutschen eilen, um — abzureisen.

In diesem Augenblik trat der Gedanke an die Pflicht, welche ihm durch seine Mission von der Königin auferlegt war, erneut und stärker vor Kanolles Seele. Das Weib, welches zu fliehen im Begriffe stand, war der Bürgerkrieg in Person; sie, die Frankreichs Eingeweide von Neuem zu zerfleischen im Begriff stand, ließ er entschlüpfen. Ohne Zweifel war es für ihn als Mann schimpflich, sich zum Spion und Wächter eines Weibes herzuleihen; aber es war dasselbe Weib, welches schon einmal in Paris die Brandfakel aufgestekt hatte.

Kanolles sprang auf die Terasse, welche den Park beherrscht, und sezte sein Silberhorn an die Lippen.

Damit wären alle diese Veranstaltungen zu nichte gewesen. Die Frau von Kondé würde aus Chantilli nicht herausgekommen sein, oder wenn ihr dies auch gelungen wäre, würde sie nicht hundert Schritte zurükgelegt haben, ohne daß sie und ihr Gefolge von einer dreifachen Uebermacht umzingelt gewesen sei. So hätte Kanolles seine Mission erfüllt, ohne die geringste Gefahr zu laufen; so hätte er mit einem Schlage die Gegenwart und die Zukunft des Hauses Kondé zertrümmert und auf dessen Trümmern sein Glük und seine Zukunft auferbauen können, wie es vormals die Vitri und die Luines und neuerdings die Guitaut und die Miossens in für das Wohl des Königreichs vielleicht minder wichtigen Lagen gethan haben.

Doch Kanolles richtete seine Blike nach jenem Zimmer, wo durch rothsammtne Vorhänge mild und melancholisch der Schein einer Nachtlampe schimmerte, die bei der falschen Prinzessin braunte, und er

glaubte den geliebten Schatten auf den großen weißen Roulaux sich abspiegeln zu sehen.

Vor dem Strahle dieses Lichtes erbleichten dann alle Berechnungen des Egoismus, alle Entschlüsse, wie beim Frühroth des jungen Tages der Nacht unheimliche Schatten entschwinden.

»Herr von Mazarin,« sprach er zu sich in leidenschaftlicher Aufregung, »ist reich genug, wenn ihm auch alle diese Prinzen und Prinzessinnen entschlüpfen; ich aber bin es nicht, um eines Schazes verlustig zu gehen, der von jezt mein eigen ist, und den ich, gleich einem Drachen, hüten werde. Jezt ist sie allein, in meiner Gewalt, nur von mir abhängig; am Tage und in der Nacht kann ich zu jeder Stunde in ihr Zimmer treten; sie wird nicht fliehen, ohne mir es zu sagen; denn sie hat mir ihr heiliges Wort gegeben. Was kümmert's mich, daß die Königin betrogen ist, daß Herr von Mazarin wüthend sein wird! Man hat mir aufgegeben, die Frau Prinzessin von Kondé zu bewachen, und ich bewache sie. Entweder hätte man mir ihr Eig=

nalement mitgeben oder einen geschikteren Spion ausschiken müssen, als ich es bin.«

Und Kanolles stekte sein Signalhorn wieder in die Tasche, hörte noch das Schloßthor knarren, die Wagen donnergleich über die Brüke in Park rollen und endlich das Getöse sich verlieren. Als nun Alles seinen Augen und Ohren entschwunden war, schlich er, ohne daran zu denken, daß er sein Leben an die Liebe eines Weibes, an den Schatten eines Glükes gesezt habe, in den zweiten, ganz öden Hof zurük und stieg mit aller Vorsicht unter dem Schuz der tiefsten Finsterniß die Treppe hinan, die zu seinem Zimmer führte.

Aber troz aller Vorsicht, die Kanolles anwendete, konnte er es nicht vermeiden, im Korridor an eine Person zu stoßen, die an seiner Thüre zu horchen schien und plözlich dumpf aufschrie:

»Wer, wer seid Ihr?« frug sie in schrekhaftem Tone.

»Und Ihr, der Ihr wie ein Spion hier herumschleicht?« versezte Kanolles dagegen.

»Ich bin Pompejus.«

»Der Intendant der Frau Prinzessin?«

»Ja, ja, der bin ich!«

»Das trifft sich ja herrlich,« sprach der Edelmann, »ich bin Kastorin.«

»Kastorin, der Bediente des Herrn Baron von Kanolles?«

»Derselbe.«

»Ach,« fuhr Pompejus fort, »ich habe Ihnen, lieber Kastorin, gewiß einen rechten Schrek eingejagt?«

»Mir?«

»Nun ja! Wenn man nicht Soldat gewesen ist! Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienlich sein, lieber Freund?« frug Pompejus mit wichtiger Miene weiter.

»Allerdings.«

»Und womit?«

»Wenn Sie der Frau Prinzessin auf der Stelle anzeigen, daß mein Herr sie zu sprechen verlangt.«

»Jezt?«

»Ja, jezt.«

»Das ist unmöglich.«

»Glauben Sie?«

»Das weiß ich gewiß.«

»Sie wird also jezt meinen Herrn nicht mehr annehmen?«

»Nein, gewiß nicht.«

»Auf Königs Befehl, Herr Pompejus; sagen Sie ihr nur das.«

»Auf Königs Befehl!« rief Pompejus ... »Ja, ja, ich gehe.«

Und damit machte sich Pompejus eilends davon, von Respekt und Furcht, diesen zwei treibenden Elementen, zugleich getrieben.

Kanolles trat nun wieder in sein Zimmer und traf Herrn Kastorin, der sich's in einem großen Lehnstuhl bequem gemacht, wie einen Brummbär schnarchend an. Er zog seine Offiziersuniform an und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Bei meiner Treu! sprach er zu sich, wenn ich auch die Angelegenheiten des Herrn von Mazarin

nicht eben sonderlich bestellt habe, so will mich bedünken, daß es mir mit meinen eigenen gelungen ist.

Kanolles wartete nun auf die Rükkehr des Pompejus, allein vergebens, so daß er sich nach Verlauf von zehn Minuten, da weder Pompejus, noch Jemand statt seiner kam, entschloß, kurzen Prozeß zu machen und sich selbst bei der Frau Prinzessin einzuführen. Er wekte deshalb Kastorin auf, den eine Stunde Schlaf vollständig besänftigt hatte, schärfte ihm in einem Tone, der jede Widerrede ausschloß, ein, sich für alle möglichen Fälle parat zu halten und machte sich nach den Gemächern der Frau Prinzessin auf.

An der Thüre traf der Baron einen Thürwart, der eine sehr schlechte Laune äußerte, weil er in dem Augenblike aufgehalten ward, wo sein Dienst zu Ende ging und er, gleich Kastorin, sich nach einem ermüdenden Tagwerk nach der Erquikung des Schlafs sehnte.

»Was wollen Sie, mein Herr?« frug er, als er Kanolles ansichtig ward.

»Ich bitte bei der Frau Prinzessin von Kondé vorgelassen zu werden.«

»Zu dieser Stunde, mein Herr?«

»Ja wohl, sogleich!«

»Das scheint mir etwas zu spät.«

»Was raisonnirst Du da, Narr?«

»Mein Herr . . .« stotterte der Mensch.

»Ich bitte nicht mehr darum, ich befehle es,« donnerte ihn Kanolles an.

»Sie befehlen . . . Nur die Frau Prinzessin hat hier zu befehlen.«

»Der König befiehlt allenthalben . . . Auf Königs Befehl!«

Der Lakei fuhr erschrökken zusammen und beugte den Kopf.

»Vergeben, Sie mein Herr,« begann er am ganzen Körper zitternd, ich bin nur ein unbedeutender Diener, der es nicht auf sich nehmen kann, die

Thüre bei der Frau Prinzessin zu öffnen. Erlauben Sie mir, daß ich einen Kämmerer herbeirufe.«

»Pflegen denn diese im Schloß zu Chantilli schon um eilf Uhr zu Bette zu gehen?«

»Man hat den ganzen Tag gejagt, mein Herr!«

»Das ist richtig,« brummte Kanolles, »so geht, ich werde warten.«

Der Lakei sprang fort um im Schloß Lärm zu machen, wo Pompejus bereits in Folge seines unangenehmen Zusammentreffens mit Kastorin einen unbeschreiblichen Schreken ausgestreut hatte.

Kanolles, der allein zurükgeblieben war, sah und horchte mit Augen und Ohren.

Er hörte in den Sälen und in den Korridors hin und her laufen, er sah im Schein der verlöschenden Lichter, wie sich bewaffnete Leute an den Treppen aufstellten, und an die Stelle der dumpfen Stille, die einen Augenblik vorher im ganzen Schloß geherrscht hatte, ein drohendes Murmeln trat.

Kanolles nahm sein Horn zur Hand und näherte sich damit einem Fenster, durch das er wie

eine dunkle Wolkenmasse die Spizen jener großen Bäume erblikte, an deren Fuß er die zweihundert Männ, die er mit sich geführt, in Hinterhalt gelegt hatte.

Nicht doch, dachte er, das würde geradeswegs zu einem blutigen Strauß führen und nicht zu meinen Plänen passen; besser ich warte, denn das Schlimmste, was mir dabei wiederfahren kann, ist: hier im Schlosse überfallen zu werden, während, wenn ich die Sache kopfüber stürze, ich ihr großes Unglük bereiten könnte . . .

Kaum war Kanolles mit dieser Erwägung im Reinen, als sich eine Thür aufthat und eine neue Person erschien.

»Die Frau Prinzessin,« ließ sie mit einer Hast verlauten, die ihr nicht einmal den Edelmann zu begrüßen erlaubte, »liegt zu Bette und hat verboten, Niemand, wer es auch sei, einzulassen.«

»Wer bist Du?« herrschte Kanolles entgegen und maß die fremdartige Erscheinung mit scharfen Bliken, »und wer hat Dich zu der Unver-

schämtheit ermächtigt, einen Edelmann mit dem Hut auf dem Kopfe anzureden?«

Dabei schlug Kanolles dem Sprecher mit seinem spanischen Rohre den Hut vom Kopfe.

»Herr!« schrie dieser und trat stolz einen Schritt zurük.

»Ich habe Dich gefragt, wer Du bist?« wiederholte Kanolles.

»Ich bin . . .« erwiederte dieser, »ich bin, wie Sie an meiner Uniform sehen können, der Kapitän der Garden Ihrer Hoheit.«

Kanolles lachte. Er hatte wenig Zeit gebraucht, um den Mann, der da zu ihm sprach, mit seinem Blik zu mustern und zu gewahren, daß er es mit irgend einem Kellermeister, dessen Bauch so dik wie seine Flaschen war, zu thun hatte, oder mit einem fahrenden Bedienten, den man in einen Offiziersrok gestekt hatte, den Mangel an Zeit oder zu starke Liebesfälle nicht erlaubten, ordentlich zuzuknöpfen.

»Vortrefflich Herr Gardekapitän,« sprach Kanolles weiter, »nimm Deinen Hut wieder auf und gib Antwort.«

Der Kapitän befolgte den ersten Theil von Kanolles Befehl, wie ein Mann, der den schönen Grundsaz der militärischen Disziplin: Wer befehlen will, muß zu gehorchen wissen, gelernt hat.

»Gardekapitän! Tausend!« fuhr Kanolles fort, »das ist ein schöner Posten.«

»Ja, Herr, sehr schön; aber wer? . . .« versezte der Mann weiter, indem er wieder Stellung nahm.

»Räuspere Dich nicht so, Herr Kapitän,« polterte Kanolles dazwischen, »Du zersprengst sonst Dein leztes Band und Deine Hosen werden Dir auf die Fersen herabfallen, was nicht sehr anmuthig aussehen würde.«

»Aber wer sind Sie denn mein Herr?« inquirirte nun seinerseits der vermeintliche Kapitän.

»Herr, ich werde dem Beispiele der Höflichkeit folgen, das Du mir gegeben hast, und Deine Frage

beantworten, wie Du die meinige beantwortet hast. Ich bin Kapitän von Navaille und im Namen des Königs als Gesandter hier angekommen, mit der Vollmacht zum Frieden wie zur Gewalt zugleich versehen. Je nachdem man den Befehlen Seiner Majestät gehorchen oder nicht gehorchen wird, werde ich in einer oder der andern Weise von meiner Vollmacht Gebrauch machen.«

»Gewalt! mein Herr? . . .« rief der vermeintliche Kapitän. »Eine Vollmacht zur Gewalt?...«

»So ist es! Ich versichere Dich.«

»Bei Ihrer Hoheit?«

»Warum nicht? Ihre Hoheit ist nur Seiner Majestät erste Unterthanin.«

»Mein Herr, versuchen Sie ja nicht Gewalt zu brauchen; ich habe fünfzig bewaffnete Mann, um die Ehre Ihrer Hoheit zu rächen.«

Kanolles wollte ihm nicht sagen, daß seine fünfzig Mann ebensoviel Bediente und Küchenjungen und würdig seien, unter einem solchen Chef zu dienen, und daß, was die Ehre der Frau Prinzessin anlange,

diese mit ihr selbst auf dem Wege nach Bordeaux unterwegs sei. Er antwortete daher kurz und mit jenem kalten Blute, das mehr einschüchtert, als daß es droht, und allen braven und mit Gefahren vertrauten Leuten eigenthümlich ist:

»Wenn Du, Herr Kapitän, fünfzig Mann hast, so habe ich deren zweihundert, die den Vortrab einer königlichen Armee bilden. Denkst Du denn Dich offen gegen Seine Majestät aufzulehnen?«

»Nein, mein Herr, nein,« entgegnete sehr lebhaft und äußerst demüthig der dike Mann! »Gott behüte mich davor! Aber ich bitte Sie um das Zeugniß, daß ich nur der Gewalt gewichen bin.«

»Das ist das Wenigste, was ich Dir als Kamerad schulde.«

»Nun, ich werde Sie zu der Frau Prinzessin-Wittwe führen, die noch nicht eingeschlafen ist.«

Kanolles hatte nicht nöthig, über die Gefahr lange nachzudenken, welcher ihn diese Schlinge aussezte; kraft seiner Vollmacht zog er sich schnell daraus.

»Ich bin nicht befehligt, die Frau Prinzessin-Wittwe zu sehen, wohl aber Ihre Hoheit die Frau Prinzessin, die jüngere.»

Der Kapitän der Garden neigte noch einmal seinen Kopf und sezte sich mit seinen Gliedern in Bewegung, schleppte seinen langen Säbel auf dem Fußboden nach und ging hochmüthig durch zwei Schildwachen, die während dieses Austritts wie Espenlaub zitterten und auf die Anzeige von der Ankunft von zweihundert Mann alle Lust an ihrem Posten verloren hatten, da sie wenig aufgelegt waren, bei einer Plünderung des Schlosses Chantilli zu Opfern der Treue zu werden, nach der Thüre zurük, aus welcher er herausgekommen war.

Zehn Minuten später kam der Kapitän in Begleitung zweier Wachen zurük, machte unzählige Komplimente und führte Kanolles zu der Prinzessin, bei der er auch ohne Verzug vorgelassen ward.

Kanolles erkannte das Zimmer, die Meubles, das Bett wieder, bis zu jenem Hauch, der sich ihm das erstemal offenbart hatte; doch suchte

er zwei Dinge vergebens, das Porträt der wirklichen Prinzessin, das er gleich Anfangs bemerkt und ihn auf die erste Spur der List, durch die man ihn täuschen wollte, geleitet hatte, und das Antliz der vermeintlichen Prinzessin, für die er soeben ein so großes Opfer gebracht hatte. Das Porträt hatte man, wohl um einer allerdings etwas zu späten Vorsicht willen, entfernt und aus demselben Grunde mochte sich auch das Gesicht der im Bette liegenden Person mit prinzeßlichem Hochmuth der andern Bettseite zugewendet haben.

Zwei Kammerfrauen standen unten am Fuße des Bettes. Der Edelmann wäre über diesen Mangel an Rüksichten gern hinweggegangen; da er aber fürchtete, daß irgend eine neue Stellvertreterin der Frau von Kambes zur Flucht helfen solle, in der Art, wie schon die Prinzessin entflohen war, traten ihm die Haare zu Berge und er wollte auf der Stelle über die Identität der im Bette liegenden Person in's Reine kommen, wozu er sich denn der

ausgedehnten Vollmacht, mit der seine Mission betraut war, bediente.

»Madame,« begann er unter tiefster Verneigung, »ich bitte Euere Hoheit um Vergebung, daß ich mich schon jezt wieder Ihnen vorstelle, nachdem ich zumal mein Wort gegeben habe, Derselben Befehle erwarten zu wollen; allein ich habe eben im Schlosse so viel Geräusch vernommen, und . . .«

Die im Bette liegende Person fuhr zusammen, aber sie antwortete nicht. Kanolles suchte nach einem Merkmale, an dem er wieder zu erkennen dachte, ob die, welche vor ihm lag, wohl diejenige sei, welche er suchte, allein in Mitte eines Spizenmeeres und der schwellenden Dunenberge war es ihm rein unmöglich, etwas anderes als die Form einer ausgestreckt liegenden Person zu erspähen.

»Und,« fuhr Kanolles fort, »meine Pflicht gebietet, mich zu vergewissern, ob dies Bett noch immer dieselbe Person umschließt, mit der ich vor einer halben Stunde zu reden die Ehre hatte.«

Diesmal war es nicht blos ein einfaches Erzittern, sondern eine förmliche Bewegung des Schrekens, die im Bette vor sich ging und von Kanolles, der darüber selbst erschrak, nicht unbemerkt bleiben konnte.

Hätte sie mich getäuscht, dachte er; wäre sie, troz ihres feierlich gegebenen Versprechens entflohen, ich würde mich zu Pferde sezen, mich an die Spize meiner zweihundert Mann stellen und meine Flüchtlinge einholen, wenn ich dabei dreißig Dörfer in Brand steken sollte, um meinen Weg zu erhellen.

Kanolles wartete noch einen Augenblik, allein, die Person im Bette rappelte sich nicht, noch gab sie eine Antwort. Es war augenscheinlich, daß man Zeit zu gewinnen wünschte.

»Madame,« begann Kanolles von Neuem mit Zeichen der Ungeduld, die er nicht mehr zu bemeistern im Stande war, »ich bitte Eure Hoheit, sich in's Gedächtniß zurükzurufen, daß ich ein Gesandter des Königs bin und die Ehre fordere, Sie von Angesicht zu sehen.«

»Ha! welch' eine unerträgliche Inquisizion!« sprach hierauf eine zitternde Stimme, die den jungen Offizier vor Wonne beben machte, hatte er doch denselben Klang erkannt, den eine andere Stimme gar nicht nachzuahmen vermochte, »wenn wie Sie mein Herr behaupten, der König es ist, der Sie zu einem solchen Benehmen zwingt, so kann dies nur daher rühren, daß der König nur ein Kind ist, das die Pflichten eines Edelmannes noch nicht kennt. Ein Weib zu zwingen, ihr Gesicht zu zeigen, ist eine nicht minder große Schmach, als wenn man ihr ein Geheimniß abzwingt.«

»Es gibt ein Wort, Madame, vor dem sich alle Menschen beugen, wenn dieses Wort vom Verhängniß kommt. Es ist dies das Wörtchen: Muß!«

»Nun, weil es sein muß,« erwiederte das junge Weib, »weil ich allein und ohne Vertheidiger bin gegen den Befehl des Königs und die Forderungen seines Gesandten, so will ich gehorchen; betrachten Sie mich, mein Herr!«

Eine ungestüme Bewegung entfernte darauf den Wall von Kopfkissen, Deken und Spizen, welche die holde Liegende umlagerten, und aus der Oeffnung erschien unverhofft, mehr von Scham als von Unwillen erhizt der blonde Kopf und das liebliche Gesicht, welche sich schon durch die liebliche Stimme verrathen hatten. Mit dem kundigen Blike eines Mannes, der gewohnt ist, sich, wenn auch nicht über gleiche, so doch wenigstens ähnliche Lagen Rechenschaft zu geben, gewann Kanolles die Ueberzeugung, daß nicht Zorn es war, der ihr die von sammetnen Braunen umschatteten Augen niederschlagen, der ihre schöne weiße Hand, den auf einem alabasternen Naken herabfallenden Haarschmuk und den Batist der wohlriechenden Lagertücher zurükhalten ließ.

In dieser Stellung, die sie drohend machen wollte und die doch nur höchst verlegen war, verblieb denn unsere falsche Prinzessin einige Augenblike, während Kanolles sie wonnetrunken und mit freudehüpfendem Herzen betrachtete, bis sie endlich in die Worte ausbrach:

»Nun, mein Herr, ist die Erniedrigung zu Ende? Haben Sie Muße gehabt, mich anzusehen? Nicht wahr, ihr Triumf ist vollständig? Seien Sie aber als Sieger auch großmüthig und ziehen Sie sich nunmehr zurük.«

»Das möchte ich wohl, Madame, allein ich muß meiner Vorschrift bis zu Ende nachkommen. Ich habe bis jezt nur dem Theile meiner Mission genügt, der Euere Hoheit betrifft. Das ist aber nicht genug, ich muß auch den Herrn Herzog von Enghien sehen.«

Diesen Worten, die in dem Tone eines Mannes ausgesprochen wurden, der ein Recht zu befehlen hat und dem gehorcht sein will, folgte ein schrekliches Schweigen. Die falsche Prinzessin erhob sich, stüzte sich auf ihren Arm und warf Kanolles einen jener wunderbaren Blike zu, die nur ihr anzugehören schienen; denn so viel sprach auf einmal daraus. Er mochte ohngefähr bedeuten: Haben Sie mich erkannt? wissen Sie nun, wer ich wirklich bin? Wenn Sie es wissen, so schonen Sie mich; vergeben Sie

mir; Sie sind der Stärkere, haben Sie Mitleid mit mir!

Kanolles verstand nur zu gut, was dieser Blik sagen wollte, allein er waffnete sich gegen des Blikes verführerische Beredsamkeit und antwortete laut:

»Madame, meine Ordre lautet zu bestimmt, es ist mir unmöglich, davon abzusehen.«

»Es geschehe, mein Herr, wie Sie es wünschen, da Sie nun einmal keine Rüksicht weder auf meine Lage, noch auf meinen Rang nehmen zu wollen scheinen; diese Damen mögen Sie zu dem Prinzen, meinem Sohn führen.«

»Könnten diese Damen,« bemerkte Kanolles, »statt mich zu Ihrem Herrn Sohn zu führen, denselben nicht lieber zu Ihnen bringen, meine gnädige Frau? Das will mir ungleich besser scheinen.«

»Und warum das, mein Herr?« frug die vermeintliche Prinzessin, die bei dieser neuen Forderung ungleich mehr Unruhe, als bei einer der früheren verrieth.

»Weil ich während dessen Ihrer Hoheit noch eine Mittheilung zu machen habe, die keine Zeugen zuläßt und die ich Ihnen nur ganz allein machen kann.«

»Mir ganz allein?«

»Ja, Madame,« versezte Kanolles mit einer tiefern Verneigung, als er noch je eine gemacht hatte.

Die Prinzessin, deren Blik allmählig von der Standeswürde zur Bitte und von der Bitte zu einer ängstlichen Befangenheit übergegangen war, starrte Kanolles jezt mit Furcht und Entsezen an.

»Was liegt in dieser geheimen Unterredung, Madame, das Sie fürchten machen könnte?« frug Kanolles. »Sind Sie nicht eine Prinzessin und ich ein Edelmann?«

»Sie haben Recht, mein Herr, und ich hatte Unrecht, mich zu ängstigen. Obgleich ich heute zum ersten Male das Vergnügen habe, Sie zu sehen, so ist doch der Ruf Ihrer Ritterlichkeit und Loialität bis zu mir gedrungen. — Meine Damen, gehen

und holen Sie den Herrn Herzog von Enghien.«

Beide Frauen schritten der Thüre zu, kehrten jedoch noch einmal um, um zu erfragen, ob es mit dem Befehle ernstlich gemeint sei und verließen, nachdem sie durch ein Zeichen dessen Bestätigung erfuhren, das Zimmer.

Kanolles verfolgte sie mit seinen Bliken, bis daß sie die Thüre geschlossen hatten. Als dies geschehen war, funkelte sein Augenpaar freudevoll der vermeintlichen Prinzessin zu.

»Warum,« hob diese an, indem sie sich im Bette zurechtsezte und ihre Hände faltete, »warum, Herr von Kanolles, verfolgen Sie mich auf solche Weise?«

Bei diesen Worten blikte sie den jungen Offizier nicht mit jener hochmüthigen Miene einer Prinzessin, wie sie es anfänglich versucht hatte und wie es ihr nicht gelungen war, vielmehr mit einem so ergreifenden und rührenden Ausdruke an, daß alle die reizenden Einzelnheiten ihrer allerersten Begegnung,

alle verführerischen Zwischenfälle während der Reise, sammt allen Erinnerungen einer entstehenden Liebe auf des Barons Seele einstürmten und sein Herz mit süßem Behagen umrauschten.

»Madame,« sprach er und wagte sich einen Schritt näher an das Bett, »die Frau Prinzessin von Kondé ist es, die ich im Namen des Königs verfolge; Sie aber sind es nicht, da Sie nicht die Frau Prinzessin sind.«

Die Dame, an welche diese Worte gerichtet waren, fuhr unwillkürlich zusammen, erbleichte und legte eine Hand auf ihr Herz.

»Was wollen Sie damit sagen, mein Herr, und wer meinen Sie, daß ich sei?« frug sie.

»Eine Antwort darauf macht mich etwas verlegen,« bemerkte Kanolles, »denn ich möchte schwören, daß Sie der liebenswürdigste Vikomte seien, wenn Sie nicht die anbetungswürdigste Vikomtesse wären.«

»Mein Herr,« fiel ihm die vermeintliche Prinzessin in's Wort, indem sie ihm durch ihre Würde

zu imponiren hoffte, »mein Herr, ich verstehe von dem Allem, was Sie mir da sagen, nur so viel, daß Sie die mir schuldige Achtung aus dem Auge verlieren und mich verlezen!«

»Madame,« betheuerte Kanolles, »wenn man Gott anbetet, so fehlt man dabei nicht gegen die Ehrfurcht, die man ihm schuldig ist; auch beleidigt man die Engel nicht, wenn man vor ihnen auf die Kniee niedersinkt.«

Dabei verrieth Kanolles die Absicht niederzuknieen.

»Die Prinzessin von Kondé, mein Herr,« wandte die Vikomtesse lebendig ein, indem sie Kanolles daran zu behindern suchte, »kann nicht dulden . . .«

»Die Prinzessin von Kondé, meine Gnädigste, bemerkte Kanolles, »befindet sich in diesem Augenblik in Begleitung ihres Stallmeisters Vialas und des Raths Lenet, mit ihren Edelleuten, ihren Offizieren, mit ihrem ganzen Hofe auf dem Wege nach Bordeaux und hat nichts gemein mit dem, was

zwischen dem Baron von Kanolles und dem Vikomte oder der Vikomtesse von Kambes hier vorgeht.«

»Herr, wer sagt Ihnen das? Sind Sie bei Sinnen?«

»Madame, ich sage nur, was ich mit meinen Augen gesehen, ich erzähle nur, was ich mit meinen Ohren gehört habe!«

»Wenn Sie gesehen und gehört haben, was Sie da angeben, so scheint mir, als sei Ihre Mission damit zu Ende?«

»Glauben Sie das, Madame? Ich soll also nach Paris zurükkehren und der Königin gestehen, daß ich, um meiner Sehnsucht willen einer Frau zu gefallen, welche ich liebe (ich nenne keinen Namen, Madame, also sparen Sie gütigst den zornigen Blik) ihre Befehle verlezt, ihrer Feindin zur Flucht verholfen, meine Augen vor Allem, was unter ihnen vorging, verschlossen, daß ich zum Verräther, ja, zum Verräther an der Sache meines Königs worden bin?«

Die Vikomtesse schien tief gerührt und betrachtete den Baron mit einem fast zärtlichen Mitgefühl.

»Haben Sie denn nicht die beste Entschuldigung, die es gibt,« sprach sie, »die Unmöglichkeit? Konnten Sie als Einzelner das mächtige Gefolge der Frau Prinzessin aufhalten? Hat man Ihnen anbefohlen, es allein mit fünfzig Edelleuten aufzunehmen?«

»Ich war und bin nicht allein, Madame,« bedeutete Kanolles, indem er männlich den Kopf erhob; »ich hatte und habe noch, dort im Gehölz, auf fünfhundert Schritte von hier, zweihundert Soldaten, die ich durch einen einzigen Stoß in dieses Horn herbeirufen kann; es war mir also ein Leichtes, die Frau Prinzessin auf- und anzuhalten, die dagegen sich aufzulehnen außer Stande war. Wäre aber meine Begleitung auch wirklich schwächer gewesen als die ihrige, anstatt daß sie viermal stärker ist, so konnte ich mich immer schlagen, ich konnte mein Leben dabei einsezen; dies wäre mir eben so leicht,« fuhr der junge Mann fort, sich tiefer und tiefer her-

abneigend, »als es für mich süß sein würde, diese Hand zu berühren, wenn anders ich es wagen dürfte.«

Diese Hand, auf welche der Baron sein trunkenes Auge warf, diese feine, fleischige und weiße Hand, dieses sinnige Händchen war wirklich aus dem Bette gefallen und zukte bei jedem Worte des jungen Mannes. Die Vikomtesse, von der Simpathie der Liebe, deren Wirkungen sie bereits in dem kleinen Wirthshause zu Joulnai vorempfunden hatte, angestekt, hatte es übersehen, daß sie dieses Händchen, das Kanolles Gelegenheit zu einem so glüklichen Vergleich gegeben hatte, zurükziehen müsse; der junge Offizier sank auf die Knie und führte es mit inbrünstiger Schüchternheit zu seinen Lippen; doch kaum berührt fuhr das Händchen zurük, als sei es von rothglühendem Eisen gebrannt worden.

»Empfangen Sie meinen Dank, Herr von Kanolles,« sprach sie, »meinen herzinnigsten Dank für Alles das, was Sie gethan haben, und halten Sie sich überzeugt, daß ich es nie vergessen werde. Aber verdoppeln Sie den Preis des Dienstes, den

Sie mir erzeigen, dadurch, daß Sie meine Stellung würdigen und sich zurükziehen. Müssen wir uns nicht trennen, weil Ihre Aufgabe zu Ende ist?«

Dieses »Uns,« das in einem so zarten Tone ausgesprochen ward, daß es ein gewisses Bedauern zu enthalten schien, berührte Kanolles wahrhaft schmerzlich. Es pflegt ja kein Hochgefühl der Freude von dem Stachel des Schmerzes ganz unberührt zu sein.

»Ich werde gehorchen,« entgegnete Kanolles »nur gebe ich Ihnen zu erwägen, keineswegs um Ihren Wünschen entgegen zu sein, vielmehr um Ihnen vielleicht Gewissensbisse zu ersparen, daß ich, wenn ich Ihnen gehorche, verloren bin. Von dem Augenblik an, wo ich meinen Fehltritt eingestehe und wo ich nicht mehr den Schein bewahre, der Betrogene Ihrer List zu sein, werde ich das Opfer meiner Willfährigkeit . . . Man wird mich zum Verräther stempeln, zur Haft bringen . . . vielleicht erschießen; und dies Alles ist ganz natürlich; denn ich bin ein Verräther!«

Klara schrie vor Entsezen auf und ergriff selbst Kanolles Hand, die sie jedoch in reizender Verwirrung alsbald wieder fallen ließ.

»Was wollen wir also thun?« bat sie.

Dem jungen Manne schoß das Herz; dieses liebevolle »Wir« war zum Lieblingsausdruk der Frau von Kambes worden.

»Sie in's Verderben stürzen! Sie, der Sie so edelmüthig sind,« fuhr sie fort. »Sie in's Verderben stürzen! ich, oh! nie, nie! Um welchen Preis kann ich Sie retten? Reden Sie, reden Sie!«

»Dazu ist vor Allem erfordert, Madame, daß Sie mir gestatten, meine Rolle bis zu Ende zu spielen. Es muß, wie ich Ihnen bereits bemerkte, den Anschein haben, als sei ich von Ihnen getäuscht worden. Ich muß Herrn von Mazarin Bericht erstatten, über das, was ich sehe, nicht über das, was ich weiß.«

»Ja, wenn man erführe, daß Sie dies Alles für mich thun, wenn es bekannt würde, daß wir uns schon einmal begegnet sind, daß Sie mich schon

früher gesehen haben, dann würde auch ich verloren sein; denken Sie wohl daran!«

»Madame,« versezte Kanolles in schwärmerischer Stimmung, »nach Ihrem so kalten Aeußern und nach der hoheitlichen Würde, die Ihnen so leicht in meiner Gegenwart zu behaupten ist, glaube ich nicht, daß Sie ein Geheimniß verrathen, das übrigens, am wenigsten in Ihrem Herzen, für Niemand besteht.«

Klara schwieg, aber ein flüchtiger Blik und ein kaum merkliches Lächeln, das unwillkürlich der schönen Gefangenen entschlüpfte, gaben Kanolles in einer Weise Antwort, daß er sich den glüklichsten der Sterblichen wähnte.

»Ich darf also bleiben?« frug er mit schüchterner Miene.

»Weil es sein muß!« erwiederte die Vikomtesse.

»In diesem Fall will ich an Herrn von Mazarin schreiben.«

»Ja, gehen Sie!«

»Wie so?«

»Ich sagte, daß Sie um zu schreiben, gehen möchten.«

»Nein, nein, ich muß ihn von der Stelle, von diesem Zimmer aus schreiben; ich muß meinen Bericht von dem Fuß Ihres Bettes aus datiren.«

»Aber, das schikt sich doch nicht.«

»Hier sind meine Instrukzionen, Madame, lesen Sie sie selbst.«

Kanolles überreichte der Vikomtesse ein Papier. Dieselbe las:

»»Der Herr Baron von Kanolles wird die Prinzessin und den Herrn Herzog von Enghien, ihren Sohn, nicht aus den Augen lassen.««

»Nicht aus den Augen!« wiederholte Kanolles.

»Nicht aus den Augen! freilich so steht es hier.«

Klara sah wohl ein, welche Vortheile ein verliebter Mensch, wie es Kanolles war, aus

ähnlichen Instrukzionen ziehen konnte; allein sie erwog zu gleicher Zeit auch den Dienst, welchen sie dadurch der Prinzessin leistete, indem sie in Rüksicht auf sie den Irrthum des Hofes verlängerte.

»So schreiben Sie denn,« sagte sie als ein Weib, das sich in's Unvermeidliche zu fügen weiß.

Kanylles befrug sie aus Rüksicht. Aus einer verwandten Rüksicht zeigte sie ihm ein Nezessaire, das Alles, was er zum Schreiben bedurfte, enthielt. Der junge Mann öffnete es, nahm Papier, eine Feder und Dinte daraus, legte sie auf einen Tisch, schob den Tisch so nah als möglich zum Bett, bat, immer als ob Klara die Frau Prinzessin wäre, um die Erlaubniß sich sezen zu dürfen, und schrieb, nachdem ihm diese Erlaubniß ertheilt worden war, die nachfolgende Depesche:

»»**Gnädiger Herr!**

Ich bin im Schloß zu Chantilli um neun Uhr des Abends angelangt. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht gesäumt habe, da ich um sechs ein halb

Uhr die Ehre hatte, mich bei Ew. Eminenz zu beurlauben.

Ich habe beide Prinzessinnen im Bette getroffen; die Frau Prinzessin-Wittwe ziemlich schwer erkrankt, die Frau Prinzessin, weil sie von einer großen Jagd ermüdet war, der sie im Laufe des Tages beigewohnt hatte.

Den Instrukzionen Eurer Eminenz gemäß, habe ich mich Ihren Hoheiten vorgestellt, die augenbliklich alle anwesenden Gäste entließen und ich habe in diesem Augenblik die Frau Prinzessin und ihren Sohn unter meinen Augen.««

»Und ihren Sohn« — wiederholte Kanolles, sich zur Vikomtesse wendend. »Teufel! es scheint mir, daß ich lüge und doch möchte ich es nicht gern.«

»Beruhigen Sie sich,« entgegnete Klara lachend; »wenn Sie meinen Sohn noch nicht gesehen haben, so sollen Sie ihn gleich sehen.«

»Und ihren Sohn,« wiederholte Kanolles lachend noch einmal, indem er seinen Brief da, wo er stehen geblieben war, wieder aufnahm:

»»Im Zimmer der Frau Prinzessin selbst und am Fuße ihres Bettes sizend, habe ich die Ehre an Eure Eminenz diesen Brief zu schreiben.««

Er brach das Schreiben zusammen, siegelte es zu, versah es mit der Aufschrift und zog, nachdem er Klara ehrerbietig um Erlaubniß gebeten hatte, die Klingel. Ein Kammerdiener trat alsbald herein.

»Rufet meinen Diener,« befahl Kanolles, »und zeigt mir es an, sobald er im Vorzimmer sein wird.«

Fünf Minuten darauf, meldete man dem Baron, daß Kastorin zum Dienst bereit stehe.

»Nimm dieses Schreiben,« sprach Kanolles zu ihm, »und überliefere es an den Offizier, der meine zweihundert Mann befehligt und sage ihm in meinem Namen, daß er es ohne Zeitverlust durch einen Eilboten nach Paris befördern soll.«

»Aber, lieber Herr Baron,« erlaubte sich Kastorin, den die Ausführung eines solchen Auftrags in Mitte der Nacht höchst unwillkommen war, zu bemerken, »ich glaube Ihnen schon eröffnet zu haben, daß mich Herr Pompejus für den Dienst der Frau Prinzessin engagirt hat.«

»Ich ertheile Dir diesen Befehl zugleich im Namen der Frau Prinzessin. Ich bitte Eure Hoheit,« und damit wandte sich Kanolles dem Bette zu, »meine Worte gnädigst bestätigen zu wollen, zumal dieselben von der Wichtigkeit unterrichtet sind, daß der Brief alsogleich befördert werde.«

»Geht,« herrschte die falsche Prinzessin mit einer Majestät in Ton und Geberde.

Kastorin verbeugte sich bis zur Erde und ging ab.

»Aber jezt,« sprach Klara, indem sie zwei kleine allerliebste Händchen gefaltet und bittend zu Kanolles erhob, »nicht wahr, jezt entfernen Sie sich?«

»Verzeihung . . .« antwortete Kanolles, »Ihr Sohn, Madame?«

»Das ist richtig,« äußerte Klara lächelnd, »Sie sollen ihn gleich sehen.«

Kaum hatte Madame Kambes diese Worte beendet, als es nach damaliger Sitte an der Thüre krazte. Diese Art zu klopfen, hatte der Kardinal Richelieu, der Vermuthung nach, in Folge seiner Vorliebe für die Kazen in die Mode gebracht. Herr von Chavigni war darin nachgefolgt und endlich hatte auch Herr von Mazarin sich dieser Mode gefügt. Man konnte demnach auch, statt zu klopfen, an der Thüre der Frau Prinzessin krazen.

»Man kommt,« sprach Frau von Kambes.

»Wohlan, ich werde meinen offiziellen Karakter wieder herauskehren.«

Kanolles schob den Tisch und Stuhl bei Seite, nahm seinen Hut unter den Arm und stellte sich ehrfurchtsvoll unten am Bett der Prinzessin auf vier Schritt Entfernung auf.

»Herein,« rief die Vikomtesse.

Und es trat unter dem steifsten Zeremoniel der ganze niedere Hofstaat der Prinzessin, die Kammerfrauen, die Hausbeamten, die Kämmerer, kurz Alles was zum unmittelbaren Dienst gehörte, in's Zimmer herein.

»Madame,« hob der Ober-Kammerdiener an, »man hat den Herrn Herzog von Enghien aufgewekt; er kann also jezt den Gesandten Seiner Majestät empfangen.«

Kanolles warf der Frau von Kambes einen Blik zu, der etwa sagen sollte:

»Läuft denn unser Abkommen darauf hinaus?« Dieser Blik, aus dem zugleich die Bitte eines betrübten Herzens sprach, ward vortrefflich verstanden.

»Führen Sie den Herrn Herzog von Enghien hier herein,« befahl sie »der Herr wird meinen Sohn in meiner Gegenwart sehen.«

Eilends gehorchte man und einen Augenblik nachher ward der junge Prinz in's Zimmer eingeführt.

Wie bereits erwähnt, hatte der Baron, als er die Frau Prinzessin bei ihren Vorbereitungen zur

Reise belauschte, auch den jungen Prinzen, wie er spielte und im Zimmer hin und her lief bemerkt, jedoch ohne daß es ihm gelungen wäre, sein Gesicht zu sehen. Nur soviel hatte Kanolles wahrnehmen können, daß er ein einfaches Jägerkleid trug; er errieth also, daß man ihm das prächtige Kostüme, in welchem er vorgestellt ward, nicht angethan habe, um dem Gesandten des Königs eine Ehre anzuthun. Dieser Gedanke ward fest zur Gewißheit, als er den Erben des berühmten Fürsten Kondé wenige Augenblike schweigend beobachtet hatte. Ohne das äußerliche Gepräge seiner Ehrfurcht in Miene und Haltung zu beeinträchtigen, zukte deshalb ganz unmerklich ein ironisches Lächeln um seine Lippen.

»Ich bin,« begann er, sich tief verbeugend, »unendlich glüklich über die Ehre, dem Herrn Herzog von Enghien meine Huldigungen darbringen zu dürfen.«

Der Knabe richtete seine Augen starr auf Frau von Kambes. Diese winkte ihm zu, daß er mit dem Kopfe grüßen sollte und merkte dabei, wie

Kanolles dem Hergange dieser Szene mit durchtriebener Miene folgte.

»Mein Sohn,« sprach sie mit berechneter Verstellung, die Kanolles, der schon an der Bewegung ihrer Lippen gewahrte, daß er abermals ein Opfer der Täuschung sei, äußerst unangenehm berührte; »mein Sohn, der Offizier, der vor Ihnen steht, ist Herr von Kanolles, Gesandter des Königs; reichen Sie Herrn von Kanolles Ihre Hand zum Kuße dar.«

Vorschriftsmäßig strekte Pierrot, der von Lenet waker abgerichtet worden war, eine Hand hin, die Lenet weder Zeit, noch Mittel gehabt hatte, in eine edelmännische umzuwandeln; und Kanolles war gezwungen diese Hand, an der selbst ein in solchen Dingen minder Erfahrener als es Kanolles war, sogleich erkennen mußte, daß sie nicht zur Aristokratie gehöre, in Mitte des unterdrükten Gelächters der Umstehenden zu küssen.

Ah, ah! dachte Kanolles bei sich, Frau von Kambes soll mir diesen Kuß mit Zinsen bezahlen.

Er verneigte sich vor Pierrot auf das Ehrfurchtsvollste, um ihm für die Ehre zu danken, die er ihm habe wiederfahren lassen.

Nach dieser Szene, der lezten in seinem Programm, sah Kanolles ein, daß es unmöglich sei, noch länger im Zimmer einer Dame zu verweilen, er wandte sich deshalb an Frau von Kambes mit folgenden Worten:

»Madame, meine Mission für heute Abend ist zu Ende; ich habe nur noch von Ihnen die Erlaubniß zu erbitten, mich zurükziehen zu dürfen.«

»Gehen Sie, mein Herr,« antwortete Klara; »Sie sehen, daß wir hier ruhig und friedlich sind. Sie können also ebenfalls ruhig schlafen.«

»Noch eine lezte Gunst ist es, Madame, die mir zuvor von Ihnen zu erflehen bleibt.«

»Welche ist das?« frug Frau von Kambes nicht ohne Unruhe; denn sie merkte an dem Tone von Kanolles Stimme, daß er eine kleine Vergeltung fordern wolle.

»Mir Ihrerseits dieselbe Gnade zu gewähren, mit der mich so eben der Herr Prinz, Ihr Sohn beglükt hat.«

Diesesmal war die holde Vikomtesse gefangen; denn es lag kein Grund vor, einem königlichen Offizier, eine solche vom Zeremoniell vorgeschriebene Gunst, da er sie in Gegenwart der Hofleute in Anspruch nahm, zu verweigern. Frau von Kambes reichte also dem Baron zitternd ihre Hand zum Kuße hin.

Kanolles nahete sich dem Bett, als ob er sich dem Throne einer Königin nahe, ergriff die dargereichte Hand an den Fingerspizen, ließ sich mit dem einen Knie auf die Erde nieder und drükte auf die feine, weiße und zitternde Haut einen langen, langen Kuß, den jeder als ein Zeichen seiner Ehrfurcht betrachtete und der für die Vikomtesse allein ein heißes Liebesopfer war.

»Sie haben mir versprochen, ja Sie haben es mir geschworen,« fügte Kanolles, wieder aufstehend halblaut hinzu, »das Schloß nicht zu ver-

lassen, ohne mich davon zu unterrichten. Ich zähle auf Ihr Versprechen und auf Ihren Eid.«

»Verlassen Sie sich darauf, mein Herr,« antwortete Frau von Kambes und fiel halb ohnmächtig in ihre schwellenden Kissen zurük.

Kanolles, vom Ausdruk ihrer Stimme ergriffen, versuchte in den Augen seiner schönen Gefangenen, die Bestätigung der Hoffnung zu lesen, welche darinne zu liegen schien. Es war vergebens: denn die holden Augen der Vikomtesse hatten sich hermetisch verschlossen. Er erwog, daß verschlossene Kästchen diejenigen sind, welche die kostbarsten Schäze enthalten und zog sich zurük — ein Paradies im Herzen.

Wir verzichten darauf zu beschreiben, wie unserem Edelmanne die Nacht verging; wie sein Wachen und sein Träumen nur ein langer Traum war, in dem alle Einzelnheiten der sonderbaren Begebnisse, die den kostbaren Schaz, den je ein Geizhals unter der Schuzwacht seines Herzens gehütet, in seinen Besiz gebracht hatten, in holder Gestaltung auf und

niedergingen; welche Entwürfe er machte, um die Zukunft den Berechnungen seiner Liebe und seiner Einbildung anzupassen; welche Vernunftgründe er hervorsuchte, um sich zu bereden, daß er gut und weise handele; denn nur dem Thoren selbst gefällt das Dichten und Trachten der Thorheit.

Kanolles war sehr spät eingeschlafen, wenn anders man sein fieberhaftes Schlummern Schlaf nennen konnte. Doch kaum hatte der junge Tag die Gipfel der Pappeln umhellt und noch ehe er zu den Spiegelflächen der schönen Gewässer, wo die Nimfen unter breiten Blättern, deren Blumenkelch sich nur dem Kusse der Sonne erschließt, schlummern, herniedergestiegen war, als Kanolles sich von seinem Lager erhob, sich behend in die Kleider warf und nach dem Garten hinabeilte. Sein erster Besuch galt dem Flügel, welchen die Prinzessin bewohnte, sein erster Blik den Fenstern ihres Gemachs. Entweder war die Gefangene noch gar nicht eingeschlafen, oder ebenfalls schon wach; denn es schimmerte ein ungleich stärkeres Licht, als eine Nacht=

ampe zu verbreiten pflegt, durch die damastenen, enggeschlossenen Vorhänge. Kanolles blieb in dem Anblik versunken stehen, seine Seele mochte in den Bildern kommender Tage schwelgen. Statt seinen Spaziergang weiter auszudehnen, nahm er auf dem Fußgestell einer Statue, die ihn geschikt verbarg, Plaz, um allein mit seinen Gedanken und Gefühlen, jenes unendliche Zwiegespräch verliebter Herzen zu beginnen, die unter allen Formen und Gestalten der Natur den Gegenstand ihrer Liebe poetisch wiederfinden.

Unser Baron mochte etwa eine halbe Stunde auf seiner Warte verweilt und mit unnennbarer Seligkeit nach jenen Vorhängen geschaut haben, vor denen jeder Andere als er völlig gleichgiltig vorbeigegangen sein würde, als er ein Fenster auf der Gallerie sich öffnen und Herrn Pompejus stattliche Figur darinne erscheinen sah. Alles, was mit der Vikomtesse in Berührung stand, flößte Kanolles ein mächtiges Interresse ein. Er wendete also seinen Blik von den anziehenden Vorhängen hinweg, und dem Pompejus zu, der, wie er zu bemerken

glaubte, mit ihm durch Zeichen zu reden versuchte. Anfangs zweifelte Kanolles, ob diese Zeichen ihm gälten und schaute sich um; allein Pompejus, der des Barons Bedenken weise ward, begleitete seine Zeichen mit einem Pfiff, der da er von Seite eines Reitknechts kam, dem Gesandten Seiner Majestät des Königs von Frankreich allerdings wenig angemessen erscheinen wollte, wäre ihm nicht zugleich in Pompejus Hand ein weißes Etwas aufgefallen, das er für ein zusammengerolltes Papier hielt.

Ein Billet! dachte er, sie schreibt mir, was wird sie mir schreiben?

Und er trat zitternd näher heran, obwohl seine erste Erregung eine so freudige gewesen war. Es liegt in den Freuden der Liebenden stets eine gewisse Furcht und eben darin vielleicht ihr größter Reiz. Wer eines Glükes ganz sicher worden, ist schon nicht mehr so glüklich, als er vordem war.

Je mehr sich Kanolles näherte, um so deutlicher zeigte ihm Pompejus das Papier; endlich strekte dieser seinen Arm aus und jener seinen Hut.

Beide Leutchen verstanden sich ganz vortrefflich; Pompejus ließ das Billet fallen und Kanolles fing es äußerst geschikt auf. Er verfügte sich damit in eine Laube, um es in aller Muße zu lesen, während Pompejus gemessen das Fenster schloß.

Doch man liest das erste Brieflein einer Frau, die man liebt, nicht so flüchtig hin, zumal wenn es so unerwartet kommt, und sobald kein Grund zu einer Befürchtung gegeben, vielmehr ein Beitrag zum Glüke zu erhoffen ist. Doch was konnte die Vikomtesse dem Baron zu sagen haben, wenn eine Aenderung in der zwischen ihnen gestern getroffenen Verabredung nicht eingetreten war? Das Billet konnte deshalb nur etwas Unangenehmes enthalten.

Kanolles war im Voraus so fest davon überzeugt, daß er es nicht einmal an seine Lippen zu bringen wagte, wie es ein Liebhaber sonst wohl zu thun pflegt. Er drehte es in seiner Hand, voll frostigen Schauers um und um. Doch da er es nun doch einmal lesen mußte, war es jezt oder einige

Minuten später, faßte er sich kurz ein Herz, brach das Siegel auf und las:

„„Mein Herr! Länger in einer Lage zu bleiben, wie diejenige ist, in welcher wir uns befinden, ist und ich hoffe, daß Sie darinne mit mir übereinstimmen werden, eine Sache der Unmöglichkeit. Einestheils müssen Sie es dulden, von allen Bewohnern des Schlosses als ein lästiger Aufpasser angesehen zu werden; anderntheils habe ich zu fürchten, daß, wenn ich Sie besser empfange, als es die Frau Prinzessin gethan haben würde, man unserm Doppelspiel auf die Spur kommen, was den Verlust meines guten Rufes unausbleiblich zur Folge haben würde.“

Kanolles rieb sich die Stirn; sein Vorgefühl hatte ihn nicht getäuscht. Mit dem Tag, dem großen Wildmeister aller Fantome, waren alle seine goldenen Träume verschwunden. Er stützte den Kopf in seine Hand, seufzte tief auf und las weiter:

„„Stellen Sie sich, als ob Sie die List, deren wir uns bedient haben, entdekten. Dazu gibt es ein ganz einfaches Mittel, das ich Ihnen selbst an die

Hand geben werde, wenn Sie mir versprechen, meiner Bitte zu willfahren. Erkennen Sie hieraus, ich verhehle es Ihnen nicht, wie sehr ich empfinde, daß ich von Ihnen gänzlich abhänge. Wenn Sie also meiner Bitte Ihr Ohr leihen, werde ich Ihnen ein Bild von mir zukommen lassen, das am Rand meinen Namen und mein Wappen trägt. Sie können angeben, daß Sie das Porträt, auf einem Ihrer nächtlichen Rundgänge gefunden und durch dasselbe erkannt hätten, daß ich nicht die Frau Prinzessin sei.«

»»Habe ich es noch nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich als ein Denkzeichen meiner Erkenntlichkeit, die ich in meinem Herzen für Sie hegen werde, wenn Sie noch diesen Vormittag abreisen, Sie hiemit ermächtige, vorausgesezt jedoch, daß Sie einigen Werth darauf legen, das Bild zu behalten.«

»»Verlassen Sie uns also, wenn es möglich ist, ohne mich wieder zu sehen und meine innigste Dankbarkeit wird Sie begleiten, so wie ich ferner das Andenken an Sie als an den edelsten und loialsten

Edelmann, der mir auf meinem Lebensweg begegnet ist, in meiner Erinnerung bewahren werde.““

Kanolles las das Billet noch einmal und war und blieb wie versteinert. Welche Gunst immer ein Brief zum Abschied enthalten, in welch' süße Worte man auch eine Weigerung oder ein Lebewohl kleiden mag, es ist und bleibt für das Herz eine grausame Enttäuschung. Das Porträt war freilich ein süßes Ding; allein ein großer Theil seines Werthes ward ihm durch die Ursache der Gewährung geraubt. Wozu ist auch ein Porträt nüze, wenn das Original vorhanden ist, wenn man es in seiner Hand hat und davon nicht lassen kann?

Kanolles aber, der vor dem Zorn der Königin und des Herrn von Mazarin nicht erbebt war, zitterte vor einer Falte, die auf der Stirn der Frau von Kambes sich zeigen könnte.

Wie hatte doch dies Weib mit ihm gespielt, zuerst auf der Reise, sodann zu Chantilli, wo sie die Stelle der Frau Prinzessin vertrat; hernach, indem sie ihm Tags vorher eine Hoffnung gab, die sie ihm

den Tag darauf wieder entriß! Aber unter allen diesen Enttäuschungen war die grausamste des Briefes Fassung.

Auf der Reise kannte sie ihn nicht und wollte sich von einem unbequemen Begleiter befreien, das war Alles. Indem sie an die Stelle der Frau von Kondé trat, gehorchte sie einem höhern Befehl, sie übernahm eine Rolle, die ihr von ihrer Gebieterin vorgeschrieben worden war. Hierbei konnte sie nicht anders handeln. Allein jezt, wo sie ihn kannte, nachdem sie seine Ergebenheit erprobt, nachdem sie zweimal jenes »Uns,« das alle Herzkammern unseres jungen Mannes durchzittert, ausgesprochen hatte, jezt seine Güte zu verkennen, seinem Benehmen alle Anerkennung zu versagen und einen solchen Brief zu schreiben, das erschien in Kanolles Auge mehr als grausam, es erschien ihm als Spott.

Er ärgerte sich, erzürnte sich, war schmerzlichen Unwillens voll, ohne zu bemerken, daß hinter jenen Vorhängen, wo das Licht, nachdem es der Tag überflüssig gemacht, ausgelöscht worden war, eine Zu-

schauerin verstohlen die Geberden seiner Verzweiflung belauschte und wohl nicht ohne inniges Wohlgefallen.

Ja, ja, dachte er, indem er seine Gedanken und Gefühle mit ihnen entsprechenden Gesten begleitete, es ist ein Abschied in feinster Form, ein herrlicher Anfang mit einem erbärmlichen Ende, eine süße Hoffnung, die in die bitterste Täuschung umschlägt. Doch ich will mich nicht lächerlich machen, lieber ihren Haß als jene vermeintliche Dankbarkeit, mit der sie mir schmeichelt, besizen. Ha! ich soll mich noch jezt ihren Versprechungen anvertrauen . . . ! Das ist so viel, wie wenn man der Beständigkeit des Windes und der Ruhe des Meeres traut! Ha! fügte Kanolles sich dem Fenster zuwendend hinzu, Madame, Madame, Sie sind mir zweimal entschlüpft, ich schwöre es, daß ich eine dritte Gelegenheit suchen und finden werde, wo Sie mir gewißlich nicht wieder entgehen sollen.

Kanolles verfügte sich in sein Zimmer zurük, in der Absicht sich anzukleiden und bei der Vikomtesse,

sei es mit Gewalt, Zutritt zu verlangen. Als er aber bei sich eingetreten und nach der Uhr sah, bemerkte er, daß es kaum sieben Uhr geschlagen habe.

Noch war im Schloß Niemand aufgestanden. Kanolles warf sich in einen Lehnstuhl und machte die Augen zu, um sich innerlich geistig zu ermannen und um wo möglich die Trugbilder, die seine Einbildung wild umtanzten, zu beschwören. Von fünf zu fünf Minuten machte er die Augen auf, um nach der Uhr zu sehen.

Als es acht Uhr geschlagen hatte, begann es endlich im Schlosse munter zu werden. Kanolles wartete noch eine halbe Stunde mit einer unendlichen Angst. Endlich konnte er sich nicht mehr halten, er stieg hinab und traf Pompejus, der im großen Saale mit aufgeblasener Miene und von einem großen Bedientenschwarm umringt, denen er seine Feldzüge in der Pikardie unter dem verstorbenen König erzählte, luftschöpfend auf und ab stolzirte.

»Sie sind der Intendant Ihrer Hoheit?« redete ihn Kanolles an, als ob er den armen

Pompejus zum erstenmale in seinem ganzen Leben sehe.

»Zu dienen, mein Herr!« antwortete erstaunt Pompejus.

»Melden Sie Ihrer Hoheit, daß ich die Ehre zu haben wünsche, bei Ihr aufzuwarten.«

»Aber, mein Herr, Ihre Hoheit . . .«

»Ist aufgestanden.«

»Aber . . .«

»Gehen Sie nur.«

»Ich glaubte, daß die Abreise des gnädigen Herrn . . .«

»Meine Abreise wird sich nach der Zusammenkunft bestimmen, die ich mit Ihrer Hoheit zu haben wünsche.«

»Ich bemerke dies, weil ich keine Befehle von meiner Herrin habe.«

»Und ich,« bedeutete Kanolles, »weil ich einen Befehl vom König habe.«

Bei diesen Worten schlug er stolz an die Brusttasche seines Ueberroks, eine Bewegung, deren All-

macht sich seit gestern vielfach bewährt hatte. Aber trozdem fühlte unser Bevollmächtigter, wie sein Muth ihn verlassen habe. In der That hatte sich seit gestern Abend seine Wichtigkeit bedeutend verringert, denn seit zwölf Stunden war die Prinzessin abgereist; zweifelsohne war sie die ganze Nacht gefahren, mußte also zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen von Chantilli entfernt sein. Wenn auch Kanolles es hätte versuchen wollen, sie mit seiner Mannschaft einzuholen, es wäre ihm gar nicht mehr möglich gewesen; und wäre es, was war ihm Bürge dafür, daß die mit hundert Edelleuten Flüchtige nicht bereits von einer kleinen Armee, von vier bis fünfhundert ihrer Parteigänger begleitet sei? Eins blieb ihm übrig, wie er schon gestern angedeutet, den Tod zu suchen; allein, hatte er das Recht seine Leute hinzuopfern, sie um seiner verliebten Launen willen hinzuopfern? Hatte er sich in Rüksicht der Empfindungen der Frau von Kambes den verwichenen Abend getäuscht, war ihre Verwirrung nur ein Spiel der Verstellung, so konnte sich Frau von Kambes ganz offen über

ihn lustig machen. Damit wäre er dem Spott der Dienerschaft, dem Hohn der im Wald verstekten Soldaten, der Ungnade des Herrn von Mazarin, dem Zorne der Königin verfallen gewesen, hätte überdies seine junge Liebe vernichtet gesehen; denn ein Weib hat nie den Mann geliebt, den sie nur einen einzigen Augenblik lächerlich zu machen sucht.

Als er mit diesen Gedanken beschäftigt hin und her ging, kam Pompejus zurük, um ihm ganz leise mitzutheilen, daß ihn die Frau Prinzessin erwarte.

Bei dem jezigen Empfang war jedes Zeremoniell vermieden. Die Vikomtesse empfing ihn in einem kleinen, an ihr Zimmer anstoßenden Salon, völlig angekleidet und stehend. Die Spuren der Schlaflosigkeit, die sie vergebens zu verwischen gesucht hatte, waren auf dem lieblichen Gesicht nicht zu verkennen; ein leichter Anflug von Blässe und Mattigkeit, der sich namentlich in den Augen ausprägte, zeigte deutlich, daß diese Augen sich nicht oder wenigstens für eine nur ganz kurze Zeit geschlossen hatten.

„Sie sehen mein Herr,“ sprach sie zu ihm, ohne ihm Zeit zu lassen, das Gespräch zu beginnen, „daß ich mich Ihrem Verlangen füge, jedoch, ich bekenne es ganz offen, in der Hoffnung, daß diese Konferenz die lezte sein wird und daß Sie Ihrerseits meinen Wünschen entsprechen werden.“

„Vergeben Sie, Madame,“ antwortete Kanolles; „allein nach unserer Unterhaltung von gestern Abend hätte ich erwartet, daß in Ihren Forderungen weniger Härte liegen sollte und daß Sie im Gegensaz zu dem, was ich für Sie und für Sie allein gethan habe; denn die Frau Prinzessin von Kondé kenne ich nicht, bemerken Sie dies wohl! mich längere Zeit zu Chantilli dulden würden.“

„Mein Herr,“ fuhr die Vikomtesse darauf fort, „ich bekenne es, daß im ersten Augenblik . . . die von der Lage, in der ich mich befand, untrennbare Verwirrung . . . die Größe des Opfers, das Sie mir brachten . . . das Interesse der Frau Prinzessin, das vor Allem forderte, ihr Zeit gewinnen zu lassen . . . meinem Munde einige Worte entschlüpft sind,

die nicht im Einklang mit meinen Gedanken stehen. Ich habe die ganze lange Nacht darüber nachgesonnen und gefunden, daß ein längerer Aufenthalt in diesem Schlosse, sei es von Ihnen oder von mir eine unmögliche Sache ist.«

»Unmöglich, Madame?« frug Kanolles. »Vergessen Sie denn, daß für den, der im Namen des Königs spricht, Alles möglich ist?«

»Ich hoffe, Herr von Kanolles, daß Sie vor Allem und in Allem als Edelmann handeln, daß Sie aus der Lage keinen Vortheil ziehen wollen, in welche mich meine Ergebenheit für Ihre Hoheit versezt hat.«

»Madame,« versezte Kanolles, »vor Allem bin ich ein Narr, ein Thor gewesen; Sie haben es ja mit angesehen, o Gott! habe ich nicht gehandelt, wie nur ein Narr, ein Thor handeln kann. Nun haben Sie wenigstens Erbarmen mit meiner Thorheit, Madame; jagen Sie mich nicht fort, darum nur bitte ich Sie!«

„So werde ich Ihnen denn das Feld räumen, mein Herr. Ich werde Sie wider Ihrem Willen zu Ihrer Pflicht zurükführen. Wir wollen sehen, ob Sie mich mit Gewalt festhalten werden; denn Sie würden uns alle Beide zugleich dem Ausbruch eines Skandals preisgeben. Nein, nein, mein Herr!“ äußerte die Vikomtesse weiter mit einer Weise, die Kanolles zu Herzen ging; „nein, Sie werden bedenken, daß Sie nicht ewig zu Chantilli bleiben können, daß Sie anderswo erwartet sind!“

Diese Bemerkung, die wie ein Bliz durch Kanolles Seele fuhr, rief ihm die Szene in Biskarros Wirthshaus in die Seele zurük, die Entdekung, die Frau von Kambes in Rükſicht seiner Verbindung mit Nanon gemacht hatte und das große Räthsel schien ihm mit einemmale gelößt.

Die Spuren der Schlaflosigkeit waren nicht durch die Beängstigung um die Gegenwart erzeugt, vielmehr war es die Erinnerung an die Vergangenheit, die sie verursacht hatte. Der Entschluß, so der frühe Morgen gezeitigt, der Entschluß: Kanolles

aus dem Weg zu gehen und ihn zu meiden, war nicht das Ergebniß der Ueberlegung, vielmehr ein Ausdruk der Eifersucht.

Eins dem Andern von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehend, trat ein Augenblik des Schweigens ein; aber während dieses Schweigens hörte ein Jedes die Worte des eigenen Gedankens, die in der Brust mit den Pulsschlägen des Herzens redeten.

Eifersüchtig! Eifersüchtig! dachte Kanolles; Ha, jezt fällt es wie Schuppen von meinem Auge. Ja, ja! sie will Gewißheit haben, ob ich sie in so weit liebe, daß ich ihr jede andere Liebe zum Opfer bringe! Das ist eine Probe!

Frau von Kambes dachte dagegen:

Ich bin für Herrn von Kanolles nur ein augenbliklicher Anziehungspunkt; er ist mir auf seinem Weg zu einer Zeit begegnet, wo er ohne Zweifel Gujenne zu verlassen gezwungen war und er ist mir gefolgt, wie der Reisende einem Irrlicht folgt; allein sein Herz ist in jenem kleinen, von Bäumen um-

kränzten Hause zurükgeblieben, wohin er sich an dem Abend, als ich mit ihm zusammentraf, begeben wollte. Es ist also unmöglich, daß ich einen Mann bei mir behalte, der eine Andere liebt und den ich, würde ich ihn länger und öfter sehen, vielleicht zu lieben die Schwachheit hätte. Nicht meine Ehre allein würde ich dadurch verrathen, sondern auch die Interessen der Frau Prinzessin, ließe ich mich hinreißen, einen Agenten ihrer Verfolger zu lieben!

Als ob sie ihrem eignen Gedanken antwortete, rief sie plözlich aus:

»Nein, nein, mein Herr, Sie müssen durchaus abreisen; Sie oder ich!«

»Sie vergessen, Madame,« erwiederte Kanolles, »daß ich Ihr Wort habe, nicht abzureisen, ohne daß Sie mich von Ihrer Abreise in Kenntniß gesezt haben.«

»Nun, so kündige ich Ihnen denn hiemit an, daß ich Chantilli in diesem Augenblik verlassen werde.«

»Und glauben Sie, daß ich es erlauben werde?« frug Kanolles.

»Wie?« rief die Vikomtesse, »Sie wollen mich mit Gewalt zurükhalten?«

»Madame, noch weiß ich wahrlich nicht, was ich thun werde; doch weiß ich so viel, das es mir unmöglich ist, Sie zu verlassen.«

»So bin ich also Ihre Gefangene?«

»Sie sind ein Weib, die ich schon zweimal verloren habe, und die ich nicht noch ein drittesmal verlieren möchte.«

»Gewalt also?«

»Ja, Madame, Gewalt, wenn dies das einzige Mittel ist, Sie zu hüten.«

»Oh!« rief Frau von Kambes aus, »welch' eine Seligkeit muß es sein, ein Weib zu bewachen, die da seufzt, die um ihre Freiheit fleht, die einen nicht liebt, aber verabscheut!«

Kanolles erzitterte und suchte sich schnell klar zu machen, was in diesen Worten nach ihren Ton und ihrem Sinne liege.

Er sah es ein, daß jezt der Moment gekommen sei, wo er sein Spiel an eine Karte wagen müsse.

»Madame,« begann er, »die Worte, die Sie eben ausgesprochen haben, und zwar mit einer Bestimmtheit, die über ihre Bedeutung keinen Zweifel erlaubt, haben aller meiner Ungewißheit ein Ende gemacht. Sie, eine Seufzende; Sie eine Sklavin! und ich sollte ein Weib zurükhalten, die mich nicht liebt, sondern verabscheut! Nein, Madame, seien Sie unbekümmert, so kann, so darf, so soll es nicht sein. Nach dem Glüke, das ich empfinde, Sie zu sehen, habe ich geglaubt, daß Sie meine Anwesenheit ertragen würden; nachdem ich meinen Zwek, meine Gewissensruhe, meine Zukunft, meine Ehre vielleicht in die Schanze geschlagen, habe ich gehofft, daß Sie mich für diese großen Opfer, durch die Gewährung einiger Stunden, die ich muthmaßlich nicht wieder finden werde, entschädigen würden. Dies Alles war möglich, wenn Sie mich geliebt hätten . . ., selbst für den Fall, daß ich Ihnen gleichgiltig gewesen wäre; denn Sie sind so gut und würden aus Herzensgüte gethan haben, was eine Andere aus Liebe gethan hätte. Allein von nun an, habe ich es nicht

mehr mit der Gleichgiltigkeit, ich habe es mit dem Haß zu thun; das kehrt den Stand der Sache um; Sie haben darin ganz Recht. Verzeihen Sie mir es nur, Madame, daß ich es nicht begriffen habe, wie man gehaßt sein kann, wenn man im höchsten Grade liebt. Ihnen gebührt es in diesem Schlosse, Königin, Gebieterin und frei zu bleiben wie überall, an mir ist es, mich zurükzuziehen und das werde ich thun. Binnen zehn Minuten, werden Sie Ihre volle Freiheit wieder erlangt haben. Leben Sie wohl, Madame; leben Sie für immer, auf ewig wohl.«

Und Kanolles grüßte Frau von Kambes in einer Bestürzung, die, wenn sie anfänglich nur eine scheinbare war, gegen das Ende wahrhaft aufrichtig und schmerzlich wurde, er drehte sich um, suchte die Thüre, fand diese nicht, und wiederholte sein Lebewohl! mit einem so tiefen, aus dem Herzen quellenden Gefühl, daß es wieder zum Herzen ging. Die wahre Leidenschaft hat ihre Sprache, wie der Donner, der den Bliz begleitet.

Der Frau von Kambes kam Kanolles Ergebung ganz unerwartet; sie hatte sich zu einem Kampf gerüstet, nicht zu einem Sieg; sie fühlte sich überwunden durch einen Verzicht, der mit so heißer Liebe gepaart war; und als der junge Mann zwei Schritte gegen die Thüre gethan und schon den Arm nach dem Schloß ausgestrekt hatte, fühlte er auf einmal eine Hand auf seiner Schulter, die sie in einer ganz eigenthümlichen Weise faßte: man berührte ihn nicht, man hielt ihn zurük.

Er wandte sich wieder um.

Noch immer stand sie vor ihm. Ihr Arm, zierlich ausgestrekt, berührte noch seine Schulter und der Ausdruk eines abgemessenen Anstandes, der einen Augenblik vorher ihr Gesicht und ihre Haltung beherrschte, hatte sich in ein himmlisch=schönes Lächeln umgewandelt.

»Ei, ei, mein Herr!« begann sie, »gehorchen Sie so der Königin? Sie wollen abreisen, wenn Sie Befehl haben, hier zu bleiben, was Sie doch für ein Verräther sind . . .?«

Kanolles stieß einen Laut des Entzükens aus, fiel auf seine Kniee und legte seine heiße Stirn auf die beiden Hände, die sie ihm darreichte.

»Ach, ich sterbe vor Seligkeit!« rief er aus.

»Freuen Sie sich noch nicht, Herr Baron,« sprach die Vikomtesse; »denn wenn ich Sie zurük halte, so geschieht es, daß wir uns nicht in dieser Weise von einander trennen; daß Sie nicht die Meinung mit sich hinwegnehmen, als sei ich eine Undankbare. Es geschieht, weil Sie mir freiwillig das Wort zurükgegeben, das ich Ihnen gegeben hatte; es geschieht, damit Sie in mir eine Freundin sehen, da die entgegengesezten Parteien, denen wir angehören, mich verhindern, je etwas Anderes für Sie zu sein.«

»Mein Gott, mein Gott!« klagte Kanolles, »so hätte ich mich also noch einmal getäuscht und Sie lieben mich nicht!«

»Reden wir nicht von unsern Gefühlen, Baron, sondern von der Gefahr, welche wir alle Beide laufen,

wenn wir hier bleiben. Reisen Sie, oder lassen Sie mich reisen?«

»Was sagen Sie, Madame?«

»Die Wahrheit. Lassen Sie mich hier; kehren Sie nach Paris zurük; theilen Sie Mazarin, der Königin mit, was sich ereignet hat. Ich werde Ihnen dabei behilflich sein, so weit es mir möglich ist; aber reisen Sie, reisen Sie!«

»Muß ich Ihnen denn noch einmal wiederholen, daß: Sie verlassen — Sterben ist!«

»Nein, nein, das nicht, Sie werden nicht sterben; denn Sie werden die Hoffnung bewahren, daß wir uns in glüklicheren Zeiten wiederfinden werden.«

»Der Zufall, Madame, hat mich Ihnen in den Weg geworfen, oder besser, er hat Sie zweimal schon mir zugeführt; der Zufall wird müde werden und ich werde, verlasse ich Sie, Sie nicht wiederfinden.«

»Nun, so werde ich Sie aufsuchen.«

»Madame, verlangen Sie von mir, für Sie in den Tod zu gehen; das ist ein schmerzhafter Augen=

blik und nichts weiter. Aber verlangen Sie nicht, daß ich Sie verlassen soll. Der Gedanke daran bricht mein Herz. Bedenken Sie, daß ich Sie kaum gesehen, kaum einige Worte mit Ihnen gewechselt habe.«

»Wenn ich Ihnen nur erlaube, heute noch hier zu bleiben, wenn Sie mich den ganzen Tag sehen und mit mir sprechen können, werden Sie dann zufrieden sein? Reden Sie.«

»Ich verspreche Nichts.«

»Ich dann auch nicht. Ich war mit Ihnen die Verpflichtung eingegangen, Sie zu unterrichten, wenn ich abreisen würde. Ich werde in einer Stunde reisen!»

»Muß ich denn Alles thun, was Sie wollen? Muß ich Ihnen in Allem gehorchen? Soll ich denn meinem Selbst entsagen, um blindlings Ihrem Willen zu folgen? Nun wenn es so sein muß, so sein Sie zufrieden. Sie haben nur noch einen Sklaven vor sich, der Ihnen willenlos zu gehorchen bereit ist. Befehlen Sie, Madame, befehlen Sie.«

Klara reichte ihm die Hand und sagte mit sanftem und herzlichem Tone:

»Schließen wir zur Auslösung meines Wortes einen neuen Vertrag: Wenn ich Sie von jezt bis heute Abend neun Uhr nicht verlasse, werden Sie dann um neun Uhr abreisen?«

»Ja, ich schwöre es.«

»So kommen Sie denn; der Himmel ist blau, er verspricht uns einen herrlichen Tag; Sonnenthau auf den Wiesen, balsamische Düfte in den Lüften, Wachtelschlag in der Waldung. Pompejus, herein!«

Der würdige Intendant, der vermuthlich den Befehl erhalten hatte, sich an der Thüre aufzuhalten, trat alsogleich herein.

»Bestelle meine Promenade-Pferde,« befahl Frau von Kambes mit einer Miene voll fürstlicher Hoheit; »ich will heut Morgen nach den Teichen fahren und werde über den Maierhof zurükkehren,

wo ich zu frühstüken wünsche ... Sie Herr Baron," fuhr Sie fort, "sollen mich begleiten; da Ihre Majestät die Königin Ihnen befohlen hat, mich nicht aus den Augen zu lassen, so legt Ihnen Ihr offizieller Karakter die Verpflichtung dazu auf."

Eine überschwengliche Freude zog in dem Herzen des jungen Mannes ein, sie blendete sein Auge und versenkte ihn in jenes Wonnenmeer der Lust, die einst die Götter dem Himmel entwandten. Ohne Einsprache, ohne Willen ließ er sich leiten, er war berauscht, er war außer sich. Mitten in einem lieblichen Holze, unter den Zweigen geheimnißvoller Baumgänge, die seine bloße Stirn berührten, öffnete er sein Auge wieder für die Wirklichkeit. Er war zu Fuß, stumm, sein Herz war von einem Hochgefühl übermannt, das nicht minder gewaltig ist als der Schmerz, er ging Hand in Hand mit der Frau von Kambes, die nicht minder blaß, nicht minder schweigsam, und wohl auch nicht weniger glüklich, als er es war.

P o m p e j u s stolzirte hinterdrein, nahe genug, um Alles zu sehen, entfernt genug, um Nichts zu hören.

Ende des zweiten Bandes.

Zur Nachricht!

Sobald Dumas »Damenkrieg« beendet ist, beginnt ein deutscher Originalroman

Der Venezianer.

Von

Dr. Karl Herlossohn.

ALBUM

für

Welt und Leben.

Herausgegeben

von

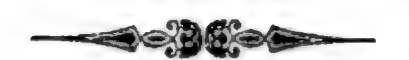
J. L. Kober.

Tabor. 1847.

Selbstverlag.

Tabor. Gedrukt bei Al. J. Landfraß.

Der Damenkrieg.



Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Rob. Binder.

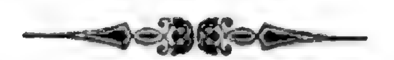
Dritter Band.

Tabor. 1847.

Selbstverlag.

Tabor. Gedrukt bei Al. J. Landfraß.

Der Damenkrieg.



Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Rob. Binder.

Dritter Band.

Tabor. 1847.

Selbstverlag.

Digitized by Google

15.

Es kam endlich das Ende dieses köstlichen Tages, wie das Ende eines jeden schönen Traumes zu kommen pflegt. Die Stunden waren dem überglüklichen Edelmann wie Sekunden verflogen und doch wollt' es ihm scheinen, als häufte sich in diesem einem Tage der Erinnerungen so viele zusammen, daß damit ein ganzes Lebensalter auszuschmüken sei. Jeder Baumgang war durch irgend ein Wort, durch irgend ein Denkzeichen der Vikomtesse erinnerungswürdig; ein Blik, eine Miene, ein Finger, den sie auf den Mund legte; alles hatte seine Bedeutung, seine Beziehung ... Als sie mit ihm in einen Kahn gestiegen war, hatte sie ihm die Hand gedrükt; als sie an's Ufer getreten, sich auf seinen Arm gestüzt; an der Mauer

des Parks war sie ermüdet und hatte sich niedergelassen; und jeder dieser Momente, die wonnerfüllt die Seele des jungen Mannes bezauberten, dabei die Landschaft mit den Sonnenaugen des Frühlings, hatten sich seinem Gedächtniß nicht nur im Ganzen, sondern in allen ihren kleinen Einzelheiten tief eingeprägt.

Kanolles blieb den ganzen Tag über in der unmittelbaren Nähe der Vikomtesse. Beim Frühstük lud sie ihn zur Mittagstafel, bei dieser zum Abendbrod ein.

Neben dem Gepränge, das die falsche Prinzessin zur Ehre des königlichen Sendboten entfalten mußte, unterschied Kanolles sehr wohl die zarten Aufmerksamkeiten des liebenden Weibes. Er vergaß der Dienerschaft, der Etiquette, der ganzen Welt; er vergaß sogar sein Versprechen, abzureisen, und wähnte sich für alle Ewigkeit in dieses irdische Paradies eingesezt.

Als aber die Nacht angebrochen und das Souper beendet, als beim Nachtisch noch eine Ehrendame

mit Herrn Pierrot, noch immer als Herzog von Enghien verkleidet, erschienen war und dieser von der köstlichen Gelegenheit profitirt und für vier Prinzen zusammen schnabulirt, darauf sich wieder zurükgezogen hatte, da hörte man die Stuzuhr schlagen. Frau von Kambes zählte und zählte und überzeugte sich, daß es zehn Uhr geschlagen hatte.

»Nunmehr,« bemerkte sie mit einem leisen Seufzer, »ist es Zeit.«

»Welche Zeit?« frug Kanolles und versuchte zu lächeln und den großen Schmerz hinter einem kleinen Scherz zu verbergen.

»Es ist Zeit das Wort zu halten, das Sie mir gegeben haben?«

»Ach, Madame,« entgegnete Kanolles voller Traurigkeit, »können Sie denn gar nichts vergessen?«

»Vielleicht würde ich es gleich Ihnen vergessen haben,« fuhr Frau von Kambes fort, »aber hier ist Etwas, das mir mein Gedächtniß wiedergibt.

Und sie zog einen Brief aus der Tasche, den sie im Augenblik, als sie sich zu Tafel gesezt, empfangen hatte

»Von wem ist dieser Brief?« frug Kanolles.

»Von der Frau Prinzessin, die mich zu sich ruft.«

»Wenigstens ist dies ein Vorwand! Ich fühle mich Ihnen für diese Schonung zu Dank verpflichtet.«

»Täuschen Sie sich nicht, Herr von Kanolles,« antwortete die Vikomtesse mit einer Traurigkeit, aus der sie gar kein Hehl mehr machte. »Wenn ich jenen Brief auch nicht empfangen hätte, würde ich Sie dennoch zur bestimmten Stunde, wie ich es so eben gethan, an Ihre Abreise erinnert haben. Glauben Sie denn, daß der Wahrnehmung der Leute, von denen wir umringt sind, auf längere Zeit unser Einverständniß zu entziehen ist? Sie werden mit mir darüber einverstanden sein, daß unser gegenseitiges Benehmen in Nichts dem zwischen einer verfolgten Prinzessin und ihrem Verfolger ähnlich ist? Allein wenn Ihnen unsere Trennung so grausam dünkt, wie Sie behaupten, so erlauben Sie mir die

Bemerkung, daß es ja nur von Ihnen, Herr Baron, abhängt, daß die Trennung vermieden wird.«

»Reden Sie! oh! reden Sie!« rief Kanolles begeistert aus.

»Errathen Sie es denn nicht . . .«

»Ha, jezt verstehe ich Sie, Madame! Jezt errathe ich es! Sie wollen mir vorschlagen, mit Ihnen der Frau Prinzessin zu folgen? . . .«

»Sie selbst spricht in ihrem Briefe davon,« fiel Frau von Kambes lebhaft ein.

»Ich danke Ihnen, daß dieser Gedanke nicht von Ihnen ausgeht; ich danke Ihnen ferner für die Schüchternheit, mit welcher Sie mir diesen Vorschlag gemacht haben. Nicht mein Gewissen ist es, das sich gegen den Gedanken sträubt, dieser oder jener Partei zu dienen. Nein, ich habe keine Ueberzeugung. Wer hat denn in diesem Kriege eine solche, die Betheiligten ausgenommen? Ist der Säbel einmal aus der Scheide gezogen, was liegt mir daran, ob der tödtende Streich von dieser oder jener Seite kommt? Ich kenne weder den Hof, noch die Prinzen.

Unabhängig durch mein Vermögen, ohne Ehrgeiz, erwarte ich Etwas weder von dem Einen noch von dem Andern. Ich bin Offizier, das ist Alles!«

»Sie willigen also ein, mir zu folgen?«

»Nein.«

»Warum aber nicht, da wie Sie sagen, die Sachen gleich stehen?«

»Weil Sie mich weniger achten würden.«

»Ist dies das einzige Hinderniß, das Sie abhält?«

»Bei Gott! ich schwöre es Ihnen zu.«

»In diesem Fall, fürchten Sie nichts.«

»Sie glauben,« antwortete Kanolles, seinen Finger emporhaltend mit ernster Miene, »selbst nicht an das, was Sie eben sagten. Ein Ueberläufer ist und bleibt ein Verräther; das erste Wort klingt milder, aber beide Worte sind sich gleich.«

»Sie haben Recht,« versezte Frau von Kambes, »ich werde nicht mehr darauf bestehen. Wenn Sie in einer gewöhnlichen Lage gewesen wären, würde ich es versucht haben, Sie für die Sache der Prin=

zessin zu gewinnen; allein als ein Gesandter des Königs, durch Ihre Majestät die Königin-Regentin und den ersten Minister des Königreichs mit einer geheimen Mission betraut, beehrt mit dem Wohlwollen des Herrn Herzogs von Epernon, der troz des Verdachts, den ich anfänglich hegte, Sie, wie man versichert hat, auf ganz besondere Weise protegirt...«

Kanolles erröthete.

»Ich will davon schweigen. Doch hören Sie mich an, Baron: Halten Sie sich fest versichert, daß wir uns nicht für immer verlassen; wir werden uns wiedersehen, mein Vorgefühl sagt mir es und dies täuscht mich nie.«

»Wo, wo?« forschte Kanolles.

»Ich weiß es nicht, aber wir werden uns ganz gewiß wiedersehen.«

Traurig schüttelte Kanolles den Kopf.

»Ich rechne nicht darauf, Madame,« versezte er.

»Es gibt zwischen uns Krieg; das ist zu viel, wenn es zur selbigen Zeit keine Liebe gibt.«

»Und diesen heutigen Tag?« schmeichelte die Vikomtesse mit einer Stimme voll Entzüken, »rechnen Sie den heutigen Tag für Nichts?«

»Das ist der einzige, wo ich, seit dem Tage meiner Geburt gewiß bin, gelebt zu haben!«

»Sie sehen also, wie undankbar Sie sind.«

»Schenken Sie mir einen zweiten Tag, der dem heutigen gleich ist?«

»Das vermag ich nicht, ich muß noch diesen Abend abreisen.«

»Ich verlange ihn nicht morgen, nicht übermorgen; ich verlange ihn einmal in der Zukunft. Bestimmen Sie die Zeit, welche Sie immer wollen; bestimmen Sie den Ort, wo Sie wollen; aber geben Sie mir eine Gewißheit; ich würde zu viel leiden müssen, wenn mir nicht eine einzige Hoffnung übrig bliebe.«

»Wohin gehen Sie, wenn Sie mich verlassen?«

»Nach Paris, um von meiner Sendung Rechenschaft abzulegen.«

»Und hernach?«

»Nach der Bastille vielleicht!«

»Aber für den Fall, daß Sie nicht dahin gelangen?«

»Dann kehre ich nach Libourne zurük, wo ich mein Regiment treffen muß.«

»Und ich nach Bordeaux, wo die Frau Prinzessin sein wird. Kennen Sie vielleicht ein einsames Dorf, das auf dem Wege zwischen Bordeaux und Libourne liegt?«

»Ich kenne ein's, das mir in der Erinnerung fast eben so lieb als Chantilli ist.«

»Joulnai?« bemerkte die Vikomtesse lächelnd.

»Ja, Joulnai,« wiederholte Kanolles.

»Nun, ich brauche vier Tage, um nach Joulnai zu kommen; wir haben heute Mittwoch, ich werde den ganzen Sonntag dort verweilen.«

»Oh! Dank! tausend Dank!« rief Kanolles aus und preßte an seine Lippen eine Hand, die Frau von Kambes nicht den Muth hatte, ihm zu entziehen.

Nach einem sinnigen Weilchen sprach sie:

»Jezt haben wir noch eine kleine Komödie zu spielen.«

»Ach ja! Es ist wahr, Madame, die kleine Komödie, die mich in den Augen von ganz Frankreich mit großem Spott bedeken wird. Allein ich habe nichts dagegen einzuwenden; ich bin es ja selbst, der es so gewollt hat; ich bin es, der zwar die Rolle nicht wählte, die er spielt, aber das Ende veranstaltete, das sie krönt.«

Frau von Kambes schlug die Augen nieder.

»Jezt unterrichten Sie mich, was mir zu thun übrig bleibt,« bat Kanolles in Geduld gefaßt; »ich erwarte Ihre Befehle und bin zu Allem bereit.«

Klara war so bewegt, daß Kanolles sehen konnte, wie der Sammet ihres Kleides in Folge der unregelmäßigen und stürmischen Schläge ihres Herzens auf- und niederging.

»Sie bringen mir ein ungeheures Opfer, ich weiß es; aber, beim Himmel sei es geschworen, ich werde Ihnen dafür in alle Ewigkeit meine Dankbarkeit bewahren. Ja! Sie gehen für mich der Un-

gnade des Hofes entgegen und Sie werden streng gerichtet werden! Mein Herr, mißachten Sie, ich bitte Sie darum, dies Alles, wenn Sie in dem Gedanken eine Entschädigung, eine Beruhigung finden, mich glüklich gemacht zu haben.«

»Ich werde darnach trachten, Madame.«

»Glauben Sie mir, Baron,« fuhr Frau von Kambes fort, »dieser sich selbst verläugnende Schmerz, dem ich Sie zur Beute sehe, foltert mich mit schreklichen Gewissensbissen. Andere würden Sie vielleicht vollständiger belohnen, als ich es thue, allein mein Herr, eine Belohnung, die mit so großer Leichtigkeit bewilligt wird, würde Ihr Opfer nicht würdig genug belohnen.«

Bei diesen Worten schlug Klara ihre Augen nieder mit einem Seufzer, den ihr ein züchtiges Schamgefühl auspreßte.

»Ist dies Alles, was Sie mir zu sagen haben?« frug Kanolles.

»Nehmen Sie,« antwortete die Vikomtesse, indem sie aus ihrer Brust ein Porträt hervorzog und

es Kanolles reichte, »nehmen Sie dieses Bild, und betrachten Sie es bei jeder Gelegenheit, wo diese unglükliche Angelegenheit Ihnen Schmerz bereitet, sagen Sie sich dabei, daß Sie für Jene leiden, die darauf abgebildet ist und daß Ihrem Leiden mein Bedauern entspricht.«

»Ist das Alles?«

»In Achtung.«

»Ist das Alles?«

»In Theilnahme.«

»Nun, Madame,« rief Kanolles aus, »noch ein Wort! Kostet es Ihnen denn so viel Ueberwindung dieses eine Wort auszusprechen, das mich ganz glüklich machen würde?«

Klara machte eine abwehrende Bewegung gegen den jungen Mann, doch reichte sie ihm dabei die Hand, öffnete ihre Lippen und fügte hinzu:

»In Liebe!«

Zu gleicher Zeit mit Klara's Lippen öffnete sich auch die Thüre und der vermeintliche Kapitän der Hausgarde zeigte sich von Pompejus begleitet.

»Zu Joulnai, ich muß enden,« versezte die Vikomtesse. »Ihre Worte oder Ihre Gedanken?«

»Alles Beides: das Eine drükt immer das Andere aus.«

»Madame,« vermeldete der vermeintliche Kapitän, »die Pferde Ihrer Hoheit sind angespannt.«

»Spielen Sie den Erstaunten,« flüsterte Klara Kanolles zu.

Der Edelmann verzog seinen Mund zu einem mitleidigen Lächeln, das ihm selbst galt.

»Wo geht Eure Hoheit hin?« frug er.

»Ich reise ab.«

»Ihre Hoheit vergißt, daß ich von Ihrer Majestät den Auftrag habe, Sie keinen Augenblik zu verlassen?«

»Mein Herr, Ihr Auftrag hat seine Endschaft erreicht.«

»Was soll das bedeuten?«

»Das ich nicht Ihre Hoheit die Frau Prinzessin von Kondé, sondern nur die Vikomtesse von Kambes, ihre erste Ehrendame bin. Die

Frau Prinzessin ist gestern Abend abgereist und ich stehe im Begriff ihr nachzureisen.«

Kanolles blieb unbeweglich; es widerstrebte ihm sichtlich, vor einem Haufen Hofgesinde das Spiel der Komödie fortzusezen.

Frau von Kambes bemerkte es und um ihn zu ermuthigen, beglükte sie ihn mit einem ihrer süßen Blike. Dies gab ihm wieder Muth.

»Man hat also den König getäuscht,« sprach er, »und wo ist der Herr Herzog von Enghien?«

»Ich habe dem Pierrot befohlen, zu seines Gleichen zurükzukehren,« ließ eine abgemessene Stimme am Eingang des Zimmers vernehmen.

Diese Stimme war die der Frau Prinzessin-Wittwe, die auf die Arme zweier Gesellschafts-Damen gestüzt an der Thüre stand.

»Kehren Sie nach Paris, nach Nantes, nach Saint-Germain, kehren Sie an den Hof zurük, Ihre Mission hier ist beendet, Sie wollen dem Könige sagen, daß die Verfolgten ihre Zuflucht zu einer List genommen haben, wodurch die Anwendung der Ge-

walt null und nichtig worden ist. Zwar steht es Ihnen frei, in Chantilli zu bleiben, um mich zu bewachen, obwohl es nicht in meiner Absicht liegt, das Schloß zu verlassen, wie ich es bis jezt nicht verlassen habe. Leben Sie wohl, Herr Baron, und reisen Sie glüklich.«

Kanolles, roth vor Erniedrigung, fand kaum die Kraft, sich zu verbeugen. Er blikte die Vikomtesse an und murmelte ihr zu:

»Oh! Madame! Madame!«

Die Vikomtesse verstand seinen Blik und hörte seine Worte.

»Eure Hoheit,« begann sie hierauf zur Prinzessin-Wittwe gewendet, »verstatte mir, noch eine Sekunde die Rolle der Frau Prinzessin zu spielen. Ich wünsche Herr von Kanolles, im Namen der hohen Bewohner, die dieses Haus verlassen haben, zu danken für die Ehrerbietung, die er an den Tag gelegt, für das Zartgefühl, mit dem er sich einer so schwierigen Mission unterzogen hat. Ich wage es zu glauben, Madame, daß Eure Hoheit darinne

mit übereinstimmt und folglich zu hoffen, daß sie ihren Dank mit dem meinigen zu verbinden so gnädig ist.«

Die Prinzessin-Wittwe, von diesen bestimmt ausgesprochenen Worten betroffen, vielleicht daß ihr tiefer Scharfsinn das neue Geheimniß, das dem alten entkeimt war, durchblikte, sprach darauf mit einem Tone, der eine gewisse Rührung bewies, Folgendes:

»Alles, mein Herr, was Sie gegen uns gethan haben, sei vergessen; doch Dank sei Ihnen für das, was Sie für mein Haus gethan haben.«

Kanolles ließ sich vor der Prinzessin auf ein Knie nieder, und sie reichte ihm die Hand zum Kuß, welche Heinrich IV. so oft geküßt hatte.

Dies war das Ende der Szene, dies der unerläßliche Abschied. Es blieb Kanolles nun nichts übrig, als abzureisen, wie es Frau von Kambes ebenfalls thun wollte. Er zog sich also auf sein Zimmer zurük, und beeilte sich an Herrn von Mazarin das verzweiflungsvollste Bulletin abzufassen,

das aus der Feder zu fließen vermochte. Dieses Bulletin sollte ihm die harten Worte der ersten Aufwallung des Erstaunens ersparen. Hierauf durchschritt er, nicht ohne alle Furcht vor Beleidigungen, die Reihen der Diener des Schlosses und gelangte in den Hof, wo sein Pferd bereit stand.

In dem Augenblik, als er seinen Fuß in den Steigbügel sezen wollte, ließ eine Stimme gebieterisch die Worte ertönen:

»Achtung vor dem Gesandten Seiner Majestät des Königs, unseres Herrn.«

Diese Worte machten, daß sich vor Kanolles alle Köpfe verbeugten, der nachdem er sich vor dem Fenster, wo die Frau Prinzessin stand, verneigt hatte, seinem Pferde die Sporen in die Rippen rannte und in stolzer Haltung verschwand.

Kastorin, entzaubert von dem schönen Traume, mit dem ihm Pompejus in seiner vermeintlichen Intendanten-Rolle berükt hatte, folgte seinem Herrn demüthiglich nach.

16.

Es ist nun Zeit, zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten in dieser Geschichte zurükzukehren, die, auf einem schönen Pferde sizend, der Heerstrasse von Paris nach Bordeaux folgte, von fünf Gefährten begleitet, deren Augen bei dem geringsten Stoß eines Beutels, der mit Goldstüken angefüllt war und an des Lieutenants Ferguzon Sattelknopfe hing, aufblizen. Diese Harmonie ihrer Gefühle durchquikte das Häuflein, wie der Ton der Trommel und Feldmusik den Soldaten auf seinen Märschen stärkt und belebt.

»Zehntausend Livres,« begann einer von den Sechsen, »ist fürwahr ein schönes Draufgeld.«

»Ei ja, ein ganz superbes,« antwortete Ferguzon, »wenn nur nicht eine große Schuld daran haftete; allein dafür sind wir verbunden, der Frau Prinzessin eine Kompagnie zu stellen. Nimium satis est, sagt der Lateiner, was etwa so viel bedeuten will: daß nur das Zuviel genug ist. Wir, mein lieber Barrabas, besizen es nicht, dieses »Genug,«

was zu dem Zuviel in einem solchen Verhältniß steht.«

»Wie theuer kommt es doch zu stehen, um als ein ehrlicher Mann zu erscheinen!« bemerkte Kauvignak; »die Kasse des königlichen Einnehmers ist für unsere Harnische, unsere Bekleidung und unsere Ausstaffirung überhaupt darauf gegangen. Wir spielen die großen Herrn und treiben den Luxus so weit, Geldbörsen zu besizen, in denen freilich nichts darinne ist. O, Welt! o, Schein!«

»Sprecht für uns, Kapitän, und nicht für Euch,« versezte Barrabas; »Ihr, Ihr habt den Beutel und zehntausend Livres drinn.«

»Hast Du, Freund,« bedeutete Kauvignak, »nicht gehört oder es falsch verstanden, was Ferguzon so eben in Betreff unserer Verpflichtungen gegen die Frau Prinzessin gesagt hat? Ich gehöre nicht zu denen, die auf eine Sache eingehen und eine andere daraus machen. Herr Lenet hat mir zehntausend Livres zugezählt, um eine Kompagnie zu werben und das werde ich thun, oder der Teufel

soll mich holen! An dem Tage, wo sie fix und fertig da stehen wird, ist er mir vierzigtausend Livres weiter schuldig. Wenn er diese vierzigtausend Livres nicht bezahlt, dann werden wir ja sehen . . .«

»Mit diesen zehntausend Livres!« schrieen vier Stimmen im Chor ironisch auf; denn Ferguzon, von Zuversicht in die Hilfsquellen des Anführers erfüllt, schien von der ganzen Gesellschaft der Einzige zu sein, der überzeugt war, daß Kauvignak zum versprochenen Resultat gelangen würde. »Mit zehntausend Livres wollen Sie eine Kompagnie ausrüsten!«

»Nun ja,« erwiederte Kauvignak, »man muß nur noch Etwas hinzufügen.«

»Und wer soll dieses Etwas hinzufügen?« frug eine Stimme.

»Ich nicht,« sprach Ferguzon.

»Und wer denn sonst?« forschte Barrabas.

»Mein Gott! der Erste Beste. Wer uns in den Weg kommt, muß zahlen oder Soldat werden. — —«

Und wirklich erwarb Kauvignak mit Hilfe seiner Kekheit und des Zufalls in Kurzem eine kleine Mannschaft und ein nicht unbedeutendes Sümmchen an Baarem.

Freilich, als man den Kriegern aus dem Stegreif eröffnete, daß sie die Ehre hätten zum Dienst des Herrn Prinzen angeworben zu sein, gab es allerdings einige Schwierigkeiten zu beseitigen; indessen wurden sie theils durch Kauvignak's Drohungen, theils durch Ferguzon's Versprechungen und des Barrabas Logik glüklich überwunden.

Kurz Kauvignak's Aufbruch glich einem Triumfzug. Der verschlagene Parteiführer hatte das Mittel gefunden, die hartnäkigsten Parteigänger des Friedens zum Krieg zu führen. Den Einen machte er weise, daß es sich um die Sache des Königs handele; den Anderen, um die Sache der Prinzen. Einige mußten glauben, daß man dem Parlament diene, wieder Andere, daß der König von England in Schottland einfallen wolle, um es zu erobern und daß es ihm dabei zu helfen gelte. Anfangs ging es

freilich nie ohne Einreden und Erörterungen ab, indessen gelang es doch dem Lieutenant Ferguzon in den meisten Fällen, sie theils durch seine Ueberredungsgabe, theils durch das zwingende Gebot des militärischen Gehorsams, so gut es gehen wollte, auszugleichen. So ging's mit Hilfe eines dunkeln Geheimnisses, das, wie Kauvignak vorgab, zum Erfolg der Unternehmung nothwendig sei, rüstig vorwärts, ohne daß die Offiziere und Soldaten erfuhren, worauf es eigentlich abgesehen sei.

Vier Tage, nachdem Kauvignak Chantilli verlassen, hatte er fünf und zwanzig Mann beisammen. Es war das schon ein ganz respektvolles Streifkorps. Mancher Strom, der viel Getöse macht, ehe er ins Meer geht, kann sich keines solchen Achtung gebietenden Anfangs rühmen.

Er suchte nun nach einem Mittelpunkt zu seinen Operazionen. Er langte in einem kleinen, zwischen Chatellerault und Poitiers gelegenen Dorfe an, das er seinen Absichten ganz entsprechend fand. Es war dies das Dorf Joulnai. Kauvignak

erkannte es wieder, daß dies der Ort sei, wohin er in einer Nacht an Kanolles die bewußte Ordre befördert hatte. Er schlug deshalb in dem Wirthshause, wo er in jener Nacht so vortrefflich gespeist hatte, sein Hauptquartier auf.

Kauvignak faßte dadurch auf der Hauptstrasse von Paris nach Bordeaux Posto. Im Rüken standen die Truppen des Herrn von Larochefoukault, welche die Saumur belagerten, vor ihm konzentrirte sich die Armee des Königs in Gujenne. Somit konnte er nach jeder Seite die Hand reichen, indem er sich klüglich hütete, vor einer schiklichen Gelegenheit irgend eine Parteifarbe herauszustеken. Zunächst handelte es sich darum, einen Stamm von etwa hundert Mann zusammenzubringen. Die Rekrutirung war übrigens im besten Zuge und Kauvignak bereits mit der halben Arbeit fertig.

Eines Tages, nachdem Kauvignak den ganzen Vormittag der Menschenjagd obgelegen, stand er, wie das so seine Gewohnheit war, an der Thüre des Wirthshauses auf der Lauer, mit seinem Lieu-

tenant und Unterlieutenant plaudernd. Da sah er von Ferne auf der Strasse eine junge Dame zu Pferd angeritten kommen, die von einem Diener, ebenfalls beritten und von zwei mit Gepäk beladenen Mauleseln begleitet war.

Die Leichtigkeit, mit der die schöne Amazone ihr Roß führte, des Reitknechts mürrische und stolze Haltung störten im Kauvignak's Kopfe eine Erinnerung auf. Seine Hand auf Ferguzon's Achsel legend, der an diesem Tage gerade schlechter Laune und ziemlich traurig in seinen Gedanken versunken war, flüsterte er ihm, mit der andern Hand nach der Reisenden deutend, zu:

»Dort kommt der fünfzigste Soldat vom Regiment, Kauvignak, oder mich soll der T..... holen!«

»Wie? diese Dame?«

»Ja, diese Dame?«

»Hm, hm! wir haben schon einen Neffen, der Advokat, ein Patchen, das geistlich werden sollte, wir haben zwei Federfuchser, zwei Krämer, einen

Doktor, drei Bäker und zwei Fasanhüter, das sind, wie mich dünkt, gerade genug schlechte Soldaten, um noch ein Weibsbild darunter zu steken: denn es kommt doch ein Tag, wo wir in's Feuer müssen.«

»Aber unsere Kriegskasse beläuft sich noch nicht auf fünfundzwanzigtausend Livres (man sieht, daß auch die Kasse sich in gleichem Verhältniß mit der Mannschaft schneeballenartig vermehrt hatte) und wenn man es zu einem runden Sümmchen, etwa bis zu dreißigtausend Livres bringen könnte, so wäre das nach meiner Ansicht so übel gar nicht.«

»Ja, wenn Sie die Sache unter diesem Gesichtspunkt ansehen, so habe ich ganz und gar nichts dagegen einzuwenden, muß vielmehr vollkommen beistimmen.«

»Still, horch!«

Kauvignak näherte sich der jungen Dame, die eben an eins der Wirthshausfenster herangeritten war und mit der Wirthin einige Worte wechselte, die ihr über ein Zimmer Auskunft geben sollte.

»Unterthänigster Diener, mein Edelmann,« redete sie Kauvignak mit feinem Anstand an, indem er die Hand kavaliermäßig an seinen Hut legte.

»Mein Edelmann! ich!« antwortete lächelnd die Dame.

»Ja, Sie, schöner Vikomte.«

Die Dame erröthete.

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen,« versezte sie.

»Oh! das wissen Sie wohl; die Röthe Ihrer Wangen liefert den Beweis dafür.«

»Sie verkennen mich, mein Herr. Gewiß Sie verkennen mich.»

»O nein, o nein! Ich weiß im Gegentheil ganz genau, was ich sage.«

»Das wollen wir einmal sehen, mein Herr, aber lassen Sie allen Scherz bei Seite.«

»Ich scherze nicht, Herr Vikomte, und da Sie den Beweis wollen, so werde ich Ihnen denselben liefern. Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen vor etwa drei Wochen in der Kleidung Ihres Geschlechts zu

begegnen. Es war eines Abends, in der Nähe der Dordogne; Ihr getreuer Diener, Monsieur Pompejus, begleitete Sie. Haben Sie noch immer diesen alten Diener? Ach ja, da ist er ja! Werden Sie nun auch behaupten wollen, daß ich ihn nicht kenne, den wakern Alten?«

Der Reitknecht und die junge Dame sahen sich Beide wechselseitig und ganz betroffen an.

»Nun ja,« fuhr Kauvignak fort, »das nimmt Sie Wunder, schöner Herr Vikomte; versuchen Sie es aber einmal mir zu widerlegen, daß ich nicht mit Ihnen zusammengetroffen bin; erinnern Sie sich nur, es war auf der Strasse von Saint-André-de Kubzak, eine Viertelmeile von Meister Biskarros Wirthshaus entfernt.«

»Ich will die Möglichkeit dieser Begegnung gar nicht in Abrede stellen, mein Herr.«

»Ach! Sie sehen ja . . .«

»Nur war dieser Tag der einzige, an dem ich verkleidet war.«

»Nein, nein, heute sind Sie es, Herr Vikomte. Uebrigens begreife ich es ganz wohl, daß Sie, da nun einmal das Signalement des Vikomte von Kambes in ganz Gujenne erlassen ist, es zur Ableitung jeden Verdachts für klüger halten, sich augenbliklich dieses Kostümes zu bedienen, das Ihnen zudem, mein Edelmann, der Wahrheit die Ehre ganz vortrefflich steht.«

»Mein Herr,« entgegnete die Vikomtesse mit einer Verlegenheit, die sie unmöglich verbergen konnte, »wenn Sie in Ihre Reden nicht einige verständige Worte einfließen ließen, so müßte ich Sie wahrlich für einen Narren halten.«

»Ich werde Ihnen das Kompliment nicht zurükgeben; denn ich finde es eben so natürlich als vernünftig, sich zu verstellen, wenn man es mit Verschwörungen zu thun hat.«

Die junge Frau betrachtete Kauvignak mit steigender Unruhe.

»In der That, mein Herr,« äußerte sie, »kommt es mir vor, als ob ich Sie schon irgend einmal gesehen

hätte, nur weiß ich mich nicht zu besinnen, wo es gewesen ist.«

»Das erste Mal war es, wie ich bereits erwähnte, an den Ufern der Dordogne.«

»Und das zweitemal?«

»Zu Chantilli?«

»Am Tage der Jagd?«

»Ganz recht.«

»Dann, mein Herr, habe ich von Ihnen nichts zu befürchten und Sie als Einen der unsern zu betrachten.«

»Warum das?«

»Weil Sie bei der Frau Prinzessin waren.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen darauf zu erwiedern, daß dies als Grund nicht gelten kann.«

»Mir scheint es doch so.«

»Es gab zu viele Leute dort, um sicher zu sein, daß die Anwesenden alle gute Freunde waren.«

»Hüten Sie sich, mein Herr, mir nicht eine ganz sonderbare Meinung über sich einzuflößen.«

»Hegen Sie eine Meinung, welche Sie immer wollen, ich bin nicht so empfindlich.«

»Doch was wünschen Sie eigentlich von mir?«

»Ihnen, wenn anders Sie es erlauben, in diesem Hause die Honeurs zu machen.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr, es bedarf dessen nicht. Ich erwarte Jemand.«

»Sehr wohl; steigen Sie nur gefälligst ab und während Sie diesen Jemand erwarten, wollen wir zusammen plaudern.«

»Was soll ich thun, Madame?« frug Pompejus.

»Vom Pferde steigen, ein Zimmer bestellen und das Souper anordnen,« befahl Kauvignak.

»Wie mich bedünkt, kommt mir es zu, Befehle zu ertheilen,« bemerkte die Vikomtesse.

»In Anbetracht, mein lieber Vikomte, daß ich zu Joulnai kommandire und fünfzig Mann zu meiner Verfügung habe, kommt mir's Kommando zu. Pompejus thut, was ich befohlen habe.«

Pompejus hing den Kopf und trat in's Wirthshaus ein.

»Sie wollen mich also wohl arretiren, mein Herr?« frug die junge Dame.

»Vielleicht.«

»Wie soll ich das »Vielleicht« verstehen?«

»Nun, es wird eben von der Unterredung abhängen, die wir zusammen haben werden; zuvörderst möchte ich Sie bitten, abzusteigen, Herr Vikomte. So, schön; nun verstatten Sie mir, Sie zu führen; Die Hausleute werden Ihr Pferd in den Stall bringen.«

»Ich gehorche, mein Herr; denn Sie sind, wie Sie schon erklärt haben, der Stärkere; ich habe kein Mittel, Widerstand zu leisten, wohl aber mache ich Sie im Voraus mit einem Umstand bekannt, daß der Herr, den ich erwarte, alsbald eintreffen wird und daß dieser Herr ein Offizier in königlichen Diensten ist.«

»Dann, Vikomte, wollen Sie mir die Ehre erzeugen, mich ihm vorzustellen und ich werde sehr glüklich sein, seine Bekanntschaft zu machen.«

Die Vikomtesse sah wohl ein, daß hier zum bösen Spiel gute Miene zu machen sei. Sie ging voran und gab dem fremdartigen Gast ein Zeichen, um ihm damit anzudeuten, es stehe ihm frei, ihr zu folgen.

Kauvignak begleitete sie bis an die Thüre des Zimmers, welches Pompejus für sie hatte herrichten lassen und wollte eben über die Schwelle schreiten, als Ferguzon eilends die Treppe hinauf gesprungen kam, sich ihm näherte und ihm in's Ohr flüsterte:

»Kapitän, ein Wagen mit drei Pferden; ein junger Mann, maskirt im Wagen; zwei Lakeien an den Schlägen!«

»Bon!« sprach Kauvignak. »Das wird vermuthlich der erwartete Edelmann sein.«

»So, so! Man erwartet einen Edelmann?«

»Ja, ich gehe ihm entgegen. Du, Du bleibst hier auf diesem Gange; behältst die Thür im Auge; läßt Jedermann herein, läßt aber durchaus Niemand herausgehen.«

»Verstanden, Kapitän.«

Ein Reisewagen hielt eben am Thore des Gasthauses still, von vier Mann von Kauvignak's Kompagnie begleitet, die ihm eine Viertelmeile von dem Dorfe begegnet waren und ihn augenbliklich in Beschlag genommen hatten.

Ein Edelmann, in blauem Sammet gekleidet, in einen großen gefütterten Mantel eingehüllt, war im Wagen mehr liegend als sizend zu erbliken. Als die vier Mann denselben umringt und sich als Begleiter aufgedrungen hatten, hatte er an diese eine Anzahl Fragen gerichtet; da er aber gesehen, daß sie, troz ihrer Dringlichkeit nicht beantwortet wurden, auf die Antworten endlich verzichtet und wartete nun es ab, indem er manchmal seinen Kopf erhob, um zu sehen, ob sich nicht ein Anführer nähere, der ihm über das sonderbare Geleit seiner Leute Aufschluß zu geben vermöge.

Im Uebrigen war es ganz unmöglich, genau den Eindruk zu bemerken, den das Vorkommniß auf den jungen Reisenden hervorgebracht hatte, indem

die Hälfte seines Gesichts mit einer jener Masken verdeckt war, die man »Wolf« nannte und die zu damaliger Zeit allgemein in Mode waren. Nur der obere Theil der Stirn und der untere Theil des Gesichts blieb der Wahrnehmung frei und ließen auf Jugend, Schönheit und ein lebendiges Wesen schließen; die Zähne erschienen klein und weiß und die Augen funkelnd durch die Maske hindurch. Zwei große Lakeien, bleich und zitternd, obwohl sie Gewehre an der Schulter trugen, ritten an beiden Seiten des Wagens und schienen sammt ihren Pferden wie an die Schläge angeschmiedet. Die ganze Erscheinung konnte füglich für eine Räuberszene gelten, wie Reisende bei hellem, lichtem Tage, überfallen werden; dazu das Wirthshaus, des Kauvignak verschmizte Figur und die handwerksgemäße Haltung der vermeintlichen Strassenräuber.

Beim Anblik Kauvignak's, der, wie wir eben erzählt haben, durch Ferguzon im Voraus benachrichtigt, an dem Hausthor erschienen war, stieß der junge, in Beschlag genommene Mann einen leisen

Schrei des Schrekens aus und fuhr mit der Hand flink nach seinem Gesicht, als ob er sich vergewissern wolle, daß er seine Maske noch wirklich vorhabe. Die Gewißheit dessen schien wesentlich zu seiner Beruhigung zu dienen.

So schnell diese Bewegung auch gewesen war, so war sie doch Kauvignak's Späherblik nicht entgangen. Als ein Mann, der sich auf Signalements ganz vortrefflich verstand, schaute er den Reisenden vom Wirbel bis zur Zehe an und suchte selbst die verborgenen Züge zu erforschen. Plözlich zukte er erstaunungsvoll zusammen, ähnlich der Erregung, die der Kavalier im blauen Sammet verrathen hatte. Doch sammelte er sich sogleich wieder, nahm seinen Hut unterm Arm und redete den Fremden mit einer ganz eigenthümlichen Zuvorkommenheit an.

»Holde Dame, sein Sie schönstens willkommen.« Aus den Augen des Reisenden blizte durch die Oeffnungen seiner Maske Verwunderung.

»Wohin wollen Sie denn in einem solchen Aufzug reisen?« fuhr Kauvignak fort.

»Wohin ich reisen werde?« antwortete der Reisende, Kanvignak's Begrüßung mißachtend und nur auf seine Frage eingehend, »wohin ich reisen werde? Das, meine ich, sollten Sie besser wissen, als ich es weiß, da ich nicht mehr die Freiheit habe, meine Reise fortzusezen. Ich reise dahin, wohin Sie mich führen werden.«

»Erlauben Sie mir, meine schöne Dame, Ihnen bemerklich zu machen,« bemerkte Kanvignak mit steigender Höflichkeit weiter, »daß dies nicht antworten heißt! Ihre Verhaftnehmung ist nur eine augenblikliche. Wenn wir einen Augenblik über unsere gegenseitigen Beziehungen uns verständigt haben werden, versteht sich offen und ohne Maske, so werden Sie Ihren Weg ohne irgend eine Behinderung wieder fortsezen können.«

»Verzeihen Sie mein Herr!« versezte der junge Reisende, »ehe wir jedoch weiter gehen, ist vor Allem ein Irrthum zu berichtigen. Sie scheinen mich nach Ihren Reden für eine Frau zu halten, während

Sie aus meiner Kleidung schon schließen können, daß ich ein Mann bin.«

»Sie kennen doch das lateinische Sprichwort: Ne nimium crede colori. Der weise Mann urtheilt nie nach dem äußern Schein. Da ich nun von mir die Meinung hege, ein weiser Mann zu sein, so ergibt sich daraus, daß ich unter diesem verfänglichen Gewande erkannt habe . . .«

»Nun, was denn?« frug der Reisende mit Ungeduld.

»Nun, habe ich es Ihnen nicht schon gesagt? — Eine Frau!«

»Wenn ich aber eine Frau bin, warum halten Sie mich denn fest?«

»Weil, Madame, in Zeiten, wie die unsrigen, die Frauen ungleich gefährlicher als die Männer sind; denn wir könnten unsern Krieg im recht eigentlichen Sinne des Worts einen »Damenkrieg« nennen. Die Königin und die Frau von Kondé sind die beiden kriegführenden Mächte. Sie haben zu ihren Generalfeldzeugmeistern die Mademoiselle von Chevreuse,

die Frau von Montbazon, die Frau von Longueville ... und auch Sie, Madame angenommen. Mademoiselle von Chevreuse ist der General des Herrn von Beaufort; Frau von Longueville der Oberanführer des Herrn von Larochefoukault und Sie ... Madame, Sie scheinen mir ganz das Ansehen zu haben, der Generalissimus des Herrn Herzogs von Epernon zu sein.«

»Sie sind nicht bei Sinnen, mein Herr,« äußerte dar junge Reisende und zukte die Achseln.

»Ich werde Ihnen, holdeste Dame, das eben so wenig glauben, als ich es eben einem schönen, jungen Mann glaubte, der mich vor wenig Augenbliken mit demselben Kompliment beehrte.«

»Sie hielten vielleicht einer Dame vor, daß sie ein Mann sei?«

»Ja wohl. Ich habe meinen kleinen Edelmann, den ich einmal eines Abends, es war im Anfang des Mai, in der Nachbarschaft des Wirthshauses von Herrn Biskarros hatte herumstreifen sehen, gleich wie-

dererkannt; ich ließ mich durch seine Weiberröke, seine Haartouren und seine flötende Stimme nicht irre führen; eben so wenig wie ich mich durch Ihren blauen Herrenrok, grauen Hut und Ihre bespornten Stiefeln täuschen lasse. Ich sprach zu ihm: »Mein junger Freund, nehmen Sie einen Namen an, welchen Sie wollen, steken Sie sich in Kleider, wie es Ihnen nur immer beliebt, verstellen Sie Ihre Stimme, so gut Sie können, Sie sind und bleiben doch der Herr Vikomte von Kambes.««

»Der Vikomte von Kambes!« fuhr der junge Reisende auf.

»Ah, ah! Der Name macht, wie es scheint, auf Sie Eindruk, sollten Sie ihn zufällig auch kennen.«

»Ein junger Mann, noch ganz jung, fast noch ein Kind?«

»Siebzehn bis achtzehn Jahre höchstens.«

»Sehr blond?«

»Sehr blond.«

»Mit großen blauen Augen?«

»Getroffen.«

»Ist er hier?«

»Er ist hier.«

»Sie sagen, daß er hier sei? . . .«

»Ja wohl und zwar als Frau verkleidet, der Schalk! wie Sie, Böse! als Mann verkleidet sind.«

»Und was thut er hier?« forschte der junge Kavalier weiter, mit einer Dringlichkeit und einer Verwirrung, die immer auffallender wurden, je mehr Kauvignak in seinen Mienen ruhiger und mit seinen Worten sparsamer wurde.

»Nun,« erwiederte Kauvignak und wog jedes seiner Worte gemessen ab, »er gibt vor, mit einem seiner Freunde ein Rendez-vous verabredet zu haben.«

»Mit einem seiner Freunde?«

»Ja.«

»Einem Edelmanne?«

»Der Vermuthung nach.«

»Einem Baron?«

»Das mag wohl sein.«

»Und dessen Name . . .«

Kauvignak's Stirn fältete sich in Folge eines geschäftigen Gedankens, der ihm nagelneu in's Hirn sprang und eine augenscheinliche Gährung darinne hervorbrachte.

»Ha, ha!« dachte er, »das könnte einen ganz artigen Fang geben.«

»Und dessen Name? . . .« frug der junge Reisende wiederholend.

»Gleich, gleich, wie war er doch,« simulirte Kauvignak, »erwarten Sie nur . . . er endigte sich in: olles.«

»Herr von Kanolles!« rief der junge Reisende aus, dessen Lippen sich mit einer tödtlichen Blässe färbten, so daß die Weiße der Haut von der Schwärze der Maske auffallend abstach.

»Ja, ja, so ist der Name. Herr von Kanolles,« versezte Kauvignak, indem er auf den freien Theilen des Gesichts und an dem ganzen Körper des jungen Mannes die gewaltige Aufregung beobachtete, die an und in ihm vor sich ging. »Herr

von Kanolles, Sie haben vortrefflich gerathen; kennen Sie Herrn von Kanolles auch? Wahrhaftig, Sie kennen fast die ganze Welt!«

»Lassen Sie den Scherz bei Seite,« stammelte der junge Mann, der an allen Gliedern zitterte und von einer Ohnmacht nicht weit entfernt schien; wo ist jene Dame?"

„In jenem Zimmer; sehen Sie dort das dritte Fenster von diesem aus, es hat gelbe Vorhänge."

„Ich will sie sehen," fuhr der Reisende fort.

„Wie? sollte ich mich getäuscht haben," erwiederte Kauvignak, „und sollten Sie jener Herr von Kanolles sein, den sie erwartet? Oder sollte der Herr Baron von Kanolles nicht jener stattliche Kavalier sein, der in Galopp dort angesprengt kommt, in Begleitung eines Dieners, der mir ein rechter Gek zu sein scheint?"

Der junge Reisende stürzte mit einer solchen Heftigkeit zum Wagenfenster heraus, daß er es mit seiner Stirn zerstieß.

„Das ist er! ja, das ist er!“ rief er aus, ohne Gewahr zu werden, daß einzelne Blutstropfen aus einer leichten Verlezung drangen. „Ach! ich Unglükliche! Er kommt, er findet sie wieder, ich bin verloren!“

„Da hört man es ja, daß Sie ein Weib sind.“

„Sie haben sich ein Rendez-vous gegeben!“ fuhr der junge Mann händeringend fort . . . „Oh! oh! doch ich werde, ich will mich rächen.“

Kauvignak schikte sich eben an einen neuen Spaß loszulassen, als ihn der junge Mann durch ein Zeichen mit der einen Hand gebieterisch Schweigen gebot, während er mit der andern seine Maske vom Gesicht herabriß und man Nanon's bleiches Antliz erscheinen sah, das den eiskalten Bliken Kauvignak's zornentbrannt begegnete.

17.

„Ei, guten Tag, Schwesterchen,“ begann Kauvignak und reichte der Nanon mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die Hand.

„Guten Tag; nicht wahr, Du hast mich gleich erkannt?“

„Im ersten Augenblik, als ich Dich erblikte. So verbirgst Du Dein Gesicht nimmer; Du mußt auch das allerliebste, kleine Mal und Deine Perlenzähne verstecken, Dich ganz und gar hinter einer Maske verkriechen, wenn Du, eitles Dämchen, verkleidet erscheinen willst; Du nimmst Dich nicht in Acht . . .“

„Genug,“ gebot Nanon mit herrischer Miene, „laß' uns ernsthaft reden.“

„Das ist mir eben recht; nur im Ernste macht man gute Geschäfte.“

„Du weißt also und ganz bestimmt, daß die Vikomtesse von Kambes hier ist?“

„Mit Leib und Leben.“

„Und daß Herr von Kanolles in diesem Wirthshause abgestiegen ist?“

„Noch nicht, er steigt eben erst vom Pferde, wirft seinen Zügel dem Reitknecht zu. Ah! er ist von ihr bemerkt worden; das Fenster mit den gelben

Vorhängen geht auf; das Köpfchen der Frau Vikomtesse schaut heraus. Horch! ein Freudengeschrei. Herr von Kanolles stürzt in's Haus; verbirg Dich, Schwesterchen, oder Alles ist verloren."

Nanon warf sich in die hintern Wagenkissen zurük und drükte krampfhaft Kauvignak's Hand, der sie mit einer Art väterlichen Mitgefühls betrachtete.

„Und ich, die ich nach Paris eilte, um ihn zu treffen," schluchzte Nanon, „ich, die ich mein Alles daran sezte, um ihn wieder zu sehen!"

„Solche Opfer, Schwesterchen, hast Du an einen Undankbaren verschwendet! Wahrlich, wahrlich, Du kannst Deine Wohlthaten besser anwenden."

„Was werden sie jezt mit einander sprechen? Was werden sie mit einander thun?"

„Meine liebenswürdige Nanon, mit einer solchen Frage bringst Du mich in Verlegenheit," versezte Kauvignak. „Was sollen sie denn sprechen und thun? Sie werden sich eben lieb, sehr lieb haben. So meine ich wenigstens."

„Oh! das wird nicht geschehen,“ schrie Nanon und biß sich in die elfenbeinglatten Nägel.

„Ich glaube, daß es doch geschehen wird,“ sprach Kauvignak ganz troken. „Ferguzon; der den Befehl hat, Niemand herauszulassen, hat keinen Befehl von mir empfangen, irgend Jemand den Eintritt zu verwehren. In diesem Augenblik werden die Vikomtesse und der Herr Baron von Kanolles wohl allerlei Liebkosungen wechseln, von denen die eine immer zärtlicher als die andere sein möchte. Zum Henker! meine liebe Nanon, Du hast Dich zu spät dazu gehalten.“

„Glaubst Du!“ erwiederte die junge Frau mit einem namenlosen Ausdruk von tiefem Spott und gehässiger Feinheit, „glaubst Du! Nun, steig zu mir in den Wagen, armer Diplomat!“

Kauvignak leistete dem Verlangen Folge.

Nanon wandte sich an einen ihrer bewaffneten Diener und befahl ihm, den Kutscher anzuweisen, daß er ohne Geräusch umwende und nach jenem Gehölz zurükfahre, das am Eingange des Dorfes

links gelegen sei. Darauf kehrte sie sich Kauvignak zu und äußerte:

„Dort werden wir hoffentlich ungestört weiter verhandeln können?“

„Ganz gewiß, nur erlaube, daß ich auch meinerseits noch einige Vorsichtsmaßregeln treffe.“

Kauvignak gab Vieren seiner Leute, die um das Wirthshaus herumstrichen und wie Wespen in der Sonne summten und brummten und sich gütlich thaten, ein Zeichen ihm nachzufolgen.

„Das ist ein gescheidter Einfall, daß Du diese Leute mitnimmst,“ bemerkte Nanon; „doch würde es noch besser sein, wenn Du statt vier lieber sechs mitgehen hießest, wir würden dann die Arbeit besser unter sie vertheilen können.“

„Bon!“ frohlokte Kauvignak, „zu einem Stük Arbeit bin ich eben aufgelegt.“

„Nun Du wirst mit einem Plane schon zufrieden sein,“ bedeutete die junge Frau.

Der Wagen wendete sich also um und führte Nanon, vom Feuer ihrer unheimlichen Gedanken

erhizt, zurük. Kauvignak mit ihr, war dem äußern Anschein nach, ruhig und gehalten, in seinem Inneren aber bereitete er sich vor, den Eröffnungen über welche seine Schwester brütete, ein aufmerksames Ohr und je nach Umständen einen willigen Sinn zu leihen.

Während dieser Zeit war Kanolles, durch den Freuderuf, den Frau von Kambes bei seinem Anblik ausgestoßen, auf das angenehmste überrascht, auf Flügeln der Liebe ins Wirthshaus geeilt und im Zimmer der Vikomtesse angekommen, ohne den Ferguzon zu beachten, den er auf dem Korridor begegnet war und der in Bezug auf Kanolles ohne eine Ordre, keine Schwierigkeit erhoben und ihn hatte eintreten lassen.

„Ah! mein Herr,“ jubelte Frau von Kambes auf, als sie Kanolles sah, „kommen Sie schnell, denn ich habe Sie mit großer Ungeduld erwartet.“

„Ihre Worte, Madame," erwiederte Kanolles, „würden mich zum Glüklichsten aller Sterblichen machen, wenn Ihre Blässe und Ihre Bestürzung mir nicht zu deutlich verriethen, daß Sie mich nicht blos um meiner selbst willen erwarten."

„Sie haben Recht, Baron, ja," versezte Klara mit ihrem liebreizenden Mienenspiel, „Sie sollen mir einen Dienst weiter erzeigen."

„Und welchen?"

„Mich einer, Gott weiß, welcher Gefahr entziehen, die mich bedroht."

„Eine Gefahr?"

„Ja, hören Sie nur."

Klara ging an die Thüre und schob den Riegel vor.

„Ich bin erkannt worden," sprach sie zurükkommend.

„Und von wem?"

„Von einem Manne, dessen Namen ich nicht weiß, dessen Gesicht und Stimme mir aber nicht fremd sind. Es ist mir, als hätte ich seine Stimme

an jenem Abend gehört, wo Sie, in diesem nämlichen Zimmer, die Ordre empfingen, auf der Stelle nach Nantes abzureisen; ferner habe ich sein Gesicht zu Chantilli gesehen an dem Tage, wo ich auf der Jagd neben der Frau Prinzessin von Kondé ritt.«

»Und für wen halten Sie den Menschen?«

»Für einen Agenten des Herrn Herzogs von Epernon und folglich für einen Feind.«

»Teufel!« murmelte Kanolles; »und Sie meinen, daß er Sie erkannt habe?«

»Das weiß ich gewiß; denn er hat mich bei meinem Namen genannt, nur daß er behauptete, ich sei ein Mann. Es streifen hier in der Gegend überall Offiziere von der königlichen Partei umher, und da man weiß, daß ich es mit dem Prinzen halte, so will man mich vielleicht beunruhigen. Da Sie nun aber hier sind, so fürchte ich Nichts mehr. Sie sind selbst Offizier, gehören wie diese zur königlichen Partei; Sie sollen mir als Beschüzer dienen.«

»Ach!« bemerkte Kanolles, »ich befürchte sehr, daß ich Ihnen keine andere Vertheidigung

und keinen andern Schuz anbieten kann, als meinen Degen.«

»Warum das?«

»Von diesem Augenblik an bin ich nicht mehr im Dienst des Königs.«

»Reden Sie wahr?« fiel Klara ein voll überschwenglicher Freude.

»Ich habe mir das Wort gegeben, meine Entlassung von dem Orte aus, wo ich Ihnen wieder begegnen würde, einzuschiken. Ich bin Ihnen in Joulnai wieder begegnet, mein Entlassungsgesuch soll daher von Joulnai aus datirt sein.«

»Ha! frei! frei! Sie sind frei! Sie kennen die Partei der Gerechtigkeit, der Loialität ergreifen; Sie können der Sache der Herrn Prinzen dienen; das ist die Sache des gesammten Adels. Ha! ich dachte es doch gleich, daß Sie ein zu würdiger Edelmann sind, um nicht noch dahin zu kommen.«

Und Klara reichte Kanolles ihr liebliches Händchen hin, das dieser mit Entzüken küßte.

»Wie ist das Alles zugegangen? wie hat sich das so schnell gemacht?« forschte Klara. »Erzählen Sie mir den Hergang in allen seinen Einzelnheiten.«

»Das ist keine lange Geschichte. Zuerst hatte ich an Herrn von Mazarin geschrieben, um ihn von dem in Kenntniß zu sezen, was in Chantilli passirt war. Als ich zu Nantes eben angekommen war, empfing ich von ihm Befehl, mich zu ihm zu begeben. Er nannte mich einen armseligen Kopf, ich nannte ihn einen armseligen Tropf; er lachte, ich ärgerte mich; er lärmte und tobte, ich habe ihn über die Berge zurükgewünscht. Ich bin in mein Hotel zurükgegangen, in der Erwartung, daß er mich alsbald würde in die Bastille werfen lassen; er hat gezaudert, bis mir der gute Gedanke beikam, Nantes zu verlassen. Just vierundzwanzig Stunden brauchte dieser gute Gedanke Zeit, ehe er durchbrach. Allein die Erinnerung an Sie ist es, der ich ihn verdanke, denn ich dachte an das, was Sie mir versprochen hatten; ich dachte, daß Sie auf mich warten könnten

und sei es nur eine Sekunde. Als ich nun wieder die frische, freie Luft athmete, jeder Verantwortlichkeit ledig, jeder Pflicht, jeder Partei entbunden, da lebte nur noch ein Gedanke in meiner Seele, der, daß ich Sie, Madame, liebte und daß ich es Ihnen nunmehr laut und ohne Rükhalt erklären könne.«

»So haben Sie also um meinetwillen Ihren Offiziersgrad verloren, sind um meinetwillen in Ungnade gefallen, haben sich für mich geopfert! Lieber theurer Kanolles, wie werde ich je meine Schuld abtragen, wie Ihnen vergelten können?«

Und mit einem englischen Lächeln und einer Thräne, die aus ihrem himmlischen Auge herabperlte und die ihm mehr als hundertfach ersezte, was er verloren hatte, duldete Frau von Kambes, daß Kanolles zu ihren Füssen sank.

»Ach, Madame,« sprach er mit seliger Stimme, »von diesem Augenblik an, wie bin ich dagegen so reich und so glüklich; denn ich werde Ihnen folgen dürfen, Sie nicht verlassen müssen, ich werde glüklich in Ihrem Anblik, und reich durch Ihre Liebe sein.«

»So hält uns also Nichts auf? . . .«

»Nein, Nichts.«

»Sie gehören mir nun ganz und indem ich ihr Herz behalte, kann ich Ihren Arm der Frau Prinzessin anbieten.«

»Ja, das können Sie.«

»Haben Sie Ihr Entlassungsgesuch schon eingeschikt?«

»Noch nicht, ich wollte Sie vorher wiedersehen. Jezt, nachdem ich Sie wiedergesehen, will ich es sogleich entwerfen. Ich wollte mir das Glük vorbehalten, nur Ihnen gehorcht zu haben.«

»So schreiben Sie! Schreiben Sie vor Allem! Wenn Sie nicht gleich schreiben, könnten Sie leicht als ein Ueberläufer angesehen werden. Bevor Sie überhaupt einen entschiedenen Schritt thun, müssen Sie durchaus abwarten, bis Ihre Demission angenommen ist.«

»Lieber, herziger Diplomat, fürchten Sie nur nichts, sie werden schon in meine Entlassung willigen, ja es vom Herzen gern thun; meine Ungeschiklichkeit

zu Chantilli schließt jedes Bedauern aus. Hat Herr von Mazarin mir es nicht rund herausgesagt,« fügte Kanolles scherzend hinzu, »daß ich ein armseliger Kopf sei?«

»Sein Sie unbesorgt, wir wollen Sie schon für die Meinung entschädigen, die er gegen Sie gefaßt hat; denn das können Sie glauben, daß Ihr Verfahren zu Chantilli mehr Erfolg zu Bordeaux als zu Paris verspricht. Aber nun schreiben Sie, Baron, schreiben Sie schnell, auf daß wir bald abreisen können! denn ich muß Ihnen bekennen, daß mir der Aufenthalt in diesem Hause ganz und gar nicht gefällt.«

»Sprechen Sie von der Vergangenheit und schrekken Sie so sehr vor Erinnerungen zurük?« versezte Kanolles und ließ seine verliebten Augen im Zimmer umherschweifen, die in jenem kleinen Alkoven mit den zwei Betten, die schon mehr als einmal seinen Blik auf sich gezogen hatten, haften blieben.

»Nein, ich spreche blos von der Gegenwart. Sie sind für mich kein Gegenstand des Erschrekens mehr. Heute sind Sie es, für den ich fürchte.«

»Und wen fürchten Sie denn und was fürchten Sie?«

»Gott weiß es!«

In diesem Augenblik, gleich als ob die Befürchtungen der Vikomtesse Bestätigung erhalten sollten, hallte ein dreimaliges Klopfen an der Thüre wieder. Es geschah wie mit einer feierlichen Abgemessenheit.

Kanolles und die Vikomtesse waren mäuschenstill, sie sahen sich gegenseitig unruhevoll an und frugen sich ängstlich mit ihren Bliken.

»Aufgemacht!« ertönte eine Stimme; »im Namen Seiner Majestät des Königs.«

Plözlich stürzte die zerbrechliche Thüre in Trümmern zusammen. Kanolles wollte nach seinem Degen springen, allein schon hatte sich ein Mann zwischen ihn und seinen Degen geworfen.

»Was hat das zu bedeuten?« frug der Baron.

»Sind Sie der Herr von Kanolles?«

»Der bin ich.«

»Kapitän beim Regiment von Navailles?«

»Ja wohl.«

»In einer Mission für den Herrn Herzog von Epernon begriffen?«

Kanolles nikte mit dem Kopfe.

»In diesem Fall sind Sie im Namen des Königs und Ihrer Majestät der Königin-Regentin arrettirt.«

»Ihre Ordre?«

»Hier ist sie.«

»Aber, Herr,« bemerkte Kanolles, nachdem er einen flüchtigen Blik in das Papier geworfen hatte, »es scheint mir, als kennte ich Sie.«

»Poßtausend! Ob Sie mich kennen! War es nicht in diesem nämlichen Dorfe, wo ich Sie heute arretire, in welchem ich Ihnen seiten des Herrn Herzogs von Epernon den Befehl überliefert habe, nach dem Hof abzureisen? In diesem Auftrag

lag Ihr Glük, mein Edelmann: Sie haben es verfehlt; um so schlimmer für Sie!«

Klara erbleichte und fiel ganz in Thränen auf einen Stuhl. Sie hatte ihrerseits den zudringlichen Fragsteller wiedererkannt.

»Herr von Mazarin rächt sich,« murmelte Kanolles.

»Brechen wir auf, mein Herr!« befahl Kauvignak.

Klara rührte sich nicht. Kanolles, unentschlossen, schien toll werden zu wollen. Sein Unglük war so groß, so entsezlich, so unerwartet, daß er unter dessen Last beinahe erlag. Er neigte den Kopf und fügte sich in sein Geschik.

Zu jenen Zeiten bestanden die Worte: »Im Namen des Königs,« in ihrer ganzen Zauberkraft und Niemand wagte Ihnen zu wiederstehen.

»Wohin führen Sie mich, mein Herr,« frug Kanolles, »oder ist es Ihnen untersagt, mir den Trost, zu erfahren wohin ich gehe, zu gewähren?«

»Nein, mein Herr, ich will es Ihnen sagen: Wir bringen Sie nach der Festung auf der Insel Saint-George.«

»Leben Sie wohl, Madame,« sprach Kanolles, sich zu Frau von Kambes wendend und ehrerbietig sich verneigend; »leben Sie wohl.«

»Bravo, bravo!« dachte Kauvignak bei sich, »die Sachen sind noch nicht so weit gediehen, als ich geglaubt hatte. Ich werde das Nanon mittheilen, das wird ihr Freude machen.«

Darauf schritt er der Thüre zu und kommandirte: »Vier Mann, als Eskorte für den Kapitän! und vier andere Mann voraus.«

»Und ich,« schluchzte Frau von Kambes, ihre Hände nach dem Gefangenen ausstrekend, »wo führt man mich hin? denn, wenn der Baron schuldig ist, so bin ich es noch weit mehr als er.«

»Sie, Madame,« antwortete Kauvignak, »Sie können weiter reisen, Sie sind frei.«

Und Kauvignak verließ das Zimmer und nahm den Baron mit sich.

Frau von Kambes erhob sich, durch einen Hoffnungsschimmer neu ermuthigt, um die Voranstaltungen zur Abreise zu treffen, damit die guten Anordnungen nicht durch böse Gegenbefehle gestört werden möchten.

»Frei,« rief sie aus, »werde ich über ihn wachen können, nun fort, fort!«

Sie eilte zuvor noch einmal an's Fenster, betrachtete den Aufzug, der Kanolles von dannen führte, wechselte mit ihm einige lezte Grüße, rief Pompejus, der sich in der angenehmen Erwartung eines zwei oder mehrtägigen Aufenthaltes im besten Zimmer, das er hatte auffinden können, eben einrichtete, und ertheilte ihm Befehl, zur ungesäumten Abreise sich fertig zu machen.

18.

Die Reise fiel für Kanolles weit trübseliger aus, als er es erwartet hatte. Statt eines Pferdes, das einem Gefangenen, selbst den scharfbewachten einen Anschein von Freiheit gibt, war ein

Wagen requirirt worden, ein erbärmlicher mit Leder überzogener Rumpelkasten. Zudem hatte Kanolles seine Füsse zwischen jenen eines Mannes mit einer Habichtsnase, dessen eine Hand mit einem gewissen Dünkel am Griffe einer eisernen Pistole ruhete. Manchmal in der Nacht; denn während des Tages suchte er zu schlafen, hoffte er die Wachsamkeit des neuen Argus zu überraschen; allein neben der Habichtsnase erglänzten stets zwei große, runde nachteulenartige Augen, die zu nächtlichen Beobachtungen wie erschaffen schienen; so daß, wohin sich Kanolles auch wenden mochte, dieses Augenpaar ewig und immer mit seinen Bliken zusammentraf.

Während er schlief, schlief eins davon ebenfalls, aber immer nur eins. Es war eine eigenthümliche Gabe, womit die Natur diesen Mann ausgestattet hatte, nur mit einem Auge zu schlafen.

Zwei Tage und zwei Nächte gingen für Kanolles in düsteren Betrachtungen hin; denn die Festung auf der Insel Saint-George an sich zwar ziemlich unbedeutend, nahm in unseres Gefangenen

Augen ein zurükschrekendes Aussehen an, je mehr Furcht und Gewissensbisse sein Herz umfangen hielten.

Gewissensbisse, weil er erwog, wie seine Sendung an den Hof der Frau Prinzessin von Kondé eine vertrauliche Sendung gewesen war, die er für seine Liebeszweke ausgebeutet hatte und die Folgen der Unterlassungssünde, die er bei dieser Gelegenheit gefangen, fürchterlich waren. Zu Chantilli war die Frau Prinzessin von Kondé nur ein flüchtendes Weib; zu Bordeaux war dasselbe Weib eine Prinzessin, welche die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte.

Furcht, weil er durch geheime Mittheilungen erfahren hatte, welche Rache Anna in ihrem Zorne zu nehmen pflegte.

Andere Gewissensbisse noch, minder heftig, aber vielleicht schmerzlicher als die aus der nächsten Quelle flossen, beunruhigten ihn. Er hatte ein junges, schönes, geistvolles Weib, ein Weib, das sich ihres ganzen Einflußes bediente, um ihn zu erheben und zu beschüzen, ein Weib, das aus Liebe zu ihm wohl zwanzigmal ihre Stellung, ihr gegenwärtiges Glük

und ihre Zukunft auf's Spiel gesezt hatte, dieses als Liebhaberin nicht nur äußerst reizende, sondern auch als Freundin treuergebene Weib, dieses Weib hatte er nicht nur ohne Ursache, ohne Entschuldigung und auf das Gröblichste in einem Augenblik verlassen, wo sie an ihn gedacht und statt sich zu rächen, mit neuen Gunstbezeugungen überschüttet hatte, und ihr Name, statt ihm im Tone des Vorwurfs zu erscheinen, klang in seinem Ohre mit dem ganzen Reiz einer fast vollendeten Gunst wieder. Freilich war diese Gunst mit einem bösen Moment zusammengetroffen, in welchem Kanolles gewiß eine Ungnade vorgezogen hätte, allein war dies Nanon's Schuld? Nanon hatte in der Mission an den Hof nur ein Mittel erblikt, um dem Glüke und der Geltung eines Mannes Vorschub zu leisten, an den sie ohne Unterlaß dachte.

Alle Jene, die zu gleicher Zeit zwei Frauen geliebt haben, — die holden Leserinnen, für welche eine solche Erscheinung, da sie selbst immer nur eine Liebe haben, unbegreiflich sein möchte, wollen die

Bemerkung erlauben, daß sich diese Erscheinung, nur mehr oder minder bei allen Männern zeigt — alle jene Männer, sage ich, die zwei Frauen auf einmal geliebt haben, werden empfinden, wie Nanon, je tiefer sich Kanolles in seinen Betrachtungen verstrikte, auf seinen Geist mehr und mehr einen Einfluß wiedergewann, den er selbst für gänzlich entschwunden gehalten hatte. Die Unebenheiten und Härten des Karakters, die im nähern Umgang oft verlezten und vorübergehend Verstimmungen erzeugen, mildern und verwischen sich in der Entfernung und es machen dagegen gewisse zartere Erinnerungen ihr Recht geltend. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß die reingeistige Liebe, die höhere Gunst erst verheißt, sich während dem Getrenntsein verflüchtigt, während dagegen die fisische Liebe in der Erinnerung nur um so mächtiger wieder auflebt und die Einbildungskraft mit dem süßen Reiz gebotener Genüsse nachschwärmt. Als schön und für ihn verloren, als gut und von ihm getäuscht, so trat jezt Nanon's Bild vor Kanolles Seele.

Ganz naiv und keineswegs mit den bösen Absichten jener Angeklagten, die zu einer Generalbeichte gezwungen werden, ging Kanolles in sich und grübelte über folgende Fragen nach: Was ihm Nanon gethan, daß er sie verlassen? Was ihm Frau von Kambes angethan habe, daß er ihr nachgefolgt sei? Was den kleinen Kavalier aus dem goldenen Kalbe eigentlich so liebenswürdig und deshalb seinen Besitz so wünschenswerth mache? Worinne die Ursache zu dem Triumfe liege, den Frau von Kambes über Nanon in so glänzender Weise davon getragen habe? Ob es darinne liege, daß blonde Haare über schwarze ein solches Uebergewicht hätten, daß man um ihretwillen treubrüchig und undankbar gegen eine Geliebte und zum Verräther an seinem König werde? Ob in dem Eintausch eines blonden gegen einen schwarzen Zopf die ganze Errungenschaft liege? Und Kanolles — o über die menschliche Schwachheit! machte diese Betrachtungen in vollem Ernste, doch ohne daß es ihm mit der Ueberzeugung glüken wollte.

Das menschliche Herz ist solcher und ähnlicher Räthsel voll, die das Glük der Liebenden ausmachen und den Filosofen ihr ABC verrüken.

Dies Alles behinderte Kanolles jedoch nicht, mit sich selbst scharf in's Gericht zu gehen und ob seines Thuns und Lassens zu zürnen.

»Ich werde der Strafe nicht entgehen,« sagte er zu sich in dem Gedanken, daß durch Strafe der Fehl gesühnt werde, »und das ist ganz in der Ordnung! Ich werde dorten vermuthlich einen recht groben und brutalen Kommandanten antreffen, der mir, kraft seiner Würde als Oberkerkermeister eine Ordre des Herrn von Mazarin vorlesen und mich sodann in ein Kellerloch, vielleicht fünfzehn Fuß unter der Erde anweisen wird, mit den Ratten und Kröten in schönster Gesellschaft, während ich in einem Himmel auf Erden hätte leben können, in den Armen einer Frau, die mich liebte und die auch ich geliebt habe und die ich, bei meiner Treu! vielleicht noch liebe.

Hole Dich der T....., Du kleiner verhexter Vikomte! Warum mußte sich hinter ihm eine so charmante Vikomtesse versteken?

Ja, aber gibt es denn in der ganzen, weiten Welt eine Vikomtesse, die so viel werth ist, als mich jene zu stehen kommt?

Der grobe Kommandant und das schlechte Kellerloch ist aber noch lange nicht das Schlimmste bei der Geschichte; denn wenn man mich wirklich für einen Verräther hält, wird man nicht auf halbem Wege stehen bleiben; man wird Untersuchungen anstellen über meinen Aufenthalt und mein Verfahren zu Chantilli, das ich nie abzubüßen im Stande sein würde, wenn es nur einträglicher für mich gewesen wäre; was aber hat es mir denn Alles in Allem eingetragen? Drei Küsse auf eine Hand! Ich Narr, ich Thor, der ich die Macht hatte, diese Macht zu mißbrauchen, habe sie nicht einmal gebraucht! Armseliger Kopf, wie Herr von Mazarin bemerkte, zum Verräther bist Du worden, aber Dich für Deinen Verrath bezahlt zu machen, daran hast Du

nicht gedacht! Wer wird mir ihn nunmehr bezahlen?«

Kanolles zukte die Achseln und beantwortete damit die Frage seines eigenen, geheimen Gedankens.

Der Mann mit den runden Augen, der ihm gegenübersaß, so hellsüchtig er auch war, konnte diese Pantomime gar nicht begreifen und gukte ihn verwundert an.

»Wenn man mich verhören wird,« fuhr Kanölles in seinem Selbstgespräche fort, »werde ich keine Antwort geben; denn was soll ich antworten? Daß ich den Herrn von Mazarin nicht absonderlich liebe? Dann hätte ich ihm auch nicht dienen sollen. Daß ich die Frau von Kambes liebte? das wäre ein Rechtfertigungsgrund, der schön für eine Königin und einen ersten Minister paßt! Ich werde also lieber gar nicht antworten. Allein die Herren Richter sind sehr empfindliche Personen, wenn sie fragen, dann wollen sie auch berichtet sein. Es gibt in den Gefängnissen in der Provinz garstige Winkel; man wird mir meine schönen Glieder, auf

die ich immer so stolz war, verrenken, zerbrechen und mich dann verstümmelt zu meinen Ratten und Kröten zurükschiken. Verstümmelt werde ich dann für mein ganzes Leben sein, wie der Prinz von Konti, und das ist und bleibt häßlich, selbst für den Fall, daß mich Ihre Majestät wieder zu Gnaden annähme, was sie übrigens wohl bleiben lassen möchte.«

Außer dem groben Kommandanten, den Ratten und Kröten, außer jenen garstigen Winkeln, gab es aber noch gewisse Stellen, wo man Aufrührer um einen Kopf kürzer machte; gewisse Galgen, wo man Verräther baumeln ließ; gewisse Pläze, wo Deserteure erschossen wurden; doch dies Alles war, und das begreift sich sehr wohl, für einen schönen Menschen wie Kanolles Nichts in Vergleich zu ungelenken und verrenkten Gliedern.

Er entschloß sich also ein Herz zu fassen und seinen Reisegefährten darüber auszuforschen.

Die runden Augen, die Habichtsnase und die verzwikte Miene desselben waren übrigens wenig ge-

eignet unserem Gefangenen zum Beginn des Zwiegesprächs Muth einzuflößen. Wie es indessen wohl kein menschliches Wesen gibt, so unleidlich es auch im Allgemeinen erscheinen mag, das nicht einzelne Augenblike hat, wo es sich minder abstoßend zeigt, so benuzte auch Kanolles einen Moment, in welchem über das Gesicht des gemeinen Schergen, der ihn so vortrefflich hütete, eine Grimasse glitt, die einem Lächeln nicht unähnlich sah.

»Mein Herr? . . .« begann Kanolles.

»Mein Herr?« antwortete sein Begleiter.

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie in Ihrem Nachdenken stören sollte.«

»Es bedarf keiner Entschuldigung, mein Herr, denn ich denke nie nach.«

»Poztausend, mein Herr, da sind Sie mit einer kostbaren Eigenschaft begabt!«

»Ich beklage mich auch darüber gar nicht.«

»Wahrhaftig, Sie sind besser daran als ich; denn ich habe Grund, mich sehr zu beklagen.«

»Worüber mein Herr?«

»Darüber, daß man mich so mir nichts dir nichts fortschleppt, in einem Augenblik, wo ich es am allerwenigsten vermuthet hätte, um mich, Gott weiß wohin zu führen.«

»Das wissen Sie ja, mein Herr; denn man hat es Ihnen mitgetheilt.«

»Sehr richtig. Nicht wahr, wir gehen nach der Insel Saint-George?«

»So ist es.«

»Glauben Sie, daß ich dort lange Zeit bleiben werde?«

»Das, mein Herr, kann ich Ihnen nicht sagen; allein nach der Art, in der Sie mir anempfohlen sind, sollte ich es wohl meinen.«

»So, so! Auf der Insel Saint-George ist wohl ein böser Aufenthalt?«

»Kennen Sie denn die Festung nicht?«

»Im Innern nicht; denn ich bin noch niemals darin gewesen.«

»Es ist eben nicht schön, mein Herr; mit Ausnahme der Wohnung des Gouverneurs, welche man

so eben ganz neu hergestellt hat und die sehr angenehm ist, scheint der übrige Aufenthalt ziemlich einförmig und traurig zu sein.«

»Meinen Sie, daß man mich ins Verhör nehmen wird?«

»Das pflegt so zu geschehen.«

»Und wenn ich nun nicht antworte?«

»Wenn Sie nicht antworten?«

»Nun ja.«

»Zum Teufel! für solche Fälle, das müssen Sie doch wissen, ist die Tortur da.«

»Die gewöhnliche?«

»Die gewöhnliche, oder die außerordentliche, je nach der Anklage . . . Weswegen sind Sie, mein Herr, angeklagt?«

»Ich muß,« versezte Kanolles, »leider befürchten, des Hochverraths beschuldigt zu werden.«

»Ah, ah! dann werden Sie die außerordentliche Tortur zu erleiden haben . . . Zehn Kannen . . .«

»Wie, zehn Kannen?«

»Ja.«

»Das verstehe ich nicht?«

»Ich will damit sagen, daß Sie die zehn Kannen hinterschlucken müssen.«

»So spielt also auf der Insel Saint-George das Wasser dabei die Hauptrolle?«

»Das soll wohl sein, Herr! und zwar wegen der Garonne, die . . .«

»Ganz recht; man hat die Gelegenheit bei der Hand. Wie viel Eimer halten die zehn Kannen?«

»Drei bis drei und einen halben Eimer.«

»Da werd' ich tüchtig anschwellen!«

»Ein wenig wohl. Wenn Sie aber die Vorsicht gebrauchen, sich vom Kerkermeister kommen zu lassen . . .«

»Ei, was denn?«

»Er wird sich schon behandeln lassen.«

»Bitte, theilen Sie mir es mit, worinne der Dienst besteht, welchen der Kerkermeister mir leisten kann?«

»Er kann Ihnen Oel zu trinken geben.«

»Ist Oel ein probates Mittel?«

»Ein ganz vortreffliches! Herr.«

»Glauben Sie?«

»Ich rede aus Erfahrung; ich habe getrunken . . .«

»Sie haben getrunken? . . .«

»Pardon, wollte sagen, ich hab' es gesehen.*) Die Gewohnheit, gaskonisch zu sprechen, läßt mich manchmal das B wie ein V und umgekehrt aussprechen.«

»Sie sagten also,« äußerte Kanolles, der sich troz des bitteren Ernstes der Unterhaltung eines flüchtigen Lächelns nicht zu erwehren vermochte, »Sie sagten also, daß Sie gesehen hätten, wie . . .«

---

*) Getrunken heißt im Französischen: Bu, und gesehen: Vu. Darauf bezieht sich die Ausrede von Kanolles zweideutigem Begleiter, der damit sein eigenes Erlebniß, das er unvorsichtigerweise zu verrathen im Begriffe stand, schnell wieder zu bemänteln suchte. Im Deutschen läßt sich das dem Wortlaut nach nicht wiedergeben.

Anm. d. Uebers.

»Ja, mein Herr, wie ein Mann die zehn Kannen mit einer außerordentlichen Leichtigkeit hintertrank; das hatte er dem Oel zu verdanken, das die Wege bestens verbreitet hatte. Freilich schwoll er auf, wie das so gewöhnlich ist, allein mit Hilfe eines leidlichen Feuers vertrieb er sich die Geschwulst, ohne einen großen Knaks davon zu tragen. Und dies ist eine Hauptsache oder der zweite wesentliche Theil der Operazion. Prägen Sie sich darum die zwei Worte in's Gedächtniß ein. Heiß machen ohne zu verbrennen.«

»Jezt verstehe ich,« bemerkte Kanolles. »Der Herr war vielleicht selbst ein Henkermeister?«

»O nein, mein Herr,« erwiederte der Angeredete nicht ohne eine gewisse Bescheidenheit.

»Ein Gehilfe vielleicht?«

»Auch das nicht, bloß ein Liebhaber davon.«

»Ah! ah! Wie heißt der Herr?«

»Barrabas.«

»Das ist ein schöner Name und ein alter Name, der in der heiligen Schrift sehr vortheilhaft bekannt ist.«

»In der Leidensgeschichte, mein Herr.«

»So wollte ich eigentlich auch sagen: aus Gewohnheit nur pflege ich mich der andern Benennung zu bedienen.«

»Der Herr zieht den Namen »Heilige Schrift« vor, der Herr ist also Hugenot?«

»Allerdings, aber ein sehr unwissender. Sicherlich glauben Sie es nicht, wenn ich Ihnen versichere, daß ich kaum dreitausend Verse aus den Psalmen auswendig weiß.«

»Das ist in der That sehr wenig.«

»Ich hielt es mehr mit der Musik . . . Uebrigens ist in meiner Familie viel gehangen und verbrannt worden!«

»Meinerseits wünsche ich, daß dem Herrn nicht ein gleiches Loos beschieden ist.«

»Ach nein, man ist heut zu Tage um Vieles toleranter; man wird mich mit Wasser ersäufen, voilà tout!«

Barrabas fing an zu lachen!

Kanolles Herz hüpfte vor Freude auf; denn er hatte seinen Wächter gewonnen und er hoffte, daß wenn dieser sein einstweiliger Kerkermeister ihm für alle Folgezeit verliebe, er die beste Aussicht habe, durch ihn Oel zu erhalten.

Deshalb beschloß er, den Faden der Unterredung wieder aufzunehmen, wo er ihn hatte fallen lassen.

»Herr Barrabas,« hob er von Neuem an, »sind wir bestimmt, bald von einander getrennt zu werden, oder werde ich die Ehre haben, Ihrer Gesellschaft auch hinführo theilhaftig zu bleiben?«

»Sobald wir auf der Insel Saint-George angekommen sind, werde ich Sie zu meinem Bedauern verlassen, und zu unserer Kompagnie zurükkehren müssen.«

»Sie sind also Mitglied einer Häscher-Kompagnie?«

»Nein, mein Herr, sondern einer Kompagnie Soldaten.«

»Die vom Minister geworben ist?«

»Nein, mein Herr, sondern vom Kapitän Kauvignak, denselben, der die Ehre gehabt hat, Sie zu arretiren.«

»Aber Sie dienen doch dem König?«

»Ich glaube, ja, mein Herr.«

»Was Teufel sagen Sie da? wissen Sie denn das nicht gewiß?«

»Es gibt in der Welt nichts, was man ganz gewiß wissen kann?«

»Wenn Sie einen Zweifel haben, sollten Sie, um sich zu überzeugen, Etwas thun.«

»Und das wäre?«

»Mich loslassen.«

»Das ist nicht möglich, mein Herr.«

»Ich würde Sie für diese Gefälligkeit sehr anständig bezahlen.«

»Womit?«

»Ei, mit Geld.«

»Der Herr hat ja gar kein's.«

»Wie! ich hätte kein's!«

»Nein.«

Kanolles störte in allen seinen Taschen herum.

»Wahrlich,« rief er, »meine Börse ist verschwunden; wer hat mir meine Börse entwandt?«

»Ich, mein Herr,« antwortete Barrabas mit einem ehrerbietigen Kompliment.

»Warum haben Sie das gethan?«

»Damit der Herr mich nicht bestechen kann.«

Kanolles blikte den saubern Patron mit Staunen und Verwunderung an, erwiederte jedoch nichts, da des Mannes Argument ihm zu einer Erwiederung nicht geeignet erschien.

Die natürliche Folge war, daß unsere Reisenden in das anfängliche Schweigen zurükfielen und die Fahrt jenen trübseligen Anstrich wieder annahm, den sie von vornherein gehabt hatte.

19.

Als das Gefährte in dem, der Insel Saint-George am nächsten gelegenen Dorfe ankam, begann eben der Tag zu grauen. Da Kanolles fühlte,

daß der Wagen stille hielt, stekte er seinen Kopf durch das Gukfenster; eine Oeffnung, die für freie Leute eben groß genug war, um Luft zu schöpfen, und äußerst bequem, um einen Gefangenen am Bändel zu halten.

Er betrachtete das niedliche, kleine Dorf, das etwa hundert Häuser zählte, die am Abhange eines Hügels, um eine Kirche herum und von einem Schloß beherrscht, malerisch gruppirt da lagen. Ein leichter Morgennebel umflorte sie, während die jungen Strahlen der heraufbrechenden Sonne schon die Giebel besäumten und die Nebelgestalten gleich flüchtigen Schatten zertheilten.

In diesem Augenblik fuhr die Kutsche eine Anhöhe heran und der Kutscher war von seinem Siz herabgestiegen, um neben dem Wagen herzugehen.

»Guter Freund,« hob Kanolles an, »seid Ihr aus dieser Gegend hier?«

»Ja, mein Herr, ich bin aus Libourne.«

»In diesem Falle müßt Ihr wohl dieses Dorf kennen. Wem gehört dieses stattliche Schloß und diese allerliebsten Hütten?«

»Dieses Schloß, mein Herr,« antwortete der Bauer, »ist die Herrschaft Kambes, zu der auch das ganze Dorf gehört.«

Kanolles zitterte durch alle Glieder; Röthe und Blässe wechselten auf seinem Gesichte ab.

»Haben Sie sich, mein Herr,« ließ Barrabas verlauten, dessen rundem Auge nichts entgehen mochte, »vielleicht an dem Guckfenster verlezt.«

»O nein . . . Ich danke.«

Darauf fuhr Kanolles den Bauersmann auszufragen weiter fort:

»Wer ist der Eigenthümer von diesen Besizungen?«

»Die Frau von Kambes.«

»Eine junge Wittwe?«

»Und sehr schön und sehr reich!«

»Und deshalb wohl auch sehr gesucht.«

»Ohne Zweifel; bei einer schönen Frau mit einer so schönen Mitgift, da fehlen Freier wohl selten.«

»Steht sie in gutem Ruf?«

»O ja, nur hat sie sich dem Herrn Prinzen ganz und gar ergeben.«

»Ich glaube davon gehört zu haben.«

»S' ist ein wahrer kleiner Teufel von einem Weib, mein Herr!«

»Ach, ein Engel ist es,« murmelte Kanolles vor sich hin, der jedesmal, wenn er an Klara dachte, ihrer voll Entzüken und Verehrung gedachte. »Ein Engel ist's!«

»Wohnt sie wohl manchmal hier?« fuhr er darauf laut fort.

»Jezt, nur selten, mein Herr; aber sie hat lange Zeit hier gewohnt. Ihr Mann hat sie hier zurükgelassen. So lange sie hier war, da war sie die Wohlthäterin der ganzen Gegend. Jezt soll sie, wie die Leute sagen, bei dem Herrn Prinzen sein.«

Damit hatte der Wagen die Anhöhe erstiegen und es galt wieder bergab zu fahren. Der Führer deutete nach seinem Siz hin, als ob er um die Erlaubniß bäte, ihn wieder einnehmen zu dürfen. Kanolles, in der Befürchtung, sich verdächtig zu machen, wenn er das Gespräch länger fortseze, fuhr mit seinem Kopf in den Rumpelkasten zurük und so rasselte derselbe alsbald wieder so schnell dahin, als es bei dem hökerigen Wege möglich war.

Nach Verlauf einer Viertelstunde, binnen welcher Kanolles, von Barrabas scharf bewacht, in düsteres Nachdenken versunken dasaß, machte der Wagen Halt.

»Halten wir hier an, um zu frühstüken?« frug Kanolles.

»Nein, mein Herr, wir halten hier ganz an. Wir sind an unserem Ziele. Dort liegt die Insel Saint-George. Wir brauchen nur noch überzusezen.«

»Wahrhaftig,« murrte Kanolles vor sich hin. »Wie nah' und doch wie weit!«

»Mein Herr,« bemerkte Barrabas, »man kommt auf uns zu. Machen Sie sich gefälligst zum Aussteigen fertig.«

Der zweite Hüter Kanolles, der beim Kutscher auf dem Boke gesessen hatte, sprang vom Wagen herab und öffnete den Schlag, der verschlossen gewesen war und wozu er den Schlüssel hatte.

Kanolles wendete seine Augen von dem kleinen weißen Schlosse, das er nicht aus dem Gesicht gelassen hatte, ab, nach der Festung zu, die sein Aufenthaltsort werden sollte. Er bemerkte auf den ersten Blik an dem gegenüberliegenden Ufer des ziemlich reißenden Flußarms eine Fähre und neben derselben einen Posten von acht Mann mit einem Sergeanten.

Unmittelbar hinter dem Wachposten thürmten sich die Festungswerke empor.

»Schön, schön,« versezte Kanolles, »man wartet auf mich und es scheinen Vorsichtsmaßregeln getroffen . . . Ob das wohl meine neuen Wächter sind?« frug er den Barrabas ganz laut.

»Ich würde Ihnen gerne antworten,« erwiederte Barrabas, »aber wahrlich ich weiß es nicht.«

Nachdem Barrabas ein Signal gegeben hatte, das von dem Wachposten am Thore der Festung wiederholt worden war, stiegen die acht Soldaten mit ihrem Sergeanten in die Fähre, sezten über die Garonne und traten in demselben Augenblik an's Land, wo Kanolles vom Tritte des Wagens herabsprang.

Sobald der Sergeant des Offiziers ansichtig worden war, trat er auf ihn zu und salutirte mit militärischem Anstand.

»Sind das der Herr Baron von Kanolles, Kapitän im Regiment Navailles, mit dem ich zu sprechen die Ehre habe?« frug er.

»Der bin ich,« erwiederte Kanolles, erstaunt über des Mannes Höflichkeit.

Der Sergeant kehrte sich nach seiner Mannschaft um, kommandirte militärische Honeurs und deutete hierauf mit seiner Pike nach dem Fahrzeug hin, um

Kanolles zum Einsteigen einzuladen. Kanolles nahm darinne zwischen seinen zwei Begleitern Plaz, worauf der Sergeant mit seinen acht Mann ebenfalls einstieg. Der Kahn stieß alsbald vom Lande ab, während Kanolles einen lezten Blik nach Schloß Kambes warf, das hinter einem Hügel entschwand.

Fast die ganze Insel war mit Erdwällen, Böschungen, Gräben und Bastionen bedekt; ein kleines Fort, das ziemlich gut im Stande schien, beherrschte alle Werke. Der Eintritt geschah durch ein gewölbtes Thor von Mauersteinen, vor welchem eine Schildwacht auf und ab marschirte.

»Wer da?« rief sie an.

Die kleine Truppe machte Halt, nahm Stellung, während der Sergeant zu der Schildwacht trat und ihr einige Worte in's Ohr sagte.

»In's Gewehr heraus!« schrie darauf der Mann.

Alsbald stürzten einige zwanzig Mann, aus denen der Wachtposten bestand, aus einem Wachtlokale

heraus und stellten sich vor dem Thore in Reih' und Glied auf.

»Kommen Sie, mein Herr,« sprach der Sergeant zu Kanolles.

Der Tambour schlug Wirbel.

»Was in aller Welt mag das nur zu bedeuten haben?« frug sich der junge Mann.

Er schritt nun auf das Thor der Festung zu, ohne zu begreifen, was sich um ihn herum zutrug; denn alle Vorbereitungen schienen weit mehr auf militärische Ehrenbezeugungen hinzudeuten, als auf Vorsichtsmaßregeln, wie man sie bei einem Gefangenen zu nehmen pflegt.

Das war aber noch nicht Alles. Kanolles hatte es nämlich in dem Augenblik, als er aus dem Wagen stieg, nicht bemerkt, daß sich in dem Gouverneurhaus ein Fenster geöffnet und ein Offizier aufmerksam die Ueberfahrt des Fahrzeugs und den Empfang, welchen man dem Gefangenen sammt seinen zwei Begleitern bereitet, beobachtet hatte.

Nachdem dieser Offizier gesehen, daß Kanolles seinen Fuß an's Inselland gesezt hatte, kam er eilends herab und ihm entgegen.

»Ah, ah!« sprach Kanolles, als er ihn endlich ansichtig ward, »gewiß ist das der Kommandant des Plazes, der sich den neuen Gast besehen will.«

»Es scheint,« bemerkte Barrabas, »als ob Sie, mein Herr, nicht lange zu schmachten brauchen, wie gewisse Personen, die man oft acht Tage lang in einem Vorhof eingesperrt warten läßt; Sie werden vermuthlich auf der Stelle in's Register eingetragen.«

»Das ist um so besser!« erwiederte Kanolles.

Während dem war der Offizier herangekommen. Kanolles nahm eine, eines verfolgten Mannes würdige abgemessene Stellung an.

In einer Entfernung von etwa zwei Schritt blieb der Offizier vor Kanolles stehen, nahm seinen Hut in die Hand und richtete folgende Frage an ihn:

»Habe ich die Ehre, den Herrn Baron von Kanolles vor mir zu sehen?«

»Mein Herr,« entgegnete der Gefangene, »ich bin wegen Ihrer höflichen Begegnung wahrhaft überrascht. Ja, ich bin der Baron von Kanolles. Jezt ersuche ich Sie mich mit der Rüksicht zu behandeln, die Offizier gegen Offizier sich gegenseitig schuldig sind und mich so gut, als Sie es vermögen, einzulogiren.«

»Die Wohnung, mein Herr,« versezte der Offizier, »ist ganz besonderer Art; allein um Ihren Wünschen im Voraus zu begegnen, hat man so viel als möglich Verbesserungen darin angebracht.«

»Und wem habe ich diese ungewöhnlichen Veranstaltungen zu verdanken?« frug Kanolles und konnte sich der Befangenheit noch gar nicht erwehren.

»Dem Könige, mein Herr, der Alles gut macht, was er machen läßt.

»Gewiß, mein Herr, gewiß. Gott wolle mich behüten, Seiner Majestät irgendwie zu nahe zu

treten, zumal in solcher Lage. Indessen möchte ich doch wünschen, einige nähere Mittheilungen zu empfangen.«

»Wie Sie es befehlen, mein Herr, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung. Zunächst muß ich mir aber erlauben, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Garnison Ihrer wartet, um Sie anzuerkennen.«

»Poztausend!« dachte Kanolles, »das sind ja ganz absonderliche Manövres, die man mit mir macht; die ganze Garnison wartet, um einen Gefangenen, den man in's Loch steken will, anzuerkennen!«

»Mein Herr,« sprach er laut, »ich unterstelle mich Ihren Befehlen und bin Ihnen zu folgen bereit, wohin es Ihnen mich zu führen beliebt.«

»Gestatten Sie mir,« bemerkte der Offizier, »vor Ihnen herzugehen, um Ihnen die Honneurs zu machen.«

Kanolles folgte ihm nun nach, überglüklich, daß er in die Hände eines so überaus artigen Mannes gefallen sei.

„Ich glaube," flüsterte ihm Barrabas in's Ohr, nachdem er sich ihm achtungsvoll genähert hatte, „daß Sie wegen der außerordentlichen Tortur nunmehr unbesorgt sein können; höchstens wird's vier Kaunen sezen."

„Um so besser," entgegnete Kanolles, „dann werde ich um die Hälfte weniger anschwellen."

Sie gingen dann nach dem innern Hof der Citadelle ab, und als Sie dort ankamen, fand Kanolles daselbst einen Theil der Garnison unter den Waffen stehend. Der Offizier, der ihn führte, zog seinen Säbel und salutirte ihn damit.

„Main Gott," dachte Kanolles, „was sind das für Faxen!"

Zu gleicher Zeit wirbelte ein Tambour unter einer nahegelegenen Wölbung. Kanolles drehte sich herum und sah wie eine zweite Kolonne Soldaten daraus hervormarschirt kam und hinter der ersten Abtheilung ebenfalls Stellung nahm.

Als dies zu Ende war, trat der Offizier auf Kanolles zu und überreichte ihm zwei Schlüssel.

„Was soll das?“ frug der Baron, „und was machen Sie eigentlich?“

„Wir kommen den Vorschriften unseres Dienstes nach.“

„Aber für wen halten Sie mich denn eigentlich?“ frug Kanolles, der sich nicht mehr vor Verlegenheit zu helfen wußte.

„Für den, der Sie wirklich sind; für den Herrn Baron von Kanolles.“

„Weiter . . .“

„Für den Gouverneur der Insel Saint-George.“

Kanolles wäre vor Ueberraschung beinahe in die Erde gesunken.

„Ich werde,“ bemerkte der Offizier weiter, „sogleich die Ehre haben, dem Herrn Gouverneur das Bestallungspatent, das ich diesen Morgen, zugleich mit einem Brief an mich, der mir das Eintreffen des Herrn für heute anzeigt, empfangen habe, zu überliefern.“

Kanolles sah auf Barrabas hin, dessen große, runde Augen ihn mit einer unbeschreiblichen Bestürzung anstarrten.

„Ich bin also Gouverneur der Insel Saint-George?“ frug Kanolles halblaut.

„Ja wohl, mein Herr,“ antwortete der Offizier, „und Seine Majestät hat uns durch die getroffene Wahl sehr glüklich gemacht.“

„Sie wissen es also bestimmt, daß hierbei kein Irrthum obwaltet?“ forschte Kanolles zum zweiten Male.

„Haben Sie die Güte, Herr Gouverneur, bat der Offizier, „mir in das Kommandanturhaus zu folgen, allwo Sie die eingegangenen Urkunden vorfinden werden.“

Kanolles, ganz verduzt über das Ereigniß, das so himmelweit von den Erwartungen verschieden war, mit welchen er sich der Insel genähert hatte, folgte dem Offizier, der ihm den Weg zeigte, mitten durch Tamboure, die von Neuem zu schlagen begannen; durch Soldatenreihen, die ihre Gewehre präsentirten,

mitten durch die übrigen Bewohner der Festung, die sich indessen versammelt hatten und die Lüfte mit ihrem Willkommen füllten, doch sprach Kanolles kein Wort; verlegen und zitternd grüßte er nach rechts und links, sah dabei aber immer mit unruhigem Auge den Barrabas an. Nachdem er endlich in ein sehr elegantes Zimmer eingetreten war, aus dessen Fenstern er das Schloß Kambes bemerken konnte, las er seine Ernennungsurkunde durch. Sie war in der besten Form abgefaßt, von der Königin unterschrieben und von dem Herzog von Epernon kontrasignirt.

Bei diesem Anblik versagten ihm seine Füsse den Dienst, halb ohnmächtig sank er in einen Lehnstuhl hin.

Nach allen diesen Runden, Ehrensalven und all' den übrigen lärmenden Honneurs, wie sie beim Militär üblich sind, und nachdem sich Kanolles von seinem anfänglichen Erstaunen und seiner Bestürzung in Etwas erholt hatte, wünschte er natürlicherweise vor Allem zu erfahren, wie es gekommen sei, daß

die Königin ihm diesen Posten anvertraut habe. Er hatte einige Zeit sinnend in dem Lehnstuhl gesessen, seine Augen auf dem Boden geheftet. Als er sie wieder aufschlug, sah er Herrn Barrabas, nicht weniger verblüfft als er es selbst war, vor sich stehen. Aus dem Exschergen war ein unterthäniger Diener geworden.

„Da sind Sie ja, Barrabas.“ redete er ihn an.

„Zu Befehl, mein Herr Gouverneur.“

„Können Sie mir irgend einen Aufschluß über das geben, was vorgegangen ist? mir kommt's immer noch wie ein nüchtiger Traum vor!“

„Als ich Ihnen von der Beschaffenheit der außerordentlichen Tortur erzählte, nämlich von den acht Kannen, glaubte ich, bei meiner Treu! Ihre Geschichte in schöne Worte einkleiden zu müssen.“

„Waren Sie denn damals der Ansicht, daß ...?“

„Daß ich Sie, mein Herr, hierher führte, um gerädert zu werden.“

»Schweigen wir davon,« versezte Kanolles, unwillkürlich zusammenschaudernd. »Haben Sie denn jezt eine Meinung, wie das Alles zugegangen ist, was sich zugetragen hat?«

»Ja, mein Herr!«

»Theilen Sie mir sie doch mit.«

»Nach meiner Meinung, mein Herr, wird die Königin wohl eingesehen haben, wie so sehr schwierig die Mission war, mit der Sie beauftragt gewesen sind. Nachdem sich die erste Aufwallung des Zornes gelegt, wird sie bereut und eingesehen haben, wie Sie kein Mann sind, den man Alles nehmen darf. Die Gnade Ihrer Majestät wird Sie haben dafür entschädigen wollen, daß Sie Ihnen anfänglich eine zu harte Strafe diktirte.«

»Das ist nicht so thunlich,« bemerkte Kanolles.

»Glauben Sie?«

»Wenigstens ist es unwahrscheinlich.«

»Unwahrscheinlich?«

»Ja.«

»In solchem Falle, mein Herr Gouverneur, bleibt mir nichts übrig, als Ihnen meine allerunterthänigsten Glükwünsche darzubringen. Sie können auf der Insel Saint-George glüklich leben, wie ein König. Vortrefflicher Wein, Wildpret schafft die Ebene, Fische bringen bei jeder Fluth die Kähne von Bordeaux und die Weiber auf Saint-George herbei. Was braucht es mehr?«

»Ich danke für die guten Wünsche; nimm diese Verschreibung und laß Dir beim Kassenführer sechs Louisdor auszahlen. Ich würde sie Dir selbst geben, da Du mit mir klugerweise mein Geld genommen hast . . .«

Und habe ich nicht wohl daran gethan, mein Herr,« rief Barrabas aus; »denn wenn Sie mich bestochen hätten, würden Sie entflohen sein, und wenn Sie entflohen wären, würden Sie natürlich der hohen Stellung verlustig gegangen sein, zu der Sie jezt gelangt sind. Ich hätte mich darüber nie zufrieden geben können.«

»Das ist ein gründliches Raisonnement, Barrabas. Ich habe schon bemerkt, daß Du ein Logiker erster Sorte bist. Nimm indessen dieses Papier als einen Beweis Deiner Beredsamkeit. Wie Du vielleicht wissen wirst, stellten die Alten die Göttin der Beredsamkeit mit goldenen Ketten dar, die ihr aus den Lippen quollen.«

»Mein Herr,« sprach Barrabas, »darf ich es wagen, Ihnen zu bemerken, daß ich es für überflüssig halte, zu dem Zahlmeister zu gehen.«

»Wie? Du verweigerst mein Geschenk?« entgegnete Kanolles erstaunt.

»O nein, Gott behüte mich davor! Ich hege, dem Himmel sei Dank, keinen so übel angebrachten Hochmuth; allein ich bemerke eben, daß aus dem Kästchen, das da oben auf Ihrem Kamine steht, gewisse Schnuren heraushängen, die mir wie Schnuren von einer Geldbörse vorkommen.«

»Verstehst Du Dich denn so gut auf Geldbörsen, Herr Barrabas,« versezte Kanolles ganz erstaunt; denn über dem Kamin stand wirklich ein

Kästchen von altem Halbporzellain, das mit Silber ausgelegt und mit Malereien im Renaissanzegeschmak verziert war. Wir wollen gleich nachsehen, ob Deine Vermuthungen zutreffen.«

Kanolles machte den Dekel des Kästchens auf und fand wirklich eine Börse und in dieser Börse tausend Pistolen, zugleich mit einem Zettelchen, auf welchem folgende Worte geschrieben standen:

»Für die Privatkasse des Herrn Gouverneurs der Insel Saint-George.«

»Donnerwetter!« rief Kanolles aus und ward dabei ganz roth, »die Königin hat ja Alles ganz vortrefflich gemacht.«

Allerlei Gedanken schoßen ihm dabei in den Kopf; sollte die Königin vielleicht hinter einer Tapete die stattliche Figur des schönen Kapitäns beobachtet, sollte sie ihn vielleicht in Affekzion genommen haben, um einer zärtlichen Zuneigung willen; vielleicht, vielleicht . . . Man wollte sich erinnern, daß Kanolles ein Gaskogner war.

Unglüklicherweise war die Königin damals über den Frühling Ihres Daseins um einige zwanzig Jahre hinweg. Mochte man die Börse, da sie doch gewiß nicht vom Himmel herabgefallen war, hergekommen sein, woher sie immer wollte, genug, Kanolles nahm zehn Pistolen daraus, die er dem Barrabas zustellte, der unter wiederholten und tiefen Büklingen das Zimmer verließ.

20.

Nachdem Barrabas entlassen worden war, rief Kanolles den Offizier und bat, daß er ihn bei der Rundschau, die er in seinem neuen Gouvernement vornehmen wolle, begleiten möge.

Der Offizier stand sogleich zu Befehl. Im Vorsaal traf er eine Art Stab, der von den übrigen Hauptpersonen der Zitadelle gebildet wurde. Von ihnen begleitet und im Gespräch mit ihnen, ließ er sich alle Hilfsquellen des Plazes erklären, nahm die Bastionen, die Wälle, die Kasematten, die unterirdischen Gewölbe und die Vorrathsspeicher in Augen-

schein und kehrte endlich, nachdem er Alles untersucht, in seine Wohnung gegen eilf Uhr früh zurük. Seine Begleiter entfernten sich wieder und Kanolles blieb mit dem ersten Offizier, der ihn zuerst empfangen hatte, allein zurük.

»Nunmehr,« begann dieser und näherte sich ihm ganz geheimnißvoll, »bleibt dem Herrn Gouverneur nur noch ein einziges Zimmer und eine einzige Person zu besuchen übrig.«

»Wie so?« frug Kanolles.

»Das Zimmer dieser Person,« sprach der Offizier und zeigte mit dem Finger nach einer Thüre, die Kanolles wirklich noch nicht geöffnet hatte, »ist dort!«

»Dort?« wiederholte Kanolles fragend.

»Ja.«

»Und die Person auch?«

»Ja, auch.«

»Schön. Aber, bitte, erklären Sie sich etwas deutlicher darüber. Ich bin Tag und Nacht gereis't,

dadurch entsezlich ermüdet worden und mein Kopf ist sehr angegriffen.«

»Nun, mein Herr Gouverneur,« versezte der Offizier mit schüchterner Miene, »das Zimmer . . .«

»Der Person . . .« fiel ihm Kanolles in die Rede.

»Die Ihrer wartet, ist dort. Nicht wahr, jezt verstehen Sie, was ich meine?«

Kanolles gebehrdete sich, als ob er in einem Zauberland der Traumwelt sei.

»Ja, ja, sehr gut,« entgegnete er; »kann ich denn hineingehen?«

»Gewiß, gewiß, denn man erwartet Sie.«

»Vorwärts also!« kommandirte Kanolles, als ob er in's Feuer gehen sollte.

Und mit einem hochklopfenden Herzen, das seine Brust schier zu zersprengen schien, von Furcht und Hoffnung zugleich bestürmt, nahe daran, ganz närrisch zu werden, schritt Kanolles auf die Thüre zu, öffnete sie und erblikte hinter einer Tapete die lächelnde und vor Ungeduld funkelnde Nanon. Sie

schrie laut auf, als ob sie ihm Furcht einflößen wolle, eilte aber nichtsdestoweniger auf den Edelmann zu, indem sie ihm mit beiden Armen um den Hals fiel.

Kanolles blieb wie versteinert stehen, mit hängenden Armen und stummem Auge.

»Sie hier!« stotterte er.

»Ich, ja ich!« rief sie und verdoppelte ihr Lächeln und ihre Küsse.

Der Gedanke an das begangene Unrecht trat vor Kanolles Seele. Indem er mit einem Male die neue Wohlthat seiner treuen Freundin errieth, war ihm, als solle er unter der Last der Gewissensbisse und seiner Verpflichtungen erliegen.

»Ah!« sprach er, »Sie sind es also, die mich errettet hat, während ich mich wie ein Unsinniger in's Verderben stürzte; Sie wachten über mich; Sie waren mein Schuzengel.«

»Nennen Sie mich nicht Engel; denn ich bin ein Teufelchen,« erwiederte Nanon; »ich erscheine nur in guten Augenbliken, und das wenigstens müssen Sie mir zugestehen.«

»Sie haben Recht, theure Freundin; denn wahrlich! ich glaube, daß Sie mich vom Schaffot errettet haben.«

»Ich denke es auch. Aber, aber, Baron! wie ist es in aller Welt nur zugegangen, daß Sie, der Sie so klug und verständig sind, sich von diesen Narrinnen, den Prinzessinnen konnten berüken lassen?«

Kanolles ward feuerroth. Nanon schien es jedoch nicht bemerken zu wollen.

Wahrhaftig,« versezte er, »das weiß ich selbst nicht; ich bin mir selbst ein Räthsel.«

»Ja, ja, das sind gewürfelte Dämchen, diese Prinzessinnen. Ha! Ihr Männer wollt diesen Weibern den Krieg erklären! Was hat man mir nicht Alles erzählt! Zum Beispiel: Man habe Ihnen statt der Frau Prinzessin ein Ehrenfräulein, eine Kammerzofe, einen Perükenstok und Gott weiß was sonst gezeigt.«

Kanolles fühlte, wie Frost und Hize alle seine Glieder pakten.

»Ich habe die Prinzessin zu sehen geglaubt,« äußerte er, »ich kannte Sie ja nicht.«

»Wer war es denn?«

»Eine Hofdame, glaube ich.«

»Armer Kanolles, die Schuld liegt an dem Verräther, den Mazarin. Zum Teufel auch, wenn man Jemand mit einer so schwierigen Kommission beauftragt, so muß man ihm ein Porträt mitgeben. Wenn Sie ein Porträt von der Frau Prinzessin gehabt oder es wenigstens nur gesehen hätten, würden Sie sie ganz gewiß erkannt haben. Doch wir wollen davon abbrechen. Wissen Sie aber, daß dieser abscheuliche Mazarin, Sie unter den Vorwand des Hochverraths zu den Ratten und Kröten stecken wollte?«

»Ich habe das vermuthet.«

»Da habe ich aber gesagt: Wir wollen ihn zur Nanon stecken. Sagen Sie, hab' ich recht daran gethan?«

Obwohl Kanolles mit dem Andenken an die Vikomtesse erfüllt war, obwohl er das Bild der-

selben auf seinem Herzen trug, vermochte er solcher überschwenglichen Güte und der Seele, die aus den schönsten Augen sprach, nicht zu widerstehen. Er küßte Nanon auf die Stirn und führte die kleine, zarte Hand, die sie ihm darreichte, an seine Lippen.

»Und Sie sind hierher gekommen, um mich zu erwarten.«

»Ich habe Sie zu Paris aufgesucht, um Sie hieher zu führen. Ich hatte Ihr Ernennungspatent bei mir. Ihre Abwesenheit dauerte mir zu lange; Herr von Epernon konnte wenig helfen die Langeweile meines eintönigen Lebens zu verscheuchen. Ich hörte von Ihrem Unfall. Doch, bald hätte ich vergessen Ihnen mitzutheilen, daß Sie mein Bruder sind. Wissen Sie es schon . . .?«

»Beim Empfang Ihres Briefes habe ich es halb und halb gerathen.«

»Man hatte uns ohne Zweifel verrathen. Der Brief, den ich an Sie geschrieben hatte, war in schlechte Hände gefallen. Der Herzog kam hier wuthentbrannt an. Ich habe Sie für meinen Bruder

ausgegeben, mein armer Kanolles, und so sind wir jezt durch ein ganz legitimes Band geschüzt. Sie sind fast verheirathet, wie Sie sehen, mein armer Freund.«

Kanolles ließ sich von den Nezen dieses Weibes immer mehr umstriken. Nachdem er ihre weißen Händchen geküßt hatte, küßte er ihre schwarzen Augen ... Der Schatten der Frau von Kambes mußte sich flüchten. Verhüllt trat er in Kanolle's Seele zurük.

»Seit jener Zeit,« fuhr Nanon fort, »habe ich Alles vorausgesehen und vorausbedacht; ich habe Herrn von Epernon zu Ihrem Beschüzer, ja Ihnen zum Freund gemacht; ich habe den Zorn des Mazarin gebrochen. Endlich habe ich die Insel Saint-George als Zufluchtsstätte auserkoren; denn Sie wissen es ja, daß man mir überall zu Leibe will. Und in der ganzen weiten Welt gibt es Niemand, der mich ein wenig lieb hat, als eben Sie. So reden Sie doch, so sagen Sie mir doch, ob Sie mich ein Bischen lieb haben.

Und die verführerische Sirene schlang ihre Arme um Kanolle's Hals und versenkte ihre glühenden Blike in Kanolles Augen, als ob sie seine geheimsten Gedanken in den Tiefen seines Herzens suchen wollte.

Kanolles empfand in seinem Herzen, in dem Nanon zu lesen versuchte, daß es für eine solche Hingebung nicht unempfänglich bleiben könne. Ein geheimes Gefühl sagte ihm, daß aus Nanon's Handlungsweise mehr als Liebe, daß eine großmüthige Gesinnung daraus spreche; daß sie ihn nicht blos liebte, sondern ihm auch verzeihe.

Als Antwort auf Nanon's Frage nikte der junge Mann stumm zwar, aber beifällig mit dem Kopfe; denn mit seinen Lippen wagte er noch nicht es auszusprechen, obwohl im Grund seines Herzens alle seine Erinnerungen ihr zu Gunsten das Wort führten.

»Ich habe also die Insel Saint-George gewählt,« erzählte Nanon weiter, »um mein Geld, meine Edelsteine und meine Person in Sicherheit zu

bringen. Wer anders als ein Mann, der mich liebt, so überlegte ich mir, kann mein Leben vertheidigen? Wer anders als mein Herr und Gebieter meine Schäze hüten? Alles ruht in Ihrer Hand, lieber Freund, mein Leben und meine Habe! Wollen Sie das treulich bewachen? Wollen Sie mir ein treuer Freund und ein treuer Wächter sein?«

In demselben Augenblik ertönte im Hofe der Zitadelle eine Trompete und hallte in Kanolle's Innern wieder. Vor ihm stand die Liebe, beredter denn je; auf hundert Schritte vor ihm drohte der Krieg, der Krieg, der entflammt und zu gleicher Zeit trunken macht.

»Ja, ja, Nanon,« rief er aus, »Ihre Person und Ihre Güter sollen bei mir wohl aufgehoben sein, und ich werde, das schwöre ich Ihnen zu, mein Leben einsezen, um Sie von jeglicher Gefahr zu behüten.«

»Dank, tausend Dank,« erwiederte Nanon, mein edler Ritter, ich bin Ihres Muthes und Ihrer Aufopferung gleich sehr sicher. Aber ach!« sezte

sie liebkosend hinzu, »ich möchte auch Ihrer Liebe gewiß sein.«

»Das können Sie . . .« stammelte Kanolles in halbverständlichem Tone.

»Herrlich, herrlich,« sprach Nanon, »aber die Liebe bewährt sich nicht in Worten, sondern in Thaten; nach diesen, mein Herr, werde ich sie beurtheilen.«

Und indem sie ihre liebeheißen Arme noch einmal inniger denn zuvor um Kanolles Hals schlang, ließ sie ihren Kopf auf des jungen Mannes klopfende Brust fallen.

»Jezt muß er vor Allem vergessen . . .« sagte sie zu sich selbst, »und er wird es.«

21.

An jenem Tage, wo Kanolles unter den Augen der Frau Vikomtesse von Kambes arretirt worden war, war diese mit Pompejus abgereist, um zur Frau Prinzessin zu gelangen, die im Angesicht von Koutras stand.

Des ehrsamen Pompejus nächste Sorge war, daß er seiner Herrin auseinander zu sezen suchte, wie nur seiner entschlossenen Miene und seiner Kriegserfahrung es zuzumessen sei, daß sie Kauvignak's Bande so glüklich entgangen wären, ohne daß dieselbe weder ein Lösegeld gefordert, noch an der schönen Reisenden eine Gewaltthätigkeit verübt hätten. Obwohl ihm Frau von Kambes, die weniger leicht zu überzeugen war, als es Pompejus gehofft hatte, bemerklich machte, daß Kauvignak seit beinahe einer Stunde ganz verschwunden war, so eröffnete Pompejus dagegen, daß er während dieser Stunde sich in einem Gange verborgen, wo er mit Hilfe einer Leiter für die Vikomtesse eine sichere Flucht vorbereitet habe. Er hätte dabei freilich zwei frechen Soldaten, die den Besiz der Leiter ihm hätten streitig machen wollen, die Spize bieten müssen, was er aber, wie natürlich, mit jenem Heldenmuth gethan haben würde, der an ihm bekannt sei.

Diese Erzählung leitete Pompejus zu weiteren Betrachtungen, in denen er den Soldaten seiner

Zeit große Lobeserhebungen zollte; sie seien mild gegen den Feind gewesen, wie sie das auch bei der Belagerung von Montauban und in der Bataille bei Korbie bewiesen hätten, aber gut und freundlich gegen alle Landsleute; Eigenschaften, die, wie es den Anschein habe, den jezigen Soldaten ganz fremd worden seien.

Thatsache ist, daß Pompejus, ohne es zu vermuthen, einer entsezlichen Gefahr entgangen war, der Gefahr angeworben zu werden. Da er seiner Gewohnheit gemäß mit funkelnden Augen und durchaus militärischem Anstand umher zu marschiren pflegte, so hatte er Kanvignak's Auge auf sich gezogen; allein Dank den später eingetretenen Ereignissen, die des Banditenführers Ideengang verändert; Dank den zweihundert Pistolen, die er von der Nanon mit dem Auftrage empfangen, sich lediglich mit Kanolles zu beschäftigen; Dank endlich der filosofischen Erwägung, daß die Eifersucht die prächtigste unter allen Leidenschaften ist, die man ausbeuten muß; kurz die Aufmerksamkeit des saubern

Bruders war vom Pompejus abgezogen und von ihm beschlossen worden, die Frau von Kambes ruhig ihres Weges gegen Bordeaux ziehen zu lassen. In Nanon's Augen lag Bordeaux immer noch zu nahe, bei der Insel Saint-George, wo Kanolles weilte. Sie hätte die Vikomtesse lieber nach Peru oder Indien, oder gar nach Grönland gewünscht.

Uebrigens gedachte Nanon ihren Kanolles hinführo in den lieben Mauern festzuhalten und daß auch die vortrefflichen, für die Soldaten des Königs sehr unzugänglichen Werke von Bordeaux die Frau von Kambes gewissermassen in der Rebellionsstadt gefangen halten würden; was Wunder, daß sie von Wonnen und Freuden träumte, wie sie auf Erden nur die Kinder und die Verliebten zu kennen pflegen.

Wir haben bereits gesehen, wie sich dieser Traum zu verwirklichen begann und wie sich Kanolles und Nanon auf der Insel Saint-George wiederfanden.

Frau von Kambes sezte nur ihre Reise traurig und voller Besorgnisse fort; denn Pompejus war troz aller seiner Prahlhansereien wenig geeignet, ihr Beruhigung einzuflößen. Um so heftiger war daher auch der Schrek der Vikomtesse, als sie am Abend jenes Tages, an dem sie von Joulnai abgereist war, an einem Kreuzweg einen ansehnlichen Trupp Reiter herankommen sah.

Es waren dies jene Edelleute, die von dem mehrerwähnten Begräbniß des Herzogs von Larochefoukault zurükkehrten, das dem Herrn Prinzen von Marssilak, unter dem Vorwand, seinem Vater die lezte Ehre zu erweisen, als Gelegenheit gedient hatte, den ganzen Adel aus Frankreich und namentlich aus der Pikardie an sich zu ziehen, der den Herrn Herzog von Mazarin noch mehr verabscheute, als er den Prinzen und ihrer Sache ergeben war. Ein sonderbarer Umstand fiel der Frau von Kambes und noch mehr dem Pompejus auf, der nämlich, daß unter diesen Kavalieren die Einen ihre Arme in Binden trugen, Andere

neben dem Steigbügel in leinene Umschläge verwahrte Beine herabhängen ließen; noch Andere blutige Verbände um den Kopf hatten. Man mußte sie recht genau betrachten, um in diesen so schreklich zugerichteten Edelleuten jene hurtigen und schönen Jäger wiederzuerkennen, die der Hirschjagd im Park zu Chantilli beigewohnt hatten.

Die Furcht hat aber scharfe Augen und so erkannten Pompejus und die Vikomtesse von Kambes, troz aller blutigen Bändagen mehrere Gestalten ihrer Bekanntschaft heraus.

»Poztausend, Madame!« bemerkte Pompejus, »das Begräbniß muß bei sehr schlechten Wegen abgehalten worden sein. Die Herrn Edelleute müssen zum größten Theil mit den Pferden gestürzt sein; schauen Sie sie nur einmal an, wie sie zugerichtet sind.«

»Das ist eben der Gegenstand meiner Betrachtung,« antwortete Frau von Kambes.

»Es erinnert mich das an die Rükkehr von Korbie,« schallt Pompejus hochmuthsvoll ein; »jenes Mal

war ich freilich nicht unter der Zahl der Braven, die zurükkamen, vielmehr unter jenen, die man zurükbrachte.«

»Sind denn diese Herrn,« frug Klara von Kambes mit einer gewissen Unruhe, »für ein Unternehmen, das mit so traurigen Vorzeichen beginnt, nicht von Jemand angeführt worden? Hatten sie keinen Chef? Ist er vielleicht getödtet worden, weil man ihn nicht sehen kann? Sieh hin, Pompejus, ob Du ihn nicht entdeken kannst!«

»Nichts ist leichter, Madame,« erwiederte Pompejus und sezte sich stolz im Sattel auf, »als den Kommandanten unter den Leuten, die er kommandirt, zu erkennen. Bei der Schwadron pflegt der Kommandirende mit den ihn untergebenen Offizieren in Zentrum zu marschiren; im Treffen hält er hinter oder zur Seite seiner Truppen. Sehen Sie daher nach den von mir bezeichneten Stellen hin und urtheilen Sie darnach.«

»Ich sehe nichts, Pompejus; aber es dünkt mir, als ob sie uns nachkämen; sieh' doch einmal zurük.«

»Hum, hum! nein, gnädige Frau,« antwortete Pompejus hustend, aber ohne sich umzusehen, aus Angst wirklich Jemand zu erbliken. Nein, Niemand, doch halt! Sollte der Anführer nicht jener mit dem rothen Federbusch sein? . . . Doch nein . . . Aber jener mit dem vergoldeten Degen? . . . Nein . . . Jener Rothschimmel, gleicht er nicht dem des Herrn von Turenne? . . . Nein . . . Das ist fürwahr seltsam; doch ist keine Gefahr dabei und der Herr Kommandant dürfte sich wohl sehen lassen; das ist hier nicht wie bei Korbie . . .«

»Du irrst Dich, Meister Pompejus,« ließ sich hinter dem armen Reitknecht eine Stimme, die ihn beinahe aus dem Sattel brachte, scherzhaft vernehmen, »das ist schlimmer als bei Korbie.«

Die Vikomtesse wendete den Kopf um und bemerkte zwei Schritte von sich einen Kavalier von schmächtigem Wuchs und nachlässiger Haltung, der sie mit kleinen glänzenden und einliegenden Fuchsaugen betrachtete. Sein dikes, schwarzes Haar, seine gallichte

Blässe und eine kummervolle Stirn gaben ihm das Gepräge der größten Traurigkeit.

»Willkommen, Herr Prinz von Marsillak!« rief Klara ganz bewegt aus; »sein Sie mir schönstens willkommen, mein Herr.«

»Sagen Sie Herzog von Larochefoukauld, Madame; denn seit dem Tode meines Vaters, des Herzogs, spinne ich meinen Lebensfaden schlecht und recht unter diesen Namen ab.«

»Sie kehren zurük von ...?« frug Frau von Kambes zögernd.

»Wir kehren, meine gnädige Frau, geschlagen zurük,« erwiederte der Herzog.

»Geschlagen, gerechter Himmel! Sie!«

»Ich sage, daß wir geschlagen zurükkehren, Madame, weil ich von Natur kein Großsprecher bin und mir selbst die Wahrheit eben so wenig verhehle, als ich sie andern nicht vorzuenthalten pflege. Sonst würde ich behaupten können, daß wir als Sieger zurükkämen; allein wir sind, genau betrachtet, wirklich geschlagen worden, weil unser Absehen auf Saumur

gescheitert ist. Ich bin zu spät eingetroffen und wir haben diesen wichtigen Plaz, den Jarzé übergeben hat, verloren. In der Voraussezung, daß die Frau Prinzessin, wie es ihr versprochen worden ist, Bordeaux inne hat, wird sich der ganze Krieg fortan in Gujenne konzentriren.«

»Wenn aber, wie ich verstanden zu haben glaube,« forschte Klara weiter, »die Uebergabe von Saumur ohne Schwertstreich erfolgt ist, woher kommt es dann, daß diese Edelleute alle mit so vielen Wunden bedeckt sind?«

»Weil,« bemerkte Larochefoukauld mit einer Art Uebermuth, den er troz aller seiner Selbstbeherrschung nicht zu verbergen im Stande war, »wir auf einige königliche Truppen gestoßen sind.«

»Und mit diesen sind Sie handgemein worden?« frug Frau von Kambes lebhaft weiter.

»Mein Gott, ja! Madame.«

»So ist also,« sprach die Vikomtesse halblaut weiter, »das erste französische Blut durch Franzosen

vergossen worden, und Sie, Herr Herzog, sind es, der mit diesem Beispiel vorangegangen ist.«

»Ich bin es, Madame.«

»Sie, der Sie so ruhig, so kaltblütig und sonst so vorsichtig sind!«

»Wenn man gegen mich eine ungerechte Sache vertheidigt, kann ich wohl in Harnisch kommen, und auf diese Gefahr hin, manchmal die Besonnenheit aus den Augen verlieren.«

»Sie sind doch hoffentlich nicht verwundet?«

»Nein, ich bin diesmal glüklicher weggekommen, als in den Linien vor Paris. Schon damals dachte ich vom Bürgerkrieg genug davon getragen zu haben, um nicht mehr mit ihm in Konflikt zu kommen. Allein, ich habe mich gewaltig getäuscht. Was wollen Sie auch? Immer zimmert der Mensch Entwürfe zusammen, ohne seine Leidenschaft zu befragen, die doch der einzige und eigentlichste Baumeister seines Lebens ist; die seine Baupläne unaufhörlich anders gestaltet, wenn sie sie nicht ganz und gar über den Haufen wirft.«

Frau von Kambes lächelte, sie dachte an eine Aeußerung des Herrn Larochefoukauld zurük, der einstmals gesagt hatte, daß er um der schönen Augen der Frau von Longueville will Könige bekriegt haben und selbst die Götter zu bekämpfen nicht zaudern würde.

Diese lächelnde Miene entging dem Herzog nicht.

»Aber Sie, Madame,« fuhr er in seiner Rede fort, »wollen mir erlauben, Ihnen meine Huldigungen darzubringen; denn Sie sind wahrhaftig ein Musterbild von Kraft und Stärke.«

»Und warum das?«

»Sie fragen noch! So allein zu reisen mit einem einzigen Diener, wie eine Klorinde oder eine Bradamante! Ha, ich habe Ihre allerliebste Aufführung zu Chantilli wohl erfahren. Sie haben, wie man mir versichert hat, einem armen Teufel vom königlichen Offizier garstig mitgespielt . . . Nicht wahr, der Sieg war leicht?« fügte der Herzog hinzu, mit einem Lächeln und einem Blik, die bei ihm so viel bedeuten wollten.

»Ich verstehe Sie nicht, Herzog,« bedeutete ihm Klara von Kambes nicht ohne Verlegenheit.

»Ich nenne den Sieg leicht,« erläuterte derselbe weiter, »weil der arme Offizier nicht mit gleichen Waffen focht. Doch hat mich ein Umstand, nach der Erzählung, die mir von dem Hergang der Sache gemacht worden ist, Wunder genommen.«

Und dabei sah er die Vikomtesse mit seinen kleinen Augen groß an.

Der Frau von Kambes fehlte ein Mittel auf schikliche Weise zum Rükzug zu blasen. Sie bereitete sich folglich zu einer Vertheidigung vor, welche sie so hartnäkig als nur immer möglich zu machen beschloß.

»Reden Sie nur, Herr Herzog,« sagte sie, »welcher Umstand ist es, der Sie Wunder genommen hat?«

»Die außerordentliche Geschiklichkeit, meine verehrte Frau, ist es, mit der Sie diese komische Rolle gespielt haben; denn, wenn anders das wahr ist, was man mir erzählt hat, so hatte, glaube ich, der

Offizier Ihren Reitknecht und auch wohl sie selbst schon früher einmal gesehen.«

Diese leztere Bemerkung, obwohl sie mit dem größten Anstand, der einem Manne von Takt eigenthümlich ist, ausgesprochen worden war, verfehlten doch nicht auf Frau von Kambes einen tiefen Eindruk zu machen.

»Sie behaupten, mein Herr, daß er mich schon früher gesehen habe?«

»Mit Verlaub, meine gnädige Frau, nicht ich habe das gesagt, vielmehr jenes namenlose Individuum, das man mit dem Namen »Man« belegt hat und dessen Machtvollkommenheit die Könige eben so gut wie die lezten ihrer Unterthanen unterworfen sind.«

»Und wo hätte er mich denn gesehen?«

»Man sagt, daß dies auf dem Wege von Libourne nach Chantilli, in einem Dorfe, Joulnai mit Namen, geschehen sei, die Begegnung sei nur sehr kurz gewesen, indem der Edelmann vom Herzog von

Epernon dort die Ordre empfangen haben soll, unverzüglich nach Nantes abzureisen.«

»Aber, lieber Herzog, wie sollte es zugegangen sein, daß der Offizier, wenn er mich schon früher einmal gesehen hätte, mich nicht wieder erkannt haben sollte?«

»Ei, das famose »Man,« von dem ich Ihnen eben sagte und das auf Alles Rede steht, sagte, daß dies wohl möglich sei, sofern das Zusammentreffen vielleicht im Dunkeln stattgefunden habe.«

»Jezt, Herr Herzog,« versezte die Vikomtesse ungeduldig, »weiß ich in der That nicht, was Sie damit sagen wollen.«

»Nun,« entgegnete der Herzog mit verstellter Unbefangenheit, »es ist ja leicht möglich, daß ich falsch berichtet bin; was ist auch, genau genommen, ein Begegnen von einem Augenblik? Freilich, Madame,« sezte er verbindlich hinzu, »haben Sie eine Haltung und ein Gesichtchen, das wohl geeignet ist, selbst in einem flüchtigen Augenblik einen tiefen Eindruk zu machen.«

»Das würde ja aber ganz unmöglich gewesen sein,« versezte die Vikomtesse, »wenn, wie Sie selbst sagen, das Zusammentreffen in der Finsterniß stattgefunden hat . . .«

»Sehr richtig, Madame, Sie schlagen mich sehr geschikt aus dem Felde; ich sehe wohl ein, daß ich irre geführt bin, in so fern der junge Mann Sie vor jener Begegnung nicht bereits gesehen hatte; denn dann wäre das Abenteuer zu Joulnai nicht eigentlich ein Zusammentreffen zu nennen . . .«

»Und wie denn, Herzog?« fiel Klara ein. »Nehmen Sie Ihre Worte in Acht.«

»Ei wohl, Madame, das thue ich; unsere liebe französische Sprache ist so arm, daß ich vergebens nach einem Worte suche, das meinen Gedanken auszudrüken im Stande ist. Es wäre das . . . ein appuntamento, wie die Italiener sagen, oder eine assignation, um es in englischer Zunge wiederzugeben.«

»Wenn ich nicht irre, Herr Herzog,« antwortete Frau von Kambes, »so sind diese Worte auf gut französisch mit Rendez-vous zu übersezen.«

»Hm, hm!« versezte der Herzog, »was ich da in zwei fremden Sprachen für eine Dummheit gesagt habe und daß ich damit bei einer Person anstoße, die unglüklicherweise beide Sprachen versteht. Erlauben Sie mir, Madame, dabei die Bemerkung, daß das Englische und Italienische nicht minder arm als die französische Sprache sind.«

Klara drükte sich mit ihrer linken Hand an's Herz, um freier aufathmen zu können, denn der Athem wollte ihr vergehen; es kam ihr dabei etwas wieder in den Sinn, woran sie zeither immer gezweifelt hatte; daß der Herr von Larochefoukauld in Bezug auf sie, in seinen Wünschen und Gedanken, eine Untreue gegen Frau von Longueville begangen habe und daß ein Gefühl der Eifersucht ihn so sprechen lasse. Denn etwa zwei Jahre vorher hatte der Prinz von Marsillak ihr eben so eifrig den Hof gemacht, als es der verschlossene Karakter des Mannes erlaubte und sein ewig schwankendes und mißtrauendes Wesen, die ihn zum hartnäkigsten Feind machten, wo er nicht ganz Freund

war. Deshalb zog es die Vikomtesse vor, nicht offen mit einem Manne zu brechen, der sowohl über öffentliche Angelegenheiten, als auch über vertrauliche Beziehungen sich stets, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, zu äußern pflegte.

»Wissen Sie auch, Herr Herzog,« bemerkte Frau von Kambes, »daß Sie unter Umständen wie die unsrigen ein ganz kostbarer Mann sind und daß der Herr von Mazarin, so sehr er auch darauf erpicht ist, doch keine besser eingerichtete Polizei hat, als die Ihrige ist? . . .«

»Wenn ich so wenig wüßte, meine gnädigste Frau,« erwiederte der Herzog von Larochefoukauld, »so würde ich dem theuern Minister zu ähnlich sein und dann würde es keinen Grund geben gegen ihn Krieg zu machen. Uebrigens suche ich stets, mich so viel als möglich von allem Laufenden unterrichtet zu halten.«

»Selbst von den Geheimnissen Ihrer Verbündeten, sofern sie dergleichen haben?«

»Sie sagen da ein Wort, das sich sehr schlecht auslegen lassen würde, wenn man es verlangte: ein Frauengeheimniß. Jene Reise und jenes Begegnen waren also ein Geheimniß?«

»Verständigen wir uns, Herzog; denn Sie haben nur halb Recht. Das Begegnen war ein Zufall, die Reise ein Geheimniß, selbst ein Frauengeheimniß, weil die Reise wirklich nur mir und der Frau Prinzessin bekannt war.«

Der Herzog lächelte. Diese gute Vertheidigung stachelte seine Scharfsinnigkeit.

»Und von Lenet?« schalt er ein, »und von Richon und von der Frau von Tourville, ja sogar von einem gewissen Vikomte von Kambes, den ich gar nicht kenne und von dem ich bei dieser Gelegenheit zum allerersten Male gehört habe? . . . Freilich werden Sie mir einwenden, daß, da der leztere Ihr Bruder war, das Geheimniß nicht aus der Familie herausgekommen ist.«

Klara fing an zu lachen, um den Herzog nicht aufzuregen, dessen Stirn sich zu fälteln begann.

»Wissen Sie Etwas, Herzog?« frug sie.

»Nein, aber lassen Sie mich es wissen; und wenn es ein Geheimniß ist, so verspreche ich Ihnen eben so verschwiegen zu sein, als Sie selbst, und es nur meinem Generalstab mitzutheilen.«

»Gut, thun Sie das, mehr verlange ich nicht, obgleich ich in Gefahr komme, mir dadurch eine große Prinzessin zur Feindin zu machen, deren Haß herauszufordern nicht wohlgethan ist.«

Der Herzog erröthete unmerklich.

»Und das Geheimniß?« forschte er.

»Wissen Sie wohl, welchen Begleiter mir die Frau Prinzessin zu der Reise, die man mich allein hat unternehmen lassen, zugedacht hatte?«

»Nein!«

»Sie selbst, Herr Herzog.«

»Jezt erinnere ich mich, daß die Frau Prinzessin fragen ließ, ob ich Jemand zur Begleitung dienen wollte, der von Libourne nach Paris reise.«

»Und Sie verweigerten es?«

„Weil ich in Poitou durch unaufschiebliche Geschäfte zurükgehalten war.“

„Ja, ja; Sie hatten Botschaften von der Frau von Longueville abzuwarten.“

L'arochefoukauld sah die Vikomtesse mit sprechendem Auge an, als ob er ihr sein Herz ausschütten wolle, bevor der Klang dieser Worte verhallt wäre. Er näherte sich ihr und fragte:

„Machen Sie mir einen Vorwurf daraus?“

„Gott nein, Herr Herzog! Ihr Herz ist dabei so wohl aufgehoben, daß, statt der Vorwürfe, Sie vielmehr Glükwünsche zu erwarten berechtigt sind.“

„Ach!“ schalt der Herzog seufzend ein, „hätte es doch der Himmel gefügt, daß ich jene Reise mit Ihnen gemacht hätte!“

„Und warum?“

„Weil ich dann nicht nach Saumur gegangen sein würde,“ antwortete Larochefoukauld in einem Tone, der verrieth, daß er noch eine andere auf dem Herzen hatte, ohne daß er es wagte sie auszusprechen.

»Vermuthlich wird es Richon gewesen sein, der ihm Alles geplaudert hat,« dachte Klara.

»Uebrigens,« fuhr der Herzog fort, »will ich mich über mein persönliches Unglük nicht beklagen, weil es Veranlassung zu einem öffentlichen Glükfall gegeben hat.«

»Was wollen Sie damit sagen, Herr Herzog? Ihre Worte sind mir nicht klar.«

»Ich will damit sagen, Madame, daß wenn ich mit Ihnen gereist wäre, Sie nicht Gelegenheit gehabt haben würden, mit dem Offizier zusammenzutreffen, der, es ist daraus ersichtlich, wie der Himmel unsere Sache beschüzt, zufälligerweise derselbe gewesen ist, den Mazarin nach Chantilli gesendet hat.«

»Ach! Herr Herzog,« äußerte Frau von Kambes in einem schmerzlichen und durch die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit erschütterten Tone, »scherzen Sie über den unglüklichen Offizier nicht.«

»Und warum? Ist es denn eine geheiligte Person?«

»Allerdings; denn großes Unglük wird von edeln Herzen gleich heilig gehalten als die Hoheit des Glüks. Jener Offizier ist in diesem Augenblik vielleicht todt, mein Herr, und wird seinen Irrthum oder seine Ergebenheit mit seinem Leben bezahlt haben.«

»Ist er vielleicht vor lauter Liebe gestorben?« frug der Herzog.

»Scherz bei Seite, mein Herr; Sie wissen wohl, daß wenn ich mein Herz an Jemand verschenke, dies kein Mann ist, den man auf der Landstrasse findet. Ich versichere Ihnen, daß der Unglükliche am heutigen Tage auf Befehl des Herrn von Mazarin verhaftet worden ist.«

»Verhaftet!« wiederholte der Herzog; »und woher wissen Sie das? auch durch ein Ohngefähr?«

»Mein Gott! ja! Ich reiste durch Joulnai ... Ist Ihnen der Ort bekannt? ...«

»Ganz vortrefflich; ich habe dort einen Säbelhieb in die Schulter bekommen ... Sie reisten durch Joulnai und ... Nicht wahr, das ist das-

selbe Dorf, auf das in meiner Erzählung Bezug genommen ist? . . .«

»Lassen wir Ihre Geschichte bei Seite, Herr Herzog,« antwortete Klara erröthend. »Ich passirte also Joulnai, wie ich Ihnen bereits erzählt habe, wo ich einen Trupp bewaffneter Leute gesehen habe, die einen Mann festnahmen und von dannen führten. Dies war er.«

»Er, sagen Sie? Ei, ei, hüten Sie sich, Madame, Sie haben gesagt — Er!«

»Er, der Offizier! Mein Gott, Herzog, wie Sie doch peinlich sind! Unterlassen Sie Ihre Silbenstechereien und wenn Sie kein Bedauern mit dem Unglüklichen haben . . .«

»Bedauern, ich!« rief der Herzog aus. »Ha! Madame, habe ich meine Zeit dazu, um Bedauern zu haben, zumal mit Leuten, die ich gar nicht kenne . . .«

Frau von Kambes blikte ganz verstohlen das bleiche Gesicht des Herrn von Larochefoukauld und seine durch ein freudeloses Lächeln leicht

verzogenen Lippen an und schrak unwillkürlich zusammen.

»Madame,« begann der Herzog nach einem augenbliklichen Schweigen, »ich wünschte nur zu sehr die Ehre, Ihnen noch weiter zum Geleit zu dienen; allein Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Sie verlasse; denn ich muß nach Montrond eine Besazung werfen. Zwanzig Edelleute, glüklicher als ich, werden Ihnen als Schuzwacht bis dahin dienen, wo Sie die Frau Prinzessin einholen, der ich Sie die Versicherungen meiner Ehrerbietung darzulegen bitte.«

»Werden Sie nicht auch nach Bordeaux kommen?« frug Frau von Kambes.

»Nein, wenigstens für den Augenblik nicht. Ich gehe zu Turenne, um den Herrn von Bouillon zu treffen. Aus lauter Höflichkeit streiten wir, wem es zukommt in diesem Krieg Generalissimus zu sein; ich habe eine starke Partei für mich, aber trozdem will ich blos Vize-Kommandant sein.«

Bei diesen Worten begrüßte der Herzog die Vikomtesse äußerst verbindlich und schlug langsamen Schrittes den Weg ein, den der Trupp seiner Kavaliere verfolgte.

Klara sah ihm mit den Augen nach und sprach ganz leise vor sich hin:

»Ich rief sein Bedauern und sein Mitleid an und er sagte: Ich habe keine Zeit, um Mitleid zu haben.«

Sie bemerkte darauf, wie ein Theil der Ritter sich trennte und auf sie zugeeilt kam, während die übrigen in einen Wald hineinritten und dadurch ihrem Gesichtskreis entschwanden.

Hinter der Truppe zog träumend, mit auf dem Halse seines Pferdes herabhängenden Zügel jener Mann mit dem falschen Blik und den weißen Händen nach, der später an die Stirne seiner nachgelassenen Denkwürdigkeiten das nachstehende, einen Sittenrichter gewiß sehr befremdende Bekenntniß sezte:

»Ich glaube, daß man sich damit begnügen muß, Mitgefühl zu äußern, sich aber wohl zu hüten

hat, Mitgefühl selbst zu emfinden. Es ist das eine Leidenschaft, die in einer wohl organisirten Seele zu Nichts gut ist; die nur dazu dient, die Willenskraft zu schwächen, und die man deshalb dem gemeinen Volke lassen muß, das, da es nie nach Grundsäzen handelt, der Leidenschaft, bedarf um etwas zu Stande zu bringen.«

Zwei Tage nachher war Frau von Kambes glüklich und wohlbehalten bei der Frau Prinzessin eingetroffen.

23.

Frau von Kambes hatte schon zu wiederholten Malen instinktmäßig daran gedacht, was für sie aus dem Haß des Herrn Herzogs von Larochefoukauld entspringen könnte; allein, da sie sich jung, schön, reich, begünstigt sah, so vermochte sie nicht zu begreifen, wie ein solcher Haß, wenn anders er überhaupt existirte, auf ihr Leben je einen verhängnißvollen Einfluß auszuüben im Stande sei.

Da indessen die Vikomtesse nicht zweifeln konnte, daß er in Rüksicht ihrer beunruhigt war, in so fern

er bestätigt gefunden hatte, was er schon wußte, so baute sie bei der Frau Prinzessin klüglich vor.

»Wünschen Sie mir, Madame,« entgegnete sie auf die Komplimente, welche ihr die Prinzessin machte, »nicht zu viel Glük zu der angeblichen Geschiklichkeit, die ich bei dieser Gelegenheit entfaltet haben soll; denn gewisse Leute wollen behaupten, daß der Offizier, unser Betrogener, recht gut gewußt habe, wie er mit der wirklichen und der vermeintlichen Prinzessin von Kondé daran gewesen sei.«

Da durch eine solche Annahme der Frau Prinzessin jener Theil des Verdienstes entzogen worden wäre, den sie ihrerseits bei dem Entwurf und der Ausführung der List für sich in Anspruch nahm, so wollte sie natürlicherweise nicht daran glauben.

»Nun ja, meine liebe Klara,« antwortete sie, »ich glaube es gerne, daß unser Edelmann, nachdem er es weise worden ist, daß wir ihn getäuscht haben, sich gerne das Ansehen geben möchte, als habe er uns begünstigt; zum größten Unglük ist es ein wenig zu spät jezt damit herauszurüken, nachdem der

Offizier die Ungnade abgewartet hat, in welche er deshalb verfallen ist. A propos, haben Sie mir nicht erzählt, daß Sie dem Herrn Herzog von Larochefoukauld unterwegs begegnet sind?«

»Ja, Madame.«

»Was hat er Ihnen denn Neues mitgetheilt?«

»Er theilte mir mit, daß er sich zu dem Herrn von Turenne begeben wolle, um mit dem Herrn von Bouillon einig zu werden.«

»Ja leider, ich weiß es wohl, es gibt Hader zwischen ihnen; es handelt sich darum, wer von den Beiden Generalissimus unserer Arme werden soll; jeder nimmt die Miene vor, als ob er sich dieser Ehre weigere. So viel ist sicher, daß wenn wir einst Frieden machen werden, ein Rebell, je mehr er zu fürchten war, ein um so größeres Anrecht hat, sich seine Umkehr bezahlen zu lassen. Ich besize von Frau von Tourville einen Plan, um sie Beide miteinander wieder einig zu machen.«

»Es überrascht mich zu hören,« sprach die Vikomtesse, »daß Eure Hoheit sich wieder mit Ihrer Rathgeberin ausgesöhnt hat?«

»Ich habe mich wohl oder übel dazu entschließen müssen. Zu Montrond traf sie wieder bei uns ein und brachte ihre papiernen Entwürfe mit einem Ernst mit, der Lenet und mich vor lauter Lachen fast umbrachte. »Mag Eure Hoheit,« erklärte sie, »von allen diesen Planen und Erwägungen einen Gebrauch nicht machen, so bringe ich sie, die eine Frucht angestrengter Nachtwachen sind, doch mit als meinen Tribut zu der überaus glüklichen Vereinigung . . .«

»Das war ja eine förmliche Standrede?«

»Auf welche Lenet geantwortet hat: »Madame,« sagte er zu ihr, »wir haben noch nie an Ihrem Eifer gezweifelt und noch weniger an Ihren Einsichten; sie sind für uns so überaus kostbar, daß wir, die Frau Prinzessin und ich, jeden Tag bedauern . . . »Kurz, er sagte ihr noch eine Masse schmei-

chelhafter Dinge, die sie endlich bestimmten, mit ihrem Plan herauszurüken.«

»Worinne besteht derselbe? . . .«

»Weder den Herrn von Bouillon, noch den Herzog Larochefoukauld zum Generalissimus zu ernennen, sondern Herrn von Turenne.«

»Nun,« meinte Frau von Kambes, »wie mir scheinen will, hat die Frau Rathgeberin dieses Mal so übel nicht gerathen. Was sagen Sie dazu, Herr Lenet?«

»Ich sage, daß die Frau Vikomtesse Recht haben und daß Sie eine gewichtige Stimme mehr in die Wagschale unserer Berathungen legen,« entgegnete Lenet, der just in diesem Augenblik mit einer papiernen Rolle, die er nicht minder gravitätisch in seiner Hand hielt, als es Frau von Tourville gethan haben würde, in's Zimmer trat. »Unglüklicherweise kann Herr von Turenne die Nordarmee nicht verlassen, und unser Plan gebietet, daß er auf Paris losmarschire, während Mazarin und die Königin auf Bordeaux losgehen.«

»Sie werden, meine theure Freundin, bemerken, daß Lenet der Mann der Unmöglichkeiten ist. Uebrigens ist weder der Herr von Bouillon, noch der Herr von Larochefoukault, noch Herr von Turenne unser Generalissimus, sondern Lenet ist es! Was bringen Eure Exzellenz da? ist es vielleicht eine Proklamazion?«

»Ja, Madame.«

»Die von Frau von Tourville! wohl aufgepaßt!«

»Dieselbe, Madame; mit Ausnahme einiger nothwendigen Veränderungen in Rükſicht der Redakzion. Der Kanzleistil! Sie kennen ja! . . .«

»Schon gut!« versezte die Prinzessin lächelnd, »wir wollen uns nicht an den Buchstaben binden, wenn nur der Geist darinne ist, mehr ist nicht gefordert.«

»Der ist darinne, Madame.«

»Und wo wird Herr von Bouillon unterzeichnen?«

»Auf ein und derselben Zeile mit Herrn von Larochefoukauld.«

»Daraus erfahre ich immer noch nicht, wo Herr von Larochefoukauld unterzeichnen wird?«

»Unmittelbar unter dem Herrn Herzog von Enghien.«

»Der Herr Herzog von Enghien darf ein solches Aktenstük nicht unterschreiben! Ein Kind! Ueberlegen Sie das wohl, Lenet!«

»Ich habe gar reiflich überlegt, Madame! Wenn der König stirbt, folgt ihm der Daufin nach, und wäre er auch nur einen Tag alt ... Warum sollte es beim Hause Kondé nicht eben so wie beim Hause Frankreich sein?«

»Was werden aber die Herrn von Larochefoukauld und von Bouillon dazu sagen?«

»Der erste hat schon gesprochen, Madame, und ist darauf fortgegangen; der zweite wird von der Sache erfahren, wenn sie geschehen sein wird, und sonach mag er sagen, was er immer will, es wird uns das wenig kümmern«

»Darinne, Klara, liegt die Ursache zu jener Kälte, welche der Herzog gegen Sie geäußert hat.«

»Lassen Sie ihn immer kalt,« bemerkte Lenet, »er wird schon wieder warm werden, wenn er die ersten Kanonendonner hört; die der Herr Marschall von Maillerave gegen uns loslassen wird. Diese Herren wollen Krieg machen, nun so lasse man sie gewähren.«

»Hüten wir uns, Lenet,« ermahnte die Frau Prinzessin, »sie nicht zu sehr unzufrieden zu machen, wir haben nur sie, die . . .«

»Und sie,« fiel Lenet ein, »haben nur Ihren Namen. Sie mögen es immerhin einmal versuchen, sich auf eigene Faust zu schlagen, und Sie werden sehen, wie lange sie Stich zu halten im Stande sind.«

Bereits seit einigen Minuten war Frau von Tourville eingetreten und der strahlenden Miene, die sich auf ihrem Gesicht ausprägte, ein Schatten von Unruhe gefolgt, die sich bei den lezten Worten des Rathes Lenet, ihres Nebenbuhlers verdoppelte.

Sie trat lebhaft herzu und frug:

»Hat der Plan, den ich Ihrer Hoheit vorgelezt habe, vielleicht das Unglük gehabt, der Billigung des Herrn Lenet verlustig zu gehen?«

»Im Gegentheil, Madame, erwiederte Lenet sich verbeugend, »ich habe vielmehr den größten Theil Ihres Entwurfs sorglich beibehalten; nur wird die Proklamazion, statt vom Herzog von Bouillon und vom Herzog von Larochefoukault, von dem Herrn Herzog von Enghien unterzeichnet sein. Der Name dieser beiden Herrn wird nach jenem des Prinzen kommen.«

»Sie stellen den jungen Prinzen blos, mein Herr?«

»Das ist eben recht, daß er kompromittirt wird, Madame, weil er es ist, für den man sich schlägt.«

»Aber die Bordelesen lieben den Herrn Herzog von Bouillon, sie verehren den Herzog von Larochefoukault, während sie den Herzog von Enghien selbst noch gar nicht kennen.«

»Sie befinden sich in einem großen Irrthum,« antwortete Lenet und zog, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, ein Papier aus jener Tasche, deren Inhalt die Frau Prinzessin stets in Erstaunen sezte, »denn es ist ein Brief von dem Präsidenten des Parlaments zu Bordeaux eingegangen, in welchem er mich bittet, die Proklamazionen ja durch den jungen Herrn Herzog unterzeichnen zu lassen.«

»Ach! Lenet,« rief die Frau Prinzessin aus, »machen Sie sich doch um Himmelswillen nichts aus den Parlamenten; denn es würde nicht der Mühe lohnen, der Gewalt der Königin und des Herrn von Mazarin entgangen zu sein, wenn wir statt dessen der Gewalt der Parlamente anheim fallen sollten.«

»Ist,« frug Lenet, »Eure Hoheit willens, in Bordeaux einzudringen?«

»Ei gewiß.«

»Nun! so ist dies eine Bedingung sine qua non; sie würden im Interesse eines Andern, als

eben für den Herrn Herzog von Enghien, gar nicht nach diesem Lokmittel verlangen.«

Frau von Tourville biß sich in die Lippen.

»So haben Sie uns also, Herr Lenet,« schmollte die Frau Prinzessin, »von Chantilli entfliehen, uns hundert und fünfzig Meilen Wegs machen lassen, um uns seiten der Bordelesen einem Schimpf preis zu geben?«

»Was Sie, Madame, für einen Schimpf ansehen, erscheint mir als eine Ehre. In der That, was kann es für die Frau Prinzessin von Kondé Schmeichelhafteres geben, als wenn sie sieht, daß man sie und nicht die andern empfängt? . . .«

»Demnach wollen die Bordelesen auch die zwei Herzöge nicht bei sich aufnehmen?«

»Nein, sondern lediglich Eure Hoheit.«

»Was kann ich aber allein thun?«

»Mein Gott, Sie ziehen immer ein. Beim Einzug lassen Sie die Thore offen, und so werden die Andern hinter Ihnen nachfolgen.«

»Wir können ihrer ja nicht entbehren.«

»So ist meine Ansicht und in vierzehn Tagen wird das Parlament dieselbe theilen. Bordeaux weist ihre Arme zurük, weil es sich vor derselben fürchtet, in vierzehn Tagen wird man sie herbeirufen, um sich zu vertheidigen. Alsdann fällt Ihnen das doppelte Verdienst zu, zweimal dem Verlangen der Bordelesen entsprochen zu haben, und Sie können im Voraus versichert sein, daß sie sich dafür vom ersten bis zum lezten Mann tödten lassen.«

»Ist denn Bordeaux bedroht?« forschte Frau von Tourville.

»Sehr stark bedroht,« erwiederte Lenet, »und eben darum ist es dringlich, darinne festen Fuß zu fassen. So lange wir nicht selbst drin sind, kann Bordeaux, ohne seine Ehre zu kompromittiren, uns die Oeffnung seiner Thore verweigern; sind wir aber einmal drin, so kann uns Bordeaux, ohne sich zu entehren, nimmer aus seinen Mauern vertreiben.«

»Und wer bedroht denn eigentlich Bordeaux?«

»Der König, die Königin und Herr von Mazarin. Die königlichen Streitkräfte werden zu-

sammengezogen und nehmen eine Stellung nach der andern ein; die Insel Saint-George, welche nur drei Meilen von der Stadt entfernt ist, hat so eben Verstärkung erhalten, sie ist mit Material vollständig versehen und ein neuer Gouverneur ist eingesezt worden. Die Bordelesen wollen es versuchen, die Insel zu nehmen und werden wie natürlich zurükgeschlagen werden, weil sie es mit den besten Truppen des Königs zu thun bekommen. Tüchtig und nach Gebühr ausgeschmiert, wie es Spießbürgern zukommt, die aus dem Stegreif Soldaten spielen wollen, möchten sie aller Wahrscheinlichkeit nach die Herzöge von Bouillon und von Larochefoukault laut und dringend herbeirufen. Dann, Madame, ist es an Ihnen, die Sie die beiden Herrn in Ihren beiden Händen halten, dem Parlament Bedingungen vorzuschreiben.«

»Wäre es vielleicht nicht besser, daß man versuchte den neuen Gouverneur der Insel Saint-George zu gewinnen, bevor die Bordelesen eine Niederlage erleiden, die sie möglichen Falls entmuthigen wird?«

„Wenn diese Niederlage erst stattfindet, nachdem Sie in Bordeaux eingetreten sind, so haben Sie nichts zu befürchten. Den neuen Gouverneur zu gewinnen, möchte ein Ding der Unmöglichkeit sein.“

„Unmöglich! Ei warum?“

„Weil derselbe ein persönlicher Feind Ihrer Hoheit ist.“

„Ein persönlicher Feind von mir?“

„Jawohl.“

„Und wo schreibt sich seine Feindschaft her?“

„Weil er Ihrer Hoheit nie die große Mistifikazion verzeihen wird, deren Opfer er zu Chantilli gewesen ist. O! Herr von Mazarin ist keineswegs so thöricht, wie Sie, meine Damen, meinen, obwohl ich mich bemühe, Sie ohne Unterlaß vom Gegentheil zu überzeugen. Als Beweis mag gelten, daß er auf der Insel Saint-George, nämlich in der allerbesten Posizion des ganzen Landes — rathen Sie einmal — Wen eingesezt hat?“

„Ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich durchaus nicht ahne, wer es sein könnte.“

„Nun, denselben Offizier, über den Sie so viel gelacht haben und der, in Folge seiner unbegreiflichen Ungeschiklichkeit, Ihre Hoheit aus Chantilli entfliehen ließ.“

„Herrn von Kanolles!“ rief Klara aus.

„Ja, Herrn von Kanolles.“

„Herr von Kanolles, Gouverneur der Insel Saint-George!“ wiederholte Frau von Kambes.

„Derselbe.“

„Das ist aber rein unmöglich! Habe ich ihn doch mit meinen eigenen Augen zur Haft bringen sehen!“

„Freilich, freilich. Er muß ohne Zweifel mächtige Gönner haben, und so ist es gekommen, daß sich seine Ungnade schnell in Gnade umgewandelt hat.“

„Und Sie, arme Klara, hielten ihn schon für todt!“ bemerkte die Frau Prinzessin lächelnd.

„Sind Sie den Ihrer Sache auch ganz gewiß, mein Herr Rath?“ forschte Klara verlegen.

Lenet griff, wie gewohnt, in seine famose Tasche und zog daraus ein Papier hervor.

„Hier ist ein Schreiben von Richon, der mir alle Einzelnheiten über die Einsezung des neuen Gouverneurs mittheilt und bei dieser Gelegenheit sein lebhaftes Bedauern ausspricht, daß Eure Hoheit ihn nicht selbst auf der Insel Saint-George zum Kommandanten eingesezt hat.“

„Wie kann denn die Frau Prinzessin Herrn Richon auf der Insel Saint-George plaziren!“ äußerte Frau von Tourville mit triumfirender Miene. „Können wir denn über die Bestallungen in den Pläzen Seiner Majestät verfügen?“

„Wir könnten über eine verfügen, Madame,“ erklärte Lenet, „und das war genug.“

„Und über welche?“

Frau von Tourville fuhr unwillkürlich zusammen, als sie sah, wie der Rath Lenet mit der einen Hand in die bewußte Tasche fuhr.

„Das Vollmachtsblanquet des Herrn Herzogs von Epernon,“ rief die Frau Prinzessin aus, „wahrhaftig, daran hatte ich nicht gedacht.“

„Bah! was will das?“ versezte Frau von Tourville achselzukend, „das ist ein Fezen Papier und nichts weiter!“

„Dieser Fezen Papier, Madame,“ entgegnete Lenet ruhig, „ist ein Ernennungspatent, das wir haben müssen, um der eben vollzogenen Bestallung zum Gegengewicht zu dienen. Ich sage Ihnen, es ist das Gegengewicht der Insel Saint-George und wird uns zum Heile sein, sei es auch bei einem andern Plaz auf der Dordogne, wie die Insel Saint-George auf der Garonne.“

„Und Sie sind ganz sicher,“ nahm Klara wieder das Wort, die von dem, was seit fünf Minuten gesprochen worden war, nichts vernommen hatte und bei der von Lenet mitgetheilten und von Richon bestätigten Nachricht stehen geblieben war, „Sie sind ganz sicher, daß dies derselbe Herr von Kanolles ist, der zu Joulnai arretirt

war, der jezt Gouverneur von der Insel Saint-George worden ist?“

„Ich stehe dafür ein, Madame.“

„Herr von Mazarin hat eine eigenthümliche Manier,“ fuhr die Vikomtesse fort, „Gouverneure zu machen.“

„Ja,“ bemerkte die Prinzessin, „aber so viel scheint mir gewiß, daß irgend etwas dahinter stekt.“

„Allerdings,“ sprach Lenet, »die Fräulein Nanon von Lartigues!“

„Nanon von Lartigues!“ rief Frau von Kambes aus, der bei diesem Namen eine erschrekliche Erinnerung durch's Herz zukte.

„Jene Dirne!“ fügte die Frau Prinzessin verächtlich hinzu.

„Ja, Madame,“ antwortete Lenet. „Dieselbe Dirne, die, Eure Hoheit zu sehen verweigerte, als sie um die Ehre bat, Ihnen vorgestellt zu werden, und welche die an den Vorschriften der Etikette minder streng haltende, Königin bei sich empfangen hatte; woher es auch kam, daß sie ihrem Kammer-

herrn antwortete, wie es wohl möglich sei, daß die Frau Prinzessin von Kondé eine viel größere Dame als Anna wäre, daß aber Anna jedenfalls mehr Klugheit als die Prinzessin von Kondé hätte."

„Entweder hat sie das Gedächtniß verlassen, Herr Lenet, oder sie wollen mich schonen," rief die Prinzessin aus. „Die Unverschämte hat sich nicht damit begnügt, zu sagen: „Mehr Klugheit," sondern sie hat vielmehr gesagt: „Mehr Geist!"

„Das kann wohl sein," erwiederte Lenet lächelnd. „Ich ging in jenem Augenblik gerade durch das Vorzimmer und habe auf den Schluß der Frase nicht Acht gegeben."

„Aber ich, ich horchte an der Thüre," gestand die Frau Prinzessin, „und ich habe es ganz genau gehört."

„Sie sehen ein, Madame," sprach Lenet, „daß dieses Weib Ihnen den hartnäkigsten Krieg machen wird. Die Königin hätte Ihnen Soldaten zum Gegenkampf geschikt; Nanon wird Ihnen Feinde ent-

gegenschiken, die man nur mit der äußersten Anstrengung niederschlagen wird."

„Hätten Sie an der Stelle der Frau Prinzessin die Dame wohl mit Reverenzen empfangen?" frug Frau von Tourville Herrn Lenet ärgerlich.

„Das nicht, Madame," gab Lenet zur Antwort, „ich würde sie lachend empfangen und erkauft haben."

„Nun, wenn es sich um weiter nichts handelt, so ist dazu noch immer Zeit."

„Ohne Zweifel, Zeit dazu ist noch immer, nur möchte der Kauf gegenwärtig für unsere Kasse zu theuer kommen."

„Wie viele wollte sie?" frug die Prinzessin.

„Fünfmalhunderttausend Livres vor dem Krieg."

„Und jezt?"

„Eine Million."

„Für diesen Preis also wäre sie dem Herrn von Mazarin abwendig zu machen."

„Es wäre möglich,“ bedeutete Lenet; „Dinge, die schon einmal verkauft und wieder verkauft wurden, schwanken im Preis.“

„Aber,“ belehrte Frau von Tourville, die immer für Anwendung von Gewalt stimmte, „wenn man sie nicht kaufen kann, so muß man sie gefangen nehmen!“

„Sie würden, Madame, Ihrer Hoheit einen wesentlichen Dienst leisten, wenn sie dies bewerkstelligen wollten; allein dies möchte wohl etwas schwierig sein, zumal man nicht weiß, wo sie sich aufhält. Doch wollen wir uns vorläufig nicht dabei aufhalten, vor Allem in Bordeaux einziehen und dann, ja dann die Insel Saint-George zu nehmen suchen.“

„Nein, nein,“ fuhr Klara auf, „zuvor wollen wir nach der Insel Saint-George!“

Dieser Ausruf, der aus dem Grunde von Klara's Herzen kam, überraschte die beiden andern Damen nicht wenig, während Lenet die Vikomtesse mit eben so viel Aufmerksamkeit als Wohlwollen betrachtete.

»Bist Du von Sinnen, Klara?« entgegnete die Frau Prinzessin. »Hast Du nicht gehört, daß Lenet gesagt hat, der Plaz sei uneinnehmbar.«

»Das ist möglich,« vertheidigte sich Klara; »aber ich glaube, daß wir ihn doch nehmen werden.«

»Hätten Sie vielleicht einen Plan?« forschte Frau von Tourville mit der Miene einer Frau, die ausgestochen zu werden befürchtete.

»Vielleicht!«

»Wenn aber die Insel so theuer ist, wie Lenet behauptet,« bemerkte die Frau Prinzessin, »so sind wir gewiß nicht reich genug, um sie zu kaufen?«

»Es handelt sich nicht um's Kaufen,« wandte Klara ein; »man wird sie ohne das eben so gut in die Hände bekommen.«

»Durch Gewalt also, meine theure Freundin?« forschte Frau von Tourville weiter. »Sie gehen also auf meinen Plan ein?«

»Derselbe besteht darin,« erläuterte die Prinzessin, »daß wir Richon zur Belagerung der Insel abschiken sollen; er ist aus dem Lande, kennt Lage

und Oertlichkeit, und wenn ein Mann im Stande wäre, sich der Festung zu bemächtigen, so würde er es sein!«

»Bevor dies ausgeführt wird,« bat Frau von Kambes, »lassen Sie mich, Madame, ein Abenteuer versuchen. Wenn es scheitert, dann wird immer noch Zeit sein, die Sache nach Ihrem Gutbefinden anzugreifen.«

»Wie?« frug die Frau Prinzessin ganz erstaunt, »Du wolltest Dich nach der Insel Saint-George begeben?«

»Das will ich!«

»Und ganz allein?«

»Von Pompejus begleitet.«

»Und Du fürchtest Dich nicht?«

»Ich möchte mich als Parlamentär dahin begeben, wenn anders Eure Hoheit mich mit Ihren Befehlen betrauen will.«

»Ah!« rief Frau von Tourville nicht ohne etwas Spott aus, »das ist etwas ganz Neues. Mir will bedünken, das sich ein Diplomat nicht so impro-

visiren läßt und daß ein langes Studium zu dieser Wissenschaft gehört. Herr von Tourville, der einer der besten Diplomaten seiner Zeit, wie einer der größten Krieger war, behauptete, daß die Diplomatie unter allen Wissenschaften die schwierigste sei.«

»So groß mein Unvermögen auch sein mag, Madame,« bemerkte die Vikomtesse weiter, »so möchte ich es doch wenigstens versuchen, wenn die Frau Prinzessin es mir zu erlauben geneigt ist!«

»Gewiß wird die Frau Prinzessin Ihnen die Erlaubniß nicht vorenthalten,« antwortete Lenet und warf der Frau von Kondé einen Blik zu. »Ich selbst bin überzeugt, daß, wenn eine Person in der Welt eine solche Unterhandlung zu einem gedeihlichen Ende zu bringen im Stande ist, nur Sie es sind . . .«

»Und was soll Frau von Kambes nun eigentlich thun, was ein anderer nicht auch vermöchte?«

»Sie soll ganz einfach mit Herrn von Kanolles handeln, was ein Mann nicht versuchen

dürfte, ohne Gefahr zu laufen, daß er zum Fenster herausspaziren müßte.«

»Für einen Mann,« närgelte die Frau von Tourville, »wollte ich es gelten lassen, aber für eine Frau . . .«

»Daß eine Frau nach der Insel Saint-George abgeht,« belehrte Lenet,« gilt gleichviel, ungleich aber mehr, daß dies, statt einer andern, Frau von Kambes sei, welche zuerst den Gedanken dazu gefaßt hat.«

In diesem Augenblik trat ein Bote bei der Frau Prinzessin ein und überbrachte ein Schreiben von dem Parlament zu Bordeaux.

»Ha!« rief die Prinzessin aus, »das ist gewiß die Antwort auf meine Anfrage.«

Durch ein Gefühl der Neugierde und des Interresses gleichmäßig bewegt, näherten sich die beiden Damen einander. Lenet dagegen blieb in seinem gewöhnlichen Flegma auf der Stelle stehen, vermuthlich wußte er schon, was in dem Schreiben enthalten war. Die Prinzessin las begierig.

»Sie verlangen nach mir, sie rufen mich, sie warten auf mich!« rief sie entzückt aus.

»Ah, ah!« fügte Frau von Tourville mit einer triumfirenden Geberde hinzu.

»Aber die Herzöge, Madame?« frug Lenet, »und die Armee? . . .«

»Davon reden sie nicht.«

»Dann sind wir entblößt!« versezte Frau von Tourville.

»Mit nichten,« erwiederte die Prinzessin; »denn, Dank der Vollmacht, die wir vom Herzog von Epernon in Händen haben, ich werde Vaires nehmen, das die Dordogne beherrscht.«

»Und ich,« sprach Klara, »die Insel Saint-George, den Schlüssel der Garonne.«

»Und ich,« fügte Lenet troken hinzu, »ich werde die Herzöge und die Armee haben, wenn Sie mir anders die nöthige Zeit dazu gestatten.«

23.

Den darauf folgenden Tag gelangte man in das Angesicht von Bordeaux, und es handelte sich nun darum, endlich darüber zur Entscheidung zu kommen, wie man in die Stadt einziehen wollte. Die Herzöge waren mit ihrer Armee nur etwa zehn Meilen entfernt; man konnte deshalb den Einzug auf zweierlei Weise versuchen, entweder in Frieden, oder mit Gewalt. Das Wichtigste war zu wissen, was besser sei: ob in Bordeaux zu kommandiren, oder dem Parlament zu gehorchen? — Die Frau Prinzessin versammelte daher ihr Konseil, das aus Frau von Tourville, Klara von Kambes, ihren Ehrendamen, dem Kapitän der Leibgarden und Lenet bestand. Frau von Tourville, die ihren Widersacher wohl kannte, hatte heftig darauf bestanden, daß er der Berathung nicht beiwohnen solle, da der ganze Krieg nur ein Krieg zwischen Frauen sei, bei dem man sich der Männer nur zum kämpfen bediene. Allein die Frau Prinzessin erklärte, daß sie ihn unmöglich ausschließen könne, da er ihr von

ihrem Gemahl beigegeben sei. Uebrigens würde seine Anwesenheit von keiner Wichtigkeit sein, in Anbetracht, daß er schon im Voraus überzeugt wäre, man werde, so viel er auch sprechen möge, nicht auf ihn hören.

Die Voraussicht der Frau von Tourville war keineswegs überflüssig; denn sie hatte die zwei lezten Tage der Reise dazu benuzt, den Kopf der Frau Prinzessin für die kriegerischen Gedanken empfänglich zu machen, denen sie selbst anheim gefallen war und von denen sie wußte, daß die Prinzessin sich ihnen nur allzu gerne zuneige, und mußte deshalb fürchten, daß Lenet das ganze Rüstzeug ihrer Arbeit mit einem Schlage über den Haufen werfen könne.

Nachdem der Rath versammelt war, legte Frau von Tourville ihren Plan dar. Derselbe bestand darin, heimlicherweise die Herzöge mit der Armee kommen zu lassen; sich, sei es mit Gewalt oder im Guten, eine Anzahl Schiffe zu verschaffen und auf der Uferseite in Bordeaux einzudringen unter

dem Ruf: Für uns, Bordelesen! Es lebe Kondé! Nieder mit Mazarin!

Lenet billigte Alles mit dem Kopfe, indem er Frau von Tourville zu wiederholten Malen durch Zeichen seiner Bewunderung unterbrochen hatte. Als sie endlich mit der Entwikelung ihres Planes fertig war, sprach er:

»Das ist ganz vortrefflich, Madame, jezt sein Sie so gnädig, ihn kürzlich zu wiederholen.«

»Das ist ein Leichtes und wird mit wenig Worten geschehen sein,« antwortete die gute Dame triumfirend, indem sie sich an ihrer eigenen Darstellung höchlich ergözte: »Unter einem Kugelregen, unter dem Klange der Gloken, inmitten der Wuthausbrüche oder der Liebesbeweise der Bevölkerung wird man sehen, wie schwache Frauen furchtlos und treu ihre große Mission erfüllen; man wird in den Armen seiner Mutter einen Knaben erbliken, wie er das Parlament um Schuz und Hilfe fleht. Dieses rührende Schauspiel kann nicht verfehlen, die wildesten Gemüther zu erweichen. Wir werden also halb durch

Gewalt, halb durch die Gerechtigkeit unserer Sache siegen; was, wie ich glaube, die Absicht Ihrer Hoheit ist . . .«

Diese Wiederholung machte noch mehr Eindruk als die anfängliche Darlegung des Planes; die Frau Prinzessin zollte lauten Beifall; Klara, die vor Verlangen brannte zum Parlamentär nach der Insel Saint-George ernannt zu werden, nikte nicht minder beifällig, der Kapitän der Leibgarden stimmte von Amtswegen bei; Lenet endlich ging weiter als alle Andern, er applaudirte nicht blos, sondern ergriff die Hand der Frau von Tourville mit eben so großer Ehrerbietung als Herzlichkeit.

»Madame,« rief er aus, »wenn ich nicht schon vorher gewußt hätte, wie groß Ihr Scharfsinn ist, wie tief Sie, sei es aus natürlichem Gefühl oder in Folge Ihres Nachdenkens, es ist das einerlei, mit der großen bürgerlichen und militärischen Frage vertraut sind, die uns beschäftigt, gewiß, ich würde in dieser Stunde davon überzeugt worden sein und mich

der nüzlichsten Rathgeberin zu Füßen werfen, die Ihre Hoheit je zu finden vermag . . .«

»Nicht wahr, Lenet,« sprach die Prinzessin, »das ist eine herrliche Idee? Ganz so ist auch meine Ansicht. Schnell, Vialas, gehen Sie; man soll dem Herrn Herzog von Enghien den kleinen Degen umthun, den ich ihm habe machen lassen, desgleichen seinen Helm und seinen Waffenrok.«

»Ja! thun Sie das, Vialas. Aber zuvor wollen Sie mir, Madame, noch ein Wort erlauben,« bemerkte Lenet, während Frau von Tourville, die anfänglich vor Hochmuth bersten zu wollen schien, mißmuthig zu werden begann, da sie recht wohl das Gewicht von Lenet's gewöhnlichen Bedenklichkeiten kannte.

»Nun,« sprach die Prinzessin, »lassen Sie hören, was es noch zu bemerken gibt?«

»Nichts, Madame, gar nichts; denn nie ist etwas dargelegt worden, das in größerer Harmonie mit dem Karakter einer so erhabenen Prinzessin stünde, wie Sie sind, und eine ähnliche Ansicht

der Dinge kann nur eben von Ihrem Hause ausgehen.«

Diese Worte bewirkten ein abermaliges Aufblühen der Frau von Tourville und führten auf den Lippen der Frau Prinzessin, die schon die Stirn zu runzeln begann, ein Lächeln zurük.

»Aber, Madame,« fuhr Lenet fort, dessen Auge dem Eindruk dieses fürchterlichen »Aber« auf dem Antliz seiner geschworenen Feindin folgte, »wenn ich auch dem Plane, zwar nicht ohne Widerstreben, sondern aus Enthusiasmus meine ganze Billigung schenke, so möchte ich doch eine kleine Modifikazion in Vorschlag bringen.«

Frau von Tourville drehte sich unwirsch halb herum und bereitete eine Vertheidigung vor. Die Stirne der Prinzessin faltete sich von Neuem.

Lenet verbeugte sich und gab mit der Hand ein Zeichen, um anzuzeigen, daß er die Erlaubniß verlange, in seiner Rede fortzufahren.

»Der Klang der Gloken, das Freudengeschrei der Bevölkerung,« bemerkte er, »erfüllen mich schon

im Voraus mit einer Freude, die ich auszudrüken außer Stand bin. Aber ich bin mit dem Kugelregen, von dem Frau von Tourville gesprochen hat, noch nicht in so weit im Reinen, als ich es wünschen möchte.«

Frau von Tourville warf sich in die Brust und nahm eine marziale Miene an. Lenet verbeugte sich noch einmal und fuhr mit leiserer Stimme fort:

»Es würde unstreitig ein erhabenes Schauspiel sein, ein Weib und ein Kind zu sehen ruhig inmitten eines Sturmes, der gewöhnlich selbst Männer zu erschreken pflegt. Allein ich möchte fürchten, daß eine jener Kugeln blindlings, wie es im natürlichen Verlauf der Dinge so oft zu geschehen pflegt, Herrn von Mazarin einen Vortheil gegen uns verschaffen und den Plan, der im Uebrigen so vortrefflich ist, verderben könnte. Ich theile ganz die Ansicht, welche Frau von Tourville mit so großer Beredsamkeit entwikelt hat, daß der junge Prinz und seine erhabene Mutter sich einen Weg bis in's

Parlament öffnen, nur meine ich, daß es bittweise und nicht mit den Waffen in der Hand geschehe. Auch halte ich dafür, daß es ungleich schöner sein würde, auf solche Art die wildesten Gemüther zu erweichen, als die starken auf eine andere zu besiegen. Endlich denke ich, daß das eine von den beiden Mitteln unendlich mehr Erfolg verspricht, als das andere, und daß der Frau Prinzessin Ziel vor Allem nur darauf gerichtet ist, nach Bordeaux hineinzukommen. Schlüßlich wage ich auch noch zu behaupten, daß mir die Erreichung dieses Ziels keineswegs sicher scheint, wenn wir eine Schlacht liefern . . .«

»Sie sehen hieraus,« plazte Frau von Tourville grimmig heraus, »daß der Herr seiner Gewohnheit zu Folge meinen Plan Stük um Stük zerstören will, um unvermerkt einen Plan nach seinem Zuschnitt an die Stelle des meinigen zu sezen.«

»Ich!« rief Lenet aus, während die Frau Prinzessin Frau von Tourville mit einem Lächeln und einen Blik begütigte, »ich, der ich Ihr

eifrigster Bewunderer bin? Nein! tausendmal nein! Allein, ich habe erfahren, daß ein Offizier Seiner Majestät, Dalvimar mit Namen und vom Blaie kommend, in der Stadt eingetroffen ist, mit dem Auftrag, die Schöffen und das Volk gegen Ihre Hoheit zu empören, und ich bin überzeugt, daß wenn Herr von Mazarin den Krieg mit einem Schlag beenden kann, er es thun wird. Deshalb scheue ich jenen Kugelregen, dessen Frau von Tourville eben Erwähnung that; denn die absichtlichen Kugeln möchten dabei noch mehr zu fürchten sein, als die des blinden Zufalls.«

Diese lezte Bemerkung schien die Prinzessin ganz besonders nachdenklich zu machen.

»Sie wissen doch immer Alles, Herr Lenet,« grollte ihn Frau von Tourville mit einer vor Zorn fast erstiften Stimme an.

»So eine kleine, hizige Akzion würde aber doch schön gewesen sein,« ließ der Kapitän der Garden verlauten, indem er Stellung nahm, als ob er vor einer Fronte stände. Es war ein alter, mit der

Gewalt verwachsener Soldat, der bei einer solchen Gelegenheit sich möglicherweise poussiren konnte.

Lenet trat auf ihn zu und sah ihn mit einem milden Lächeln an.

»Ja, Kapitän,« sprach er, »aber Sie haben dabei gewiß nicht bedacht, daß das Wohl des Herrn Herzogs von Enghien von unserer Sache durchaus unzertrennlich ist, und daß, ist er todt oder gefangen, mit ihm der wahrhaftige Generalissimus der prinzlichen Armee gefangen oder getödtet ist?«

Der Kapitän, der wußte, daß dieser pombhafte Titel eines Generalissimus, da er einem Prinzen von sieben Jahren doch nur dem Anschein nach ertheilt werden konnte, ihn selbst eigentlich zum ersten Brigadier der Armee machte, sah die Dummheit seiner eben ausgesprochenen Worte ein und verzichtete auf seinen Vorschlag, indem er zugleich Herrn Lenet's Ansicht warm unterstüzte.

Während dessen hatte sich Frau von Tourville der Prinzessin genähert und ihr Einiges leise zugeflüstert. Lenet gewahrte bald, daß er

einen erneuten Kampf zu bestehen habe. Wirklich dauerte es nicht lange, als sich die Hoheit ihm zuwandte.

»Es ist befremdend,« sprach sie launig, »daß man mit soviel Hartnäkigkeit zu nichte zu machen sucht, was so gut angelegt war.«

»Eure Hoheit befindet sich in einem Irrthum,« bemerkte Lenet dagegen. »Noch niemals habe ich bei den Rathschlägen, die ich Ihnen zu ertheilen die Ehre gehabt habe, eine Hartnäkigkeit an den Tag gelegt, und wenn ich etwas verwerfe, so geschieht es, um es durch Besseres zu ersezen. Wenn Eure Hoheit, troz der Vernunftgründe, die ich Ihnen zu unterbreiten beehrt war, sich mit Ihrem Herrn Sohn tödten lassen will, so steht das ganz in Dero Belieben und wir werden an Ihrer Seite fallen: es ist das eine leichte Pflicht, welcher der erste Diener Ihres Hauses wie der lezte Schluker der Stadt gleich gut genügen kann. Wenn wir aber troz Mazarin, troz der Königin, troz der Parlamente, ja dem Fräulein Nanon von Lartigues

und endlich allen jenen kleinen Möglichkeiten, die von der Schwäche, in der wir uns befinden, unzertrennlich sind, zum Troz unsere Sache zu einem gedeihlichen Ende führen wollen, so glaube ich, daß uns nichts zu thun übrig bleibt, als . . .«

»Mein Herr,« schrie Frau von Tourville ungestüm auf, indem sie ihn bei dem Schlußsaze seiner Rede faßte, »wo sich der Name Kondé findet, da gibt es keine Schwäche! Hier der Name, dort die Soldaten von Rokroi, von Nördlingen und von Lens. Wenn troz alledem Schwäche vorhanden ist, so sind wir in jeder Weise verloren und selbst Ihr Plan, so prächtig er auch ausgesonnen sein mag, wird uns nicht erretten können.«

»Ich habe einmal gelesen, Madame,« entgegnete Lenet seelenruhig, im Voraus des Eindruks gewiß, den er dadurch bei der Prinzessin hervorbringen würde, »daß die Wittwe eines der berühmtesten Römer, die edelmüthige Agrippina, der politische Parteisucht ihren Gemahl Germanikus geraubt hatte, eine Fürstin, die je nach ihrem Belieben eine

dem Andenken des gemordeten Heerführers ganz ergebene Armee in Aufruhr zu bringen vermochte, es vorzog, allein zu Brindusium einzuziehen, Apulien und Kampanien zu durchwandern, in Trauer gekleidet, ein Kind auf dem Arm, bleich, mit roth verweinten Augen und gebeugtem Haupte; daß damals alle Anwohner, und es gab deren wohl zwei Millionen, von Brindusium bis Rom Thränen vergossen, in Verwünschungen und Drohungen ausbrachen und daß die Sache dieses Weibes gewonnen ward, nicht allein vor Rom, sondern vor ganz Italien; nicht allein bei ihren Zeitgenossen, sondern auch vor der Nachwelt; denn ihre Thränen und ihre Seufzer fanden keinen Widerstand, während sie den Schwertern sich Schwerter würde entgegensezen gesehen haben. — Ich glaube, daß die Aehnlichkeit zwischen Ihrer Hoheit und der Agrippina, zwischen dem Herrn Prinzen und Germanikus groß ist und zwischen Piso, der Agrippina verfolgte, und Herrn von Mazarin, der sie verfolgt. Da nun Lage und Verhältnisse ganz ähnlich sind, so möchte ich wünschen, daß

auch das Benehmen ähnlich sei; denn nach meiner Meinung ist es unmöglich, daß das, was zu einer Zeit so vollkommen geglükt ist, nicht auch zu einer andern eben so glüken sollte . . .«

Ein beifälliges Lächeln heiterte die Züge der Prinzessin auf und versicherte Lenet des von seiner Aussprache erhofften Erfolgs. Frau von Tourville zog sich in eine Eke des Zimmers zurük und verhüllte sich wie eine antike Statue. Frau von Kambes, die in Lenet einen Freund gefunden hatte, sprach ihren Beifall durch ein Kopfniken aus; der Kapitän greinte wie ein militärischer Tribun und der kleine Herzog von Enghien rief seiner Mutter zu:

»Mutter! nicht wahr, Du wirst mich auf dem Arm nehmen und mich in Trauer kleiden?«

»Ja, mein Sohn,« antwortete die Prinzessin. »Sie haben, Lenet es gewußt, daß ich immer die Absicht hatte, mich den Bordelesen in Schwarz vorzustellen . . .«

»Um so besser,« flüsterte ihr leise die Frau von Kambes zu, »da Ihrer Hoheit das Schwarz so wunderbar steht.«

»Still, still! liebe Kleine,« versezte die Frau Prinzessin, »Frau von Tourville wird das schon laut genug kund machen, ohne daß Sie es leise zu sagen brauchen.«

Das Program zum Einzug in Bordeaux war nun ganz nach Lenet's Vorschlägen entworfen. Die Damen der Begleitung empfingen Befehl sich vorzubereiten. Dem jungen Herzog ward ein Kleid von weißem Stoff mit schwarzen, silberdurchwirkten Streifen angethan, desgleichen ein mit weißen und schwarzen Federn geschmükter Hut aufgesezt. Die Prinzessin dagegen affektirte die größte Einfachheit, um der Agrippina ähnlich zu werden, die sie in jeder Art zum Vorbild zu nehmen entschlossen war; sie kleidete sich ganz schwarz, ohne irgend einen Schmuk.

Lenet, der Leiter der Festlichkeiten, die veranstaltet werden sollten, bot Alles auf, um sie möglichst glänzend zu machen. Das Haus, welches er in einer kleinen, zwei Stunden von Bordeaux entfernten Stadt bewohnte, ward von Anhängern der Frau Prinzessin nicht leer, die, bevor sie einzöge, in Erfahrung zu bringen wünschten, welche Art des Empfangs ihr die angenehmste sein würde. Gleich dem Direktor eines modernen Theaters ertheilte er ihnen in Hinsicht der Blumen, der Begrüßungen, des Glokengeläutes seinen Rath, und da er auch der kriegerischen Frau von Tourville gern einen Spaß machen wollte, brachte er einige Kanonenschüsse in Vorschlag.

Tags darauf, es war der 31. Mai, machte sich die Prinzessin in Folge der Einladung des Parlaments auf den Weg. Ein gewisser Lavie, Generaladvokat beim Parlament und ein eingefleischter Anhänger des Herrn von Mazarin, hatte zwar die Nacht vorher die Thore schließen lassen, um zu verhindern, daß die Prinzessin nicht eingelassen, sobald

sie erscheinen würde; allein anderseits waren die Wortführer der Kondé's nicht unthätig gewesen und so hatte sich am Morgen das Volk, von ihnen aufgeregt, zusammengerottet, »Es lebe die Frau Prinzessin! Es lebe der Herzog von Enghien!« geschrieen und mit Aexten und Beilen die Thore zertrümmert, so daß sich endlich dem Einzuge nichts mehr in den Weg stellte, der demnach ganz den Karakter eines Triumfs annahm. Der stille Beobachter mochte in diesen beiden Ereignissen die Eingebungen der Häupter der zwei Parteien, in welche sich die Stadt theilte, erkennen; denn Lavie empfing seine Rathschläge unmittelbar vom Herzog von Epernon, während die Leiter des Volks von Lenet berathen waren.

Kaum war die Prinzessin in's Thor einpassirt, als die seit langer Zeit vorbereitete Szene sich in einem großartigen Maßstab entfaltete. Von den Schiffen, die sich im Hafen befanden, ertönten militärische Grüße, während die Kanonen der Stadt darauf antworteten. Blumen warf man aus den

Fenstern, die Strassen waren mit Guirlanden verziert, ja sogar auf dem Pflaster waren Blumen ausgestreut, so daß die Luft von Wohlgerüchen duftete; von dreißigtausend begeisterten Menschen jeden Alters und Geschlechts hallte das Willkommen wieder. Ihre Begeisterung wuchs mit der Theilnahme, welche die versöhnliche Erscheinung der Frau Prinzessin und ihres Sohnes einflößte, und steigerte den Haß, den man für Mazarin empfand.

Als der geschikteste Akteur in dem ganzen Schauspiel zeigte sich der kleine Herzog von Enghien. Die Frau Prinzessin hatte darauf verzichtet, ihn an der Hand zu führen, aus Furcht, ihn zu ermüden oder von den Rosen verschüttet zu sehen; sie hatte ihn deshalb durch einen Kammerherrn tragen lassen, dergestalt, daß ihm die Hände frei blieben, und so schikte er denn Kußhändchen nach Rechts und nach Links und nahm unaufhörlich und äußerst graziös seinen kleinen Federhut ab.

Die Bevölkerung von Bordeaux geräth noch heute sehr leicht in Entzüken. Die Frauen über-

spannten ihre Verehrung für das schöne Kind, das mit so viel Anmuth zu weinen verstand; die alten Magistrate wurden bei den Worten des kleinen Redners weich, der zu ihnen sagte: »Meine Herren, vertreten Sie an mir Vaterstelle, weil der Herr Kardinal mir meinen Vater genommen hat.«

Vergebens war es, daß die Parteigänger des Ministers einen Widerstand zu leisten versuchten; denn Fäuste, Steine und selbst Hellebarden impften ihnen Klugheit ein. Sie mußten daher verzichten und den Triumfirenden das Feld freilassen.

Frau von Kambes, bleich und ernst hinter der Prinzessin einherschreitend, zog ihrerseits viele Blike auf sich. Sie vermochte an so vielen Ruhm nicht zu denken, ohne sich innerlich zu betrüben, daß der Erfolg von heute vielleicht die Entschlüsse von gestern in Vergessenheit bringen könnte.

Lenet las in ihren Bliken die innere Bekümmerniß; er reichte ihr die Hand und half ihr einen Wagen erreichen, da der Andrang des Volks und der Sturm der Begeisterung größer und größer ward.

»Ach, Herr Lenet,« sprach sie zu ihm, als ob sie seinen eigenen Gedanken zu begegnen wünschte, »Sie sind gewiß recht glüklich; Sie machen Ihren Rath bei allen Dingen geltend und diesem nur folgt man. Wahr ist es freilich,« fügte sie hinzu, »Ihr Rath ist stets gut und weise und man befindet sich wohl dabei . . .«

»Es scheint mir, Madame,« antwortete Lenet, »daß Sie sich nicht zu beschweren haben, da der einzige, mit dem Sie herausgetreten sind, sogleich angenommen worden ist.«

»Wie so?«

»Ist es nicht beschlossen, daß Sie versuchen sollen, uns die Insel Saint-George in die Hand zu liefern?«

»Ja, aber wann wird man mir denn erlauben, den Weg anzutreten?«

»Morgen, morgen, wenn Sie mir versprechen, daß der Plan scheitert?«

»Sein Sie unbesorgt; ich habe nur zu große Angst, daß es mir nicht gelingt, Ihren Absichten gerecht zu thun.«

»Um so besser.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Wir bedürfen des Widerstandes der Insel Saint George, um von den Bordelésen unsere zwei Herzöge und ihre Armee zu erhalten, die mir, ich muß es offen bekennen, obwohl meine Meinung in dieser Hinsicht von jener der Frau von Tourville abweicht, in den Umständen, in welchen wir uns befinden, ganz unerläßlich nothwendig erscheinen.«

»Ohne Zweifel,« versezte die Vikomtesse; »allein wenn ich auch nicht die Kenntniß vom Kriegswesen wie Frau von Tourville besize, so dünkt mir doch, daß man einen Plaz nicht angreift, bevor man ihn nicht zur Ergebung aufgefordert hat.«

»Was Sie da sagen, Madame, ist ganz vollkommen richtig.«

»Wird man also darauf hin einen Unterhändler nach der Insel Saint-George entsenden?«

»Unzweifelhaft.«

»Nun! ich verlange mit dem Vorzug dieses Auftrages beauftragt zu werden.«

Lenet's Augen erweiterten sich vor Erstaunen.

»Sie,« sprach er, »Sie! Sind denn auf einmal alle unsere Damen Amazonen worden?«

»Lassen Sie diese Grille bei mir gelten, mein lieber Herr Lenet.«

»Recht gern. Das Schlimmste, was uns passiren könnte, wäre aber doch, wenn Sie die Insel Saint-George gewönnen.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Versprechen Sie mir aber Etwas.«

»Das wäre?«

»Daß Niemand weder den Namen, noch die Qualität des Parlamentärs, den Sie abgeschikt haben, erfahre, außer in dem Fall, wo er reussirt haben wird.«

»Es sei,« versprach Lenet und reichte der Vikomtesse die Hand.

»Wann soll ich abreisen?«

»Wann Sie wollen.«

»Morgen.«

»Schön.«

»Sehen Sie dort; die Frau Prinzessin steigt mit ihrem Herrn Sohn auf den Altan des Herrn Präsidenten von Lalasne. Ich meinerseits will meinen Antheil an dem Triumf der Frau von Tourville überlassen. Entschuldigen Sie mich bei der Hoheit unter dem Vorgeben einer Unpäßlichkeit. Lassen Sie mich gütigst nach der Wohnung führen, die für mich bestimmt ist; ich will meine Vorbereitungen treffen und über meine Mission nachdenken, die mir, da sie die erste der Art ist, die ich unternehme, einige Unruhe macht. Man sagt ja, daß in dieser Welt vom ersten Debüt Alles abhänge.«

»Wahrlich!« versezte Lenet »mich nimmt es nicht Wunder, daß Herr von Larochefoukault um Ihretwegen eine Untreue an der Frau von Longueville zu begehen im Begriff war; in vielen

Stüken wiegen Sie sie auf und in weit mehr andern übertreffen Sie sie.«

»Wohl möglich!« entgegnete Klara; »ich will das Kompliment nicht ganz von der Hand weisen; wenn Sie aber, mein werther Herr Lenet, auf den Herrn von Larochefoukault einigen Einfluß haben, so bitte ich Sie, ihn in seiner ersten Liebe zu bestärken; denn die zweite würde mir Angst machen.«

»Nun, wir wollen sehen,« bemerkte Lenet lächelnd; »heut Abend werde ich Ihnen die Instrukzionen ertheilen.«

»Sie willigen also ein, daß ich die Insel Saint-George zu gewinnen suche?«

»Ich muß wohl, da Sie es nun einmal durchaus verlangen.«

»Und die beiden Herzöge und die Armee?«

»Ich habe in meiner Tasche noch ein anderes Mittel, um sie heranzuziehen.«

Lenet gab hierauf dem Kutscher in Hinsicht der Wohnung der Frau von Kambes die nöthige

Weisung, nahm lächelnd von ihr Abschied und entfernte sich, um bei der Frau Prinzessin wieder einzutreffen.

24.

Tags nach dem Einzuge der Frau Prinzessin zu Bordeaux beging man auf der Insel Saint-George ein großes Mittagsmahl, wozu Kanolles einestheils die Oberoffiziere seiner Garnison, anderntheils sämmtliche Plazkommandanten der Provinz eingeladen hatte.

Um zwei Uhr Nachmittags, der Stunde, auf welche der Beginn der Tafel festgesezt worden war, befand sich Kanolles in der Gesellschaft von mehr als einem Duzend Edelleuten, von denen er die meisten zum ersten Male sah. Sie erzählten von der großen Begebenheit des vorhergegangenen Tags, machten sich dabei über die Damen, die im Gefolge der Frau Prinzessin gewesen waren, höchlich lustig und ähnelten dabei sehr wenig Leuten, die einen Feldzug beginnen wollen, und denen die gewichtigsten

Interessen des Königreichs anvertraut waren. Kanolles, freudestrahlend und in seiner goldverbrämten Uniform prächtig anzuschauen, belebte die Heiterkeit der Anwesenden durch sein Beispiel nach Kräften.

Als man zu Tische gehen wollte, bat Kanolles noch um etwas Geduld.

»Meine Herren,« bemerkte er, »ich habe tausendmal um Entschuldigung zu bitten, allein es fehlt noch ein Gast.«

»Wer ist das?« frugen die Uebrigen und sahen sich einander an.

»Der Kommandant von Vaires, an den ich geschrieben habe, obwohl ich ihn nicht kenne, und der, eben darum weil ich ihn nicht kenne, zu einer gewissen Rüksicht berechtigt ist. Ich ersuche Sie daher um einen kleinen Aufschub von einer halben Stunde.«

»Der Gouverneur von Vaires,« vermeldete ein alter Offizier, der vermuthlich an militärische Pünktlichkeit gewöhnt war und ob des Aufschubs einen Seufzer nicht unterdrüken konnte, »der Gouverneur von Vaires! Halt! das ist, wenn ich mich nicht

ganz irre, der Marquis von Bernai. So viel ich aber weiß, versieht er seinen Posten nicht selbst, sondern hat einen Stellvertreter.»

»Dann,« versezte Kanolles, »wird er nicht kommen, aber doch wohl der Stellvertreter an seiner Statt. Er selbst ist gewiß am Hofe; Gnadentage vielleicht!«

»Aber Baron,« begann einer der Anwesenden, »es scheint mir gar nicht nöthig bei Hofe zu sein, um Avanzement zu machen; denn ich weiß einen Kommandanten aus meiner Bekanntschaft, der sich gar nicht zu beklagen hat. Teufel auch! Binnen drei Monaten Lieutenant, Kompagniechef, Gouverneur der Insel Saint-George! Gestehen Sie es nur zu, daß das ein allerliebster Weg ist.«

»Ich will das nicht abläugnen,« antwortete Kanolles erröthend. »Da ich aber gar nicht weiß, wem ich alle diese Begünstigungen verdanke, so muß ich annehmen, daß irgend ein guter Stern über mein Haus wacht und das Glük hineinwirft.«

»O wir kennen des Herrn Gouverneurs guten Stern,« äußerte der Lieutenant, der Kanolles in die Festung eingeführt hatte, »seine Verdienste sind es.«

»Ich bestreite das Verdienst durchaus nicht,« erklärte ein anderer Offizier, »im Gegentheil bin ich der erste, der es anzuerkennen geneigt ist; aber ich muß zu diesem Verdienst die Empfehlung einer gewissen Dame hinzufügen, die wohlgemerkt, nach der Königin die geistreichste, wohlthätigste und liebenswürdigste Dame in ganz Frankreich ist.

»Keine Zweideutigkeiten, Graf,« bat Kanolles mit freundlicher Miene den neuen Sprecher, haben Sie Geheimnisse für sich, so bewahren Sie sie; betreffen sie Ihre Freunde, so hüten Sie sie um Ihrer Freunde willen.«

»Ich gestehe,« bemerkte ein anderer Offizier, »daß, als ich von einem Aufschub der Tafel hörte, ich glaubte, daß man unsere Vergebung für irgend eine glänzende Toilette in Anspruch nehme. Jezt sehe ich aber wohl, daß ich mich getäuscht habe.«

»Wir werden also ohne Damengesellschaft speisen?« frug ein Anderer.

»Natürlich!« erwiederte Kanolles, »es sei denn, daß ich die Frau Prinzessin sammt ihrem Gefolge einlüde. Uebrigens, meine Herren, wollen wir nicht vergessen, daß unser Diner einen ernsthaften Zwek hat; wenn wir über Geschäfte sprechen wollen, so werden wir dabei doch nur uns selbst beschwerlich fallen.«

»Sehr Recht, Kommandant, obwohl bei Licht besehen die Frauen sich in diesem Augenblik zu einem leibhaftigen Kreuzzug gegen unsere Autorität rüsten. Als Beweis mag gelten, was der Herr Kardinal Mazarin zu Don Louis de Haro sagte.«

»Was hat er denn zu ihm gesagt?« frug Kanolles.

»Sie sind um Vieles glüklicher daran! Spaniens Frauen beschäftigen sich nur mit Koquetterien und Liebeleien, während die Frauen Frankreichs gegenwärtig an Niemand ihr Herz verschenken, dessen politisches Glaubensbekentniß sie nicht zuvor erforscht

haben. Dermassen, soll er mit einer ganz verzweifelten Miene hinzugesezt haben, daß die Rendezvous der Liebe heutigen Tages dazu dienen, in allem Ernste Staatsangelegenheiten zu verhandeln.«

»Deshalb,« versezte Kanolles, »hat man auch den Krieg, den wir vorhaben, den Damenkrieg genannt, ein Name, der für uns wenig Schmeichelhaftes enthält.«

Die von Kanolles erbetene Frist des Wartens war eben verstrichen, als die Thüre aufging, ein Bediente erschien und dem Herrn Gouverneur meldete, daß die Tafel angerichtet sei.

Kanolles lud seine Gäste ein, ihm zu folgen; doch als sie eben im Begriff standen, sich nach dem Speisesaal in Marsch zu sezen, ertönte im Vorzimmer eine andere Anmeldung:

»Der Herr Gouverneur von Vaires!«

»Ah, ah!« versezte Kanolles, »das ist hübsch von ihm.«

Er begann eben auszuschreiten, um dem Kollegen, der ihm noch unbekannt war, entgegenzugehen,

als er plözlich voller Erstaunen stehen blieb und in die Worte ausbrach:

»Richon! Richon! Sie! Gouverneur von Vaires!«

»Ja wohl, ich selbst, mein lieber Baron,« entgegnete Richon, indem er troz seines freundlichen Wesens die ernste Miene bewahrte, die ihm eigenthümlich war.

»Ha! um so besser!« rief Kanolles und drükte ihm auf das Herzlichste die Hand. »Meine Herren,« fuhr er laut fort, »Sie kennen diesen Herrn noch nicht, aber ich kenne ihn und ich spreche es unverholen aus, daß man einen Posten von solcher Wichtigkeit keinem bravern Manne anvertrauen konnte.«

Richon sah sich mit einem stolzen Blike um, wie ein Adler, der aufhorcht, und da er in den Bliken aller nur ein geheimes Staunen, das durch offenes Wohlwollen gemildert war, gewahrte, bat er Kanolles:

»Da Sie mich, mein lieber Baron, eben so vernehmlich vorgestellt haben, so ersuche ich Sie, mir die Namen jener Herren zu nennen, die ich noch nicht zu kennen die Ehre habe.«

Und Richon deutete auf drei oder vier Edelleute hin, denen er und die ihm durchaus fremd waren.

Es fand nun ein Austausch von Höflichkeitsbezeugungen, die zu jener Zeit allen gesellschaftlichen Berührungen ein eben so edles als inniges Gepräge gaben. Nach Verlauf einer Viertelstunde war Richon mit allen den jungen Offizieren so nahe befreundet worden, daß er von einem Jeden Degen oder Börse fordern konnte. Sein Empfehlungsbrief war sein wohlbekannter Muth, sein makelloser Ruf und die adelige Gesinnung, die aus seinen Augen sprach.

»Wahrlich! meine Herren,« äußerte der Kommandant von Brannes, »man muß zugeben, daß obwohl Herr von Mazarin ein Mann der Kirche ist, er sich auf die Kriegsleute ganz vortrefflich ver-

steht und seit einiger Zeit seine Sachen gar nicht übel macht. Er wittert den Krieg und wählt sich seine Kommandanten: Kanolles hier, Richon zu Baires.«

»Will man sich denn schlagen?« frug Richon ganz nachlässig.

»Und ob?« antwortete ein junger Mann, der geradewegs vom Hofe kam. »Sie, Herr Richon, fragen noch, ob man sich schlagen wird?«

»Jawohl.«

»Nun, da möchte ich Sie wohl fragen, wie es mit Ihren Vertheidigungswerken bestellt ist?«

»Sie sind fast wie neu, mein Herr; denn ich habe seit den drei Tagen, daß ich in dem Plaze bin, mehr Ausbesserungen vornehmen lassen, als man in den drei lezten Jahren vorgenommen hat.«

»Nun! Sie werden nicht lange zu warten brauchen, um davon Gebrauch zu machen,« erwiederte der junge Mann.

»Um so besser,« bemerkte Richon; »was kann ein Soldat Besseres wünschen als eben Krieg?«

»Gut,« fiel Kanolles ein, »der König mag jezt ruhig schlafen; denn er hält die Bordelesen mit ihren zwei Flüssen in Zaum.«

»So viel steht fest,« sprach Richon, »daß der, welcher mich eingesezt hat, auf mich auch zählen kann.«

»Seit wann, mein Herr, sagten Sie, daß Sie in Vaires seien?«

»Seit drei Tagen; und Sie, Kanolles, seit wann sind Sie denn auf der Insel Saint-George?«

»Seit acht Tagen. Hat man Sie denn eben so empfangen wie mich, Richon? Mein Einzug war wahrhaft glänzend, und ich habe den Herren in Wahrheit noch gar nicht genug dafür gedankt. Es gab Glokengeläute, Trommelschlag, Vivats; nur der Kanonendonner fehlte. Doch deshalb tröste ich mich, da man mir ihn in wenig Tagen nachzuholen versprochen hat.«

»Nun!« äußerte Richon, »darinne liegt ein Unterschied zwischen uns Beiden: Mein Einzug, mein lieber Herr Kanolles, war in dem Grad bescheiden, als der Ihrige glänzend war. Ich hatte

Befehl, in den Plaz hundert Mann, hundert Mann vom Regiment Turenne einzuführen und wußte gar nicht, wie ich es anfangen sollte, als meine Ernennung zu Saint-Pierre, wo ich mich aufhielt, vom Herrn von Epernon unterzeichnet, eintraf. Ich habe mich sogleich aufgemacht, mein Patent dem Lieutenant vorgezeigt und so ohne Trommeln und Trompeten vom Plaz Besiz genommen. Jezt bin ich drin.«

Kanolles, der anfänglich lächelte, empfand bei dem Tone, in welchem diese lezten Worte ausgesprochen waren, wie sich sein Herz unter dem Einfluß einer dunkeln Vorahnung zusammenpreßte.

»Wie viel Mann haben Sie?« frug Kanolles.

»Zuerst die hundert Mann vom Regiment Turenne, alte Soldaten von Rokroi, auf die man zählen kann; weiter eine Kompagnie, die ich in der Stadt anwerbe, und die ich einexerziere, wie mir die Rekruten eben zukommen; es sind Bürger, junge Leute, Handwerker, etwa zweihundert Mann; endlich erwarte ich eine lezte Verstärkung von hundert bis

hundert und fünfzig Mann, die vom Kapitän des Distrikts ausgehoben sind.«

»Vom Kapitän Ramblai?« frug einer der anwesenden Gäste.

»Nein, vom Kapitän Kauvignak,« gab Richon zur Antwort.

»Den kenne ich gar nicht!« ließen sich mehrere Stimmen zugleich verlauten.

»Ich kenne ihn,« bemerkte Kanolles.

»Ist es ein erprobter Roialist?«

»Das wage ich nicht zu behaupten. Indessen habe ich Grund zu vermuthen, daß der Kapitän Kauvignak eine Kreatur des Herrn von Epernon und daß er dem Herzog sehr ergeben ist.«

»Damit erledigt sich die Frage; denn wer dem Herzog ergeben ist, muß auch Seiner Majestät ergeben sein.«

»Es ist ein Vorläufer der königlichen Avantgarde,« erläuterte der alte Offizier, der bei der Tafel die beim Warten verlorene Zeit nachzuholen suchte.

»Ich habe in diesem Sinne von ihm reden hören.«

»Ist denn Seine Majestät schon aufgebrochen?« forschte Richon mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

»Jezt,« versicherte der junge Mann, der ganz kürzlich vom Hofe zurükgekehrt war, »muß der König wenigstens schon zu Blois sein.«

»Wissen Sie das gewiß? . . .«

»Ganz bestimmt. Die Armee wird vom Marschall de la Meilleraie kommandirt, der sich in hiesiger Gegend mit dem Herrn Herzog von Epernon vereinigen will.«

»Zu Saint-George vielleicht?« frug Kanolles.

»Oder lieber zu Vaires?« bemerkte Richon fragend. »Der Herr Marschall de la Meilleraie kommt aus der Bretagne und Vaires liegt demnach auf seinem Weg.«

»Wer den ersten Chok der beiden Armeen auszuhalten hat, wird seine Werke garstig in Gefahr bringen,« sagte der Gouverneur von Brannes. »Der Herr de la Mailleraie führt einige dreißig Stük

Kanonen und der Herr von Epernon deren fünfundzwanzig.“

„Das wird ein schönes Feuer geben,“ wandte Kanolles ein; „unglüklicherweise werden wir es nicht zu sehen bekommen.“

„Es sei denn,“ versezte Richon troken, „daß einer von uns sich für die Prinzen erklären würde.“

„Sehr richtig, doch Kanolles ist immer sicher, daß er irgend ein Feuer zu sehen bekommt. Erklärt er sich für die Prinzen, wird es das Feuer des Herrn de la Meilleraie und des Herrn von Epernon sein; bleibt er der Sache Seiner Majestät treu, wird er des Feuers der Bordelesen ansichtig werden.«

„Ha, ha! was das leztere anlangt,“ rief Kanolles aus, „so halte ich es eben nicht für erschreklich und gestehe, daß ich mich ordentlich schäme, nur mit Ihnen zu thun zu haben. Unglüklicherweise bin ich Seiner Majestät mit Leib und Seele zugethan und so muß ich mich schon bei einem ganz bürgerlichen Kriege zufrieden geben.“

„Warten Sie es nur ab, es wird schon kommen,“ sprach Richon.

„Haben Sie denn Vermuthungen?“ frug Kanolles.

„Mehr als das,“ entgegnete Richon, „ich habe vollständige Gewißheit. Der Rath der Bürgerschaft hat den Beschluß gefaßt, daß vor Allem die Insel Saint-George zu erobern sei.“

„Schon gut,“ versezte Kanolles; „sie mögen immer kommen; ich erwarte sie.“

Das Desert war aufgetragen und die ganze Gesellschaft noch im lebendigsten Gespräche begriffen, als man plözlich am Thore der Festung den Tambour anschlagen hörte.

„Was hat denn das zu bedeuten?“ sprach Kanolles.

„Wahrhaftig, lieber Kanolles!“ rief der junge Offizier aus, der die Nachrichten vom Hofe mitgebracht hatte, „es wäre lustig, wenn man Sie in diesem Augenblike angreifen würde, das gäbe eine charmante Mozion nach dem Mittagsessen.“

„Hole mich der Teufel! das hat ganz den Anstrich,“ bemerkte der alte Kommandant. „Dieses elende Bürgergesindel thut's gar nicht anders, als die Mahlzeitstunden zu stören. Ich befand mich während des Pariser Kriegs auf den Vorposten von Charenton und da konnten wir niemals weder ruhig frühstüken, noch ruhig zu Mittag speisen.“

Kanolles klingelte. Der Ordonanzsoldat trat in's Vorzimmer.

„Was gibt es denn?“ frug Kanolles.

„Ich weiß es noch nicht, mein Herr Gouverneur; vermuthlich einen Abgesandten von Seite des Königs oder der Stadt.“

„Ziehe sogleich Erkundigung ein und statte mir Rapport ab.“

Der Soldat lief eilends von dannen.

„Sezen wir uns wieder an die Tafel, meine Herren,“ bat Kenolles seine Gäste, die zum größten Theil aufgestanden waren. „Es wird Zeit genug sein, sie zu verlassen, wenn wir die Kanonen hören werden.“

Die Anwesenden nahmen insgesammt munter und guter Dinge wieder Plaz. Nur Richon, dessen Antliz eine Wolke umdüsterte, blieb unruhig und heftete seine Augen auf die Thüre, in Erwartung der Rükkehr des ausgeschikten Soldaten. Allein statt des Soldaten erschien ein Offizier in der Thüre mit gezogenem Säbel und meldete:

„Herr Gouverneur, ein Parlamentär.“

„Ein Parlamentär,“ wiederholte Kanolles. „Von wem kommt er?“

„Namens der Prinzen.“

„Woher?“

„Von Bordeaux.“

„Von Bordeaux!“ wiederholten alle Gäste, mit Ausnahme Richon's.

„Poztausend!“ äußerte der alte Offizier, „ist denn der Krieg schon im Ernste erklärt, daß man Parlamentäre schikt?“

Kanolles ging einen Augenblik mit sich innerlich zu Rathe, und sein Gesicht, das zehn Minuten

vorher gelacht hatte, nahm dabei ganz das ernste Gepräge an, wie es die Umstände forderten.

„Meine Herren,“ begann er, „die Pflicht des Dienstes geht allem Uebrigen vor. Ich werde aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Abgesandten der Herren Bordolesen eine schwierige Aufgabe zu lösen haben und weiß daher nicht, wann ich die Ehre haben kann, wieder bei Ihnen zu sein . . .“

„Nein, nein!“ riefen die anwesenden Gäste einstimmig aus; „verabschieden Sie uns, lieber Kommandant; was Ihnen begegnet, ist für uns ein Wink uns auf unsere respektiven Posten zurükzubegeben . . . Es ist demnach gefordert, daß wir uns ungesäumt trennen.«

„Es kam mir nicht zu, Ihnen, meine Herren, dies vorzuschlagen, «entgegnete Kanolles; „da Sie mir es jedoch anbieten, so verhehle ich nicht, daß ich es für das Klügste halte, und Ihren Vorschlag annehme . . .«

»Die Pferde oder die Equipagen für die Herren!“ befahl Kanolles einem Diener.

In ihren Bewegungen fast eben so hastig, als wären sie schon auf dem Schlachtfelde gewesen, waren die Gäste in die Sättel oder in ihre Wagen gesprungen und hatten sich von den ihnen als Eskorte dienenden Pikets begleitet, je nach der Richtung ihrer Stazionspläze entfernt.

Richon war bis zulezt geblieben.

„Baron,“ redete er Kanolles an, „ich habe Sie nicht verlassen wollen wie die Andern, da wir uns seit länger kennen, als Sie Jene kennen. Leben Sie also wohl; geben Sie mir Ihre Hand; viel Glük!«

Kanolles reichte Richon die Hand.

„Richon,“ sagte er und blikte ihm scharf in's Auge, »ich kenne Sie, es geht Etwas in Ihnen vor; Sie gestehen mir es nicht; denn vermuthlich ist es Ihr Geheimniß nicht allein. Indessen sind Sie so bewegt und wenn das ein Mann Ihres Wesens ist, so ist er es nicht um einer geringfügigen Sache willen.«

»Gehen wir denn nicht auseinder, um uns zu verlassen?« bemerkte Richon.

»Verließen wir uns denn nicht ebenfalls, als wir jüngst Biskarros Wirthshaus von einander Abschied nahmen und doch blieben Sie damals ganz ruhig?«

Richon lächelte traurig.

»Baron,« sprach er weiter, »mir ahnet, als würden wir uns nicht wiedersehen.«

Kanolles erzitterte, so mächtig ergriff ihn die tiefe Melancholie, die in der sonst so festen Stimme des abenteuerlichen Parteimannes lag.

»Nun, Richon,« antwortete Kanolles, »wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, so will das soviel sagen, daß einer von uns Beiden sterben ... den Tod der Braven erleiden wird. In diesem Falle wird der, den es trifft, sterbend wenigstens die Gewißheit haben, daß er im Herzen eines Freundes leben bleibt. Umarmen wir uns, theurer Richon! Sie haben zu mir gesagt: Viel Glük; ich spreche: frohen Muth!«

Beide Männer fielen sich einander in die Arme und hielten sich einige Zeit, Herz an Herz gedrükt, umschlungen.

Als sie sich trennten, wischte sich Richon eine Thräne ab, die einzige vielleicht, die je sein stolzes Auge benezt hatte. Darauf, als ob er befürchtete, daß Kanolles diese Thräne gewahren möchte, stürzte er aus dem Zimmer, beschämt ohne Zweifel einem Manne, dessen Muth er kannte, ein solches Zeichen der Schwachheit gegeben zu haben.

25.

Der Speisesaal war mit alleiniger Ausnahme Kanolles und des Offiziers, der den Parlamentär angemeldet hatte und der sich an der einen Seite der Thüre aufgestellt hatte, leer geworden.

»Was befehlen der Herr Gouverneur?« unterbrach nach einigen Augenbliken der Offizier das Schweigen.

Kanolles, der nach dem Abschied von Richon ganz in Gedanken versunken war, fuhr beim

Tone dieser Stimme zusammen, richtete den Kopf empor und frug:

»Wo ist der Parlamentär?«

»Im Rüstsaal, mein Herr.«

»Von wem ist er begleitet?«

»Von zwei Mann Bürgersoldaten aus der Stadt Bordeaux.«

»Wer ist es?«

»Ein junger Mann, so weit man es beurtheilen kann; denn er trägt einen breitkrämpigen Hut und ist in einen großen Mantel eingehüllt.«

»Wie hat er sich angemeldet?«

»Als Bringer von Depeschen der Frau Prinzessin und des Parlaments von Bordeaux.«

»Bitten Sie ihn einen Augenblik zu warten,« befahl Kanolles dem Offizier. »Ich werde bald bei ihm sein.«

Der Offizier verließ das Zimmer, um dem erhaltenen Befehle Folge zu leisten und Kanolles schikte sich eben an, ihm zu folgen, als sich eine Thüre öffnete und Nanon ganz bleich und zitternd

mit einem erkünstelten Lächeln erschien und Kanolles Hand ergriff.

»Ein Parlamentär, theurer Freund,« begann sie, »was soll das bedeuten?«

»Das soll, meine süße Nanon, so viel bedeuten, daß die Herren Bordelesen mich entweder erschreken oder verführen wollen.«

»Und was haben Sie beschlossen?«

»Daß ich ihn empfangen werde.«

»Können Sie sich nicht davon frei machen?«

»Das ist nicht wohl möglich. Es liegt das im Brauch, dem man sich nicht entziehen kann.«

»Mein Gott, mein Gott!«

»Was ist Ihnen denn, liebe Nanon?«

»Ich habe solche Angst.«

»Weshalb?«

»Haben Sie mir denn nicht eben gesagt, daß dieser Parlamentär gekommen sei, um Sie entweder zu erschreken oder um Sie zu verführen?«

»Ei gewiß; denn ein Parlamentär wird nur in dieser oder jener Absicht geschikt. Fürchten Sie denn, daß er mich erschreke?«

»O nein; aber er wird Sie vielleicht verführen?«

»Nanon, Sie verlezen mich.«

»Ach! mein theurer Freund, ich spreche ja nur aus, was mir solche Angst macht.«

»Hegen Sie denn in dieser Hinsicht Zweifel und wofür halten Sie mich?«

»Für das, Kanolles, was Sie sind, für ein edelmüthiges, aber schwaches Herz.«

»So, so!« bemerkte Kanolles scherzend, »der Parlamentär soll mir nur kommen und wäre es Kupido in eigener Person.«

»Vielleicht ist er's.«

»Haben Sie ihn denn gesehen?«

»Ich habe ihn nicht gesehen, wohl aber habe ich seine Stimme gehört und die ist für einen Parlamentär äußerst zart.«

Nanon, Sie sind nicht recht bei Sinnen, lassen Sie mich thun, was meine Pflicht gebietet. Sie haben mich zum Gouverneur gemacht . . .«

»Um mich zu vertheidigen, Freund!« fiel Nanon ein.

»Halten Sie mich den für so feige, Nanon, daß ich Sie verrathen sollte? Wahrhaftig, Nanon, Sie beschimpfen mich durch Ihre Zweifel.«

»Sie sind also entschlossen, den jungen Mann zu sehen?«

»Das ist meine Schuldigkeit und wahrlich ich kann Ihnen nicht dafür danken, daß Sie sich der Erfüllung meiner Pflicht widersezen.«

»Sie sind frei, Freund,« erklärte Nanon traurig. »Nur ein allereinziges Wort noch . . .«

»Lassen Sie hören.«

»Wo werden Sie ihn empfangen?«

»In meinem Kabinet.«

»Canolles, eine Bitte.«

»Und welche?«

»Anstatt ihn in ihrem Kabinet anzunehmen, empfangen Sie ihn lieber in Ihrem Schlafzimmer.«

»Was soll dieser Einfall?«

»Verstehen Sie ihn nicht?«

»Nein.«

»Mein Zimmer geht in Ihren Alkoven.«

»Und Sie wollen zuhören? . , .«

»Hinter den Vorhängen, wenn Sie mir es erlauben.«

»Nanon, Nanon!«

»Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben, theurer Freund: ich habe einen Glauben an meinen guten Stern und ich werde Ihnen Glük bringen.«

»Aber Nanon, wenn der Parlamentär . . .«

»Nun?«

»Mir irgend ein Staatsgeheimniß anvertrauen wollte?«

»Können Sie denn ein Staatsgeheimniß nicht Derjenigen anvertrauen, die Ihnen ihr Leben und ihr Glük anvertraut hat . . .?«

»Es sei Nanon; hören Sie meinetwegen zu, weil Sie es nun einmal durchaus so haben wollen, aber jezt halten Sie mich nicht länger zurük; der Parlamentär wartet.«

»Gehen Sie Kanolles, eilen Sie, aber zuvor segne ich Sie für das Gute, das Sie an mir gethan haben.«

Und das junge Weib wollte die Hand ihres Geliebten küssen.

»Kleine Thörin!« rief Kanolles aus, zog sie an seine Brust und umarmte sie; »Sie werden also . . .«

»Hinter den Vorhängen Ihres Bettes verstekt sein. Dort werde ich sehen und hören können.«

»Aber, Nanon, lachen Sie um Gotteswillen nicht; denn es handelt sich um ernste Angelegenheiten.«

»Deshalb seien Sie unbesorgt,« versezte die junge Frau, »ich werde gewiß nicht lachen.«

Kanolles gab Befehl, daß man den Gesandten einführe, und begab sich im Voraus in sein Zimmer, einen großen noch unter Karl IX. ausmeublirten

Saal und von einem düstern Anstrich. Zwei Armleuchter brannten auf dem Gesimse des Kamins, warfen jedoch nur eine schwache Helle durch das geräumige Appartement, dessen Alkoven, ganz im Hintergrund gelegen, sich im Schatten befand.

»Sind Sie da, Nanon?« frug Kanolles.

Ein gedämpftes, halblautes Ja gelangte bis zu seinem Ohr.

In diesem Augenblik wurden Schritte hörbar; der auf Wache stehende Soldat präsentirte sein Gewehr. Der Abgesandte trat ein, folgte mit seinen Bliken noch dem Diener, der ihn eingeführt hatte, bis er mit Kanolles allein war, oder es wenigstens zu sein glaubte. Jezt nahm er seinen Hut ab und schlug den Mantel zurük und alsbald rollten blonde Loken auf reizende Schultern herab und es erschien unter einem goldenen Wehrgehänge die zarte und schwellende Gestalt eines Weibes. Aus dem sanften und traurigen Auge erkannte Kanolles die Vikomtesse von Kambes wieder.

»Ich hatte Ihnen versprochen, daß ich Sie wiederfinden würde und ich halte Wort,« begann sie. »Hier bin ich.«

Kanolles, übermannt von dem Gefühl des Erstaunens und der Bestürzung, schlug seine Hände zusammen und sank in einen Lehnsessel.

»Sie! Sie hier! . . .« sprach er leise. »Oh! Oh mein Gott! weshalb kommen Sie zu mir, was verlangen Sie hier von mir?«

»Ich komme lediglich, um Sie zu fragen, ob Sie sich meiner noch erinnern?«

Kanolles seufzte tief auf, drükte seine beiden Hände vor die Stirn, um die entzükende und doch verhängnißvolle Erscheinung zu beschwören.

Jezt ward ihm auf einmal Alles klar: Nanon's Angst, ihre Blässe und ihr Erzittern; zudem ihr Verlangen der Audienz anzuwohnen. Nanon hatte mit dem Auge der Eifersucht in dem Parlamentär ein weibliches Wesen erkannt.

»Ich komme Sie ferner zu fragen,« fuhr Klara fort, »ob Sie bereit sind jene Verpflichtung zu er-

füllen, die Sie mit mir in dem kleinen Zimmer zu Joulnai eingegangen sind, der Königin nämlich Ihre Entlassung einzuschiken und in den Dienst der Prinzen zu treten.“

„Still! Still! Madame,“ rief Kanolles aus.

Klara erschrak bei dem schrekhaften Tone, der in der Stimme des jungen Mannes lag. Unruhig blikte sie um sich und frug:

„Sind wir denn hier nicht allein?“

„Das wohl, Madame, aber es könnte uns Jemand durch die Mauern hindurch behorchen.“

„Ich hätte geglaubt,“ versezte Klara lächelnd, „daß die Mauern der Festung Saint-George solider wären.“

Kanolles antwortete Nichts.

„Ich komme Sie also zu fragen,“ hob Klara von Neuem an, „da ich seit den acht oder zehn Tagen, seitdem Sie hier sind, Nichts von Ihnen gehört habe, so daß ich es heute noch nicht wissen würde, wer auf der Insel Saint-George kommandirt, wenn nicht der Zufall oder vielmehr das öffent-

liche Gerücht mich benachrichtigt hätte, daß dies derjenige Mann sei, der mir vor kaum zwölf Tagen zuschwor, seine Ungnade sei ein Glük für ihn, weil sie ihm erlaube, seinen Arm, seinen Muth, sein Leben einer Partei zu weihen, der ich angehöre . . ."

Nanon konnte sich nicht enthalten, eine Bewegung zu machen, die Kanolles durch alle Glieder fuhr und die Frau von Kambes veranlaßte sich umzusehen.

„Was ist das?" frug sie.

„Nichts," antwortete Kanolles, „ein Geräusch, das diesem alterthümlichen Zimmer eigenthümlich ist."

„Wäre es etwas Anderes," sprach Klara und legte ihre Hand auf Kanolles Arm, „so verhehlen Sie mir es nicht, Baron, denn Sie werden selbst einsehen, daß die Unterhaltung von Wichtigkeit ist, die mich bestimmt hat, Sie aufzusuchen und die wir zu beginnen im Begriff stehen."

Kanolles trokuete sich die Schweißtropfen ab, die seiner Stirn entquollen und versuchte zu lächeln.

„Reden Sie weiter,“ bat er.

„Ich rufe Ihnen also jenes Versprechen noch einmal in's Gedächtniß zurük und frage Sie, ob Sie es zu halten noch gewillt sind?“

„Ach, Madame,“ antwortete Kanolles, „die Sache ist unmöglich worden.“

„Und warum das?“

„Weil viele unerwartete Ereignisse seit jener Zeit eingetreten sind, weil sich Verbindungen erneuert haben, die ich abgebrochen glaubte; weil die Königin an die Stelle der Strafe, die ich verdient zu haben mir gestehen mußte, eine Gnade hat treten lassen, der ich nicht würdig war. Ich bin jezt der Partei Ihrer Majestät zugethan aus . . . Dankbarkeit.“

Ein leiser Seufzer schlich sich durch den leeren Zimmerraum; denn die arme Nanon mochte wohl ein anderes Wörtchen als das erwartet haben, welches so eben ausgesprochen wurde.

„Sagen Sie lieber aus Ehrgeiz, Herr von Kanolles, und ich würde mir das erklären können. Sie sind von hochadeliger Geburt, man hat

Sie im fünfundzwanzigsten Jahre zum Kommandanten einer Festung gemacht. Das ist schön, ich weiß es wohl, aber es ist immer Nichts als der ganz natürliche Lohn für Ihre Verdienste und diese Ihre Verdienste versteht der Herr von Mazarin nicht allein zu würdigen . . ."

„Madame," fiel Kanolles ein, „kein Wort mehr davon, ich bitte Sie darum."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sprach Klara; „dieses Mal ist es nicht die Vikomtesse von Kambes, die zu Ihnen spricht, es ist die Abgesandtin der Frau Prinzessin, die, da sie die Sendung zu Ihnen einmal übernommen hat, sich derselben auch zu entledigen verpflichtet ist."

„Reden Sie weiter, Madame," bemerkte Kanolles mit einem tiefen Seufzer, der einem Stöhnen nicht unähnlich war.

„Da die Frau Prinzessin die Empfindungen kennt, welche Sie anfangs zu Chantilli, später zu Joulnai gegen mich an den Tag gelegt haben; da sie ferner zu erfahren verlangte, welcher Partei Sie

entschieden angehören; so hatte sie beschlossen einen Unterhändler an Sie abzusenden, um einen Versuch auf Ihren Plaz zu machen. Da ein anderer Unterhändler diesen Versuch vielleicht weniger angemessen vollzogen hätte, so übernahm ich den Auftrag in der Meinung, daß ich, die ich mit Ihren geheimen Gedanken in dieser Hinsicht vertraut bin, ihn vielleicht besser als irgend Jemand ausführen könnte."

„Meinen Dank, Madame," stotterte Kanolles und fuhr sich mit der Hand nach der Brust; denn während der kurzen Pause des Zwiegesprächs hörte er Nanon's stöhnende Athemzüge.

„Ich biete Ihnen also mein Herr, im Namen der Frau Prinzessin Folgendes an: Spräche ich in meinem Namen, würde ich die Reihe meiner Vorschläge umkehren und mit dem lezten zuerst anfangen," fügte Klara mit ihrem liebreizenden Lächeln hinzu.

„Ich höre," versezte Kanolles in dumpfem Tone.

„Sie überliefern die Insel Saint-George unter einer der drei Bedingungen, die ich Ihnen machen werde und die Ihrer Wahl überlassen bleiben. Die erste davon ist — beachten Sie wohl, daß nicht ich es bin, die sie Ihnen macht — eine Summe von zweimalhunderttausend Livres.“

„Madame, Madame, gehen Sie nicht weiter, bat Kanolles, indem er damit das Gespräch abzubrechen versuchte. „Ich bin von Ihrer Majestät der Königin mit einem Kommandement betraut, dieses Kommandement ist die Insel Saint-George und diese werde ich vertheidigen bis in den Tod!“

„Rufen Sie sich Vergangenes in's Gedächtniß zurük, mein Herr,“ rief Klara voller Traurigkeit aus, „so lauteten die Worte nicht, die Sie mir bei unserer lezten Begegnung sagten, als Sie mir versprachen, Alles zu verlassen, um mir zu folgen, als Sie schon die Feder in der Hand hielten, um von denen ihre Entlassung zu fordern, für die Sie heute Ihr Leben opfern wollen.“

»Ich habe dies, Madame, zu einer Zeit anbieten können, wo mir frei stand, mir meinen Weg zu wählen; heute bin ich es nicht mehr . . .«

»Wie, Sie sind nicht mehr frei!« rief die Frau von Kambes erbleichend aus; »wie verstehen Sie das, mein Herr? was wollen Sie damit sagen?«

»Daß ich durch die Ehre gebunden bin.«

»Nun, dann hören Sie die zweite Proposizion, welche ich Ihnen zu machen habe.«

»Wozu das?« sprach Kanolles; »habe ich Ihnen, Madame, nicht schon nachdrüklich genug wiederholt, daß ich in meinem Entschlusse unerschütterlich bin? Versuchen Sie mich also nicht weiter, es würde doch unnüz sein.«

»Vergebung, mein Herr,« entgegnete Klara ihrerseits, »allein auch ich bin mit einer Sendung beauftragt, der ich mich bis zum Ende zu entledigen verpflichtet bin.«

»Thun Sie es,« versezte Kanolles; »aber, in Wahrheit, Sie sind sehr grausam!«

»Geben Sie Ihre Entlassung ein, und wir werden dann auf Ihren Nachfolger kräftiger als auf Sie einzuwirken suchen. In ein bis zwei Jahren können Sie dann unter dem Prinzen mit dem Range eines Brigadiers wieder eintreten.«

Kanolles zukte traurig die Achseln.

»Ach, Madame,« seufzte er, »warum verlangen Sie nur lauter unmögliche Dinge von mir?«

»Wahrhaftig, mein Herr, ich begreife nicht, wie Sie mir das antworten können? Standen Sie nicht auf dem Punkt Ihr Entlassungsgesuch einzureichen? Sagten Sie nicht zu derjenigen, die damals bei Ihnen war, und die mit so unendlicher Freude auf Ihre Worte horchte, wie der Entschluß, Ihre Entlassung zu fordern aus freiem Antriebe, aus dem Grunde Ihres Herzens hervorgegangen sei? Warum wollen Sie hier nicht thun, was Sie in Joulnai zu thun sich erklärten, wenn ich es von Ihnen fordere, wenn ich Sie darum bitte? . . .«

Alle diese Worte drangen wie Dolchstiche in das Herz der armen Nanon und Kanolles fühlte sie mit.

»Was zu jener Zeit ein Akt ohne Bedeutung gewesen wäre, würde heute ein Verrath sein, ein infamer Verrath!« erklärte Kanolles in schmerzlicher Aufregung. »Nie werde ich die Insel Saint-George übergeben! nie werde ich um meine Entlassung nachsuchen!«

»So hören Sie,« fuhr Klara mit süßer Stimme fort, indem sie mit unruhigen Bliken das Zimmer durchforschte; denn Kanolles Widerstand und sein gezwungenes Benehmen mußten ihr ganz sonderbar vorkommen. »Hören Sie jezt die lezte Proposizion, bei der ich gerne angefangen hätte; denn ich wußte und ich habe es im Voraus ausgesprochen, daß Sie die beiden ersten von der Hand weisen würden. Materielle Vortheile, ich bin glüklich, es profezeit zu haben, sind keine Dinge, die ein Herz, wie das Ihre versuchen mögen; ein solches Herz bedarf anderer Hoffnungen als die des Ehrgeizes und äußerer Glüksgüter. Dem edeln Sinne muß ein edler Lohn winken. Hören Sie also . . .«

»Um des Himmels willen, Madame,« flehte Kanolles; »haben Sie Erbarmen mit mir.«

Und er machte eine Bewegung, als ob er sich zurükziehen wollte.

Klara wähnte ihn erschüttert und daß das, was sie ihm sagen wollte, ihren Sieg vollenden würde. Sie hielt ihn zurük und fuhr fort:

»Wenn man Ihnen nun, statt eines niedrigen Interesses einen reinen und ehrenvollen Preis anbieten würde; wenn man Ihre Entlassung, denn darum nachzusuchen ist für Sie kein Schimpf, da die Feindseligkeiten noch nicht begonnen haben, auch ist dieselbe weder ein Abfall noch eine Treulosigkeit, sondern ein unverfänglicher und einfacher Entschluß; wenn man, sage ich, diese Demission mit einer Verbindung bezahlt machte; wenn ein Weib, der Sie gesagt haben, daß Sie sie für ewig liebten und die troz dieser Eide nie offen Ihrer Neigung geantwortet hat, wenn dieses Weib Ihnen nun sagte: Herr von Kanolles, ich bin frei, ich bin reich, ich liebe Sie, werden Sie mein Gatte, reisen wir zu-

sammen ab . . . reisen wir, wohin Sie immer wollen, fern von allen diesen bürgerlichen Zerwürfnissen, außerhalb Frankreich . . . nun, mein Herr, sprechen Sie sich aus, würden Sie in einem solchen Fall nicht ja sagen?«

Troz der Schamröthe, troz der liebenswürdigen Zurükhaltung Klara's, troz der Erinnerung an jenes hübsche kleine Schloß von Kambes, das er von seinem Fenster aus würde haben sehen können, wenn nicht während der Szene, die wir hier abschildern, die Nacht auf die Erde herniedergestiegen wäre, beharrte Kanolles fest und unerschütterlich in seinem Entschluß; denn er sah von weitem, bleich in dem Schatten, aus den gothischen Vorhängen Nanon's Kopf verwirrt und in tausend Aengsten erzitternd, hervorragen.

»So antworten Sie mir doch, im Namen des Himmels antworten Sie mir!« bat Klara, »denn Ihr Stillschweigen verstehe ich nicht. Habe ich mich getäuscht? Sind Sie nicht der Herr Baron von Kanolles? Sind Sie noch derselbe Mann, der

mir zu Chantilli schwor, daß er mich liebte? der mir es in Joulnai hoch und theuer wiederholt hat? der mir zugeschworen hat, daß er nur mich in der Welt liebte, und daß er mir jede andere Liebe zu opfern bereit sei? Reden Sie! reden Sie! Bei allen Heiligen, sprechen Sie! Antworten Sie mir!«

Ein Stöhnen ward hörbar, so vernehmlich, so deutlich, daß Frau von Kambes nicht mehr daran zweifeln konnte, daß noch eine dritte Person im Zimmer sei, die der Unterhaltung beiwohne; ihre erschrekten Augen folgten der Richtung von Kanolles Blik, und dieser konnte nicht so schnell umspringen, als die Vikomtesse jene bleiche und starre, jene geistähnliche Gestalt schon bemerkt hatte, die alle Theile der Unterredung hochaufathmend verfolgte.

Beide Frauen wechselten durch die Düsterheit hindurch einen Flammenblik und stießen Beide ein Geschrei aus.

Nanon verschwand.

Frau von Kambes dagegen griff hastig nach ihrem Hut und Mantel. Zu Kanolles gewendet

sprach sie noch folgende Worte: »Jezt, mein Herr, begreife ich, was Sie Pflicht und Dankbarkeit nennen; ich weiß es nun, welcher Art die Pflicht ist, die Sie sich zu verlassen oder zu verrathen weigern; es ist mir nun klar, daß es Neigungen gibt, die aller Verführung unzugänglich sind und ich überlasse Sie diesen Neigungen, dieser Pflicht, dieser Dankbarkeit. Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie wohl.«

Sie that einen Schritt, um sich zu entfernen, ohne daß Kanolles sie zurükzuhalten versuchte, allein eine schmerzliche Erinnerung führte sie noch einmal zurük.

»Zum lezten Male, mein Herr,« ließ Sie sich vernehmen, »und im Namen der Freundschaft, die ich Ihnen für den großen Dienst schuldig bin, den Sie mir erwiesen haben; im Namen der Freundschaft, zu der auch Sie mir für den Dienst verbunden sind, den ich Ihnen geleistet habe; im Namen endlich aller derer, die Sie lieben und die auch Ihnen theuer und werth sind, ich schließe Niemand aus, bitte ich Sie, den Kampf nicht herauszufordern. Morgen, über-

morgen vielleicht, wird man Sie auf Saint-George angreifen; bereiten Sie mir nicht den Schmerz, erfahren zu müssen, daß Sie besiegt oder todt sind.«

Bei diesen Worten ermannte sich Kanolles.

»Madame,« sprach er, »ich danke Ihnen auf meinen Knieen für die Versicherung der Freundschaft, die Sie mir so eben gegeben haben. Diese ist mir weit kostbarer, als ich es auszusprechen vermag. Ach! man mag mich immer angreifen! man mag getrost kommen! Mein Gott, mit welcher Inbrunst rufe ich nicht den Feind herbei! Ich bedarf des Kampfes, ich bedarf der Gefahr, um mich in meinen eigenen Augen wieder zu erheben. Kampf, Gefahren, selbst der Tod sind mir willkommen! Ja der Tod soll mir willkommen sein, weil ich weiß, daß ich reich durch Ihre Freundschaft, sicher Ihres Mitgefühls und geehrt durch Ihre Achtung, gestorben bin.«

»Noch einmal, leben Sie wohl, mein Herr,« rief Klara und kehrte sich der Thüre zu.

Kanolles folgte ihr. In der Mitte des dunkeln Korridors ergriff er ihre Hand und sprach, mit einer Stimme, so leise, daß er sie selbst nicht verstehen konnte, folgende Worte:

»Klara, ich liebe Sie mehr, als ich Sie je geliebt habe; aber das Unglük will, daß ich Ihnen diese Liebe nicht anders beweisen kann, als daß ich fern von Ihnen sterbe.«

Ein flüchtiges, ironisches Lächeln war für den Augenblik der Frau von Kambes einzige Antwort; aber kaum war sie der Veste entrükt, als ein schmerhaftes Schluchzen sich ihrer bemächtigte und sie händeringend in die Worte ausbrach:

»Ach! er liebt mich nicht! O lieber Gott, er liebt mich nicht! Und ich — ich — Unglükliche — ich liebe ihn!«

26.

Nachdem er von Frau von Kambes geschieden war, kehrte Kanolles in sein Zimmer zurük. In der Mitte desselben stand Nanon bleich und

unbeweglich. Kanolles ging auf sie zu mit einer Miene voller Traurigkeit. Je näher er kam, beugte sie ihre Kniee. Er reichte ihr die Hand, sie sank ihm zu Füssen.

»Vergeben Sie mir,« sprach sie, »vergeben Sie mir, theuerster Kanolles! Ich bin es, die Sie hierher geführt, ich bin es, die Ihnen diesen schwierigen und dabei so gefahrvollen Posten verschafft hat. Werden sie getödtet, so bin ich die Ursache Ihres Todes. Ach, ich bin eine Selbstsüchtige, die lediglich an ihr Glük allein gedacht hat. Vergeben Sie mir, Kanolles, und verlassen Sie diesen Ort.«

Kanolles hob sie zärtlich auf.

»Ich sollte sie verlassen!« entgegnete er, »nein, Nanon, nie, nie werde ich das thun, Sie sind mir heilig; ich habe es geschworen, Sie zu beschüzen, zu vertheidigen, zu behüten, und ich werde Sie behüten oder selbst untergehen!«

»Kommt dies aus dem Grund Deines Herzens, Kanolles, aus freiem Antriebe, ohne Widerwillen?«

»Ja,« versicherte Kanolles mit sanfter Miene.

»Ich danke Dir, mein würdiger, mein edler Freund, ich danke Dir. Siehe, mein Leben will ich von heute an für Dich ohne Klage opfern; denn nur erst heute habe ich erfahren, was Du für mich gethan hast. Man hat Dir Geld angeboten; sind alle meine Schäze nicht die Deinigen? Man hat Dir Liebe angeboten; kann es in der ganzen Welt wohl ein Weib geben, das Dich lieben wird, wie ich Dich liebe? Man bot Dir einen hohen Grad an! Sieh, man will Dich angreifen. Nun, so laß uns Soldaten werben, Munizion und Waffen in Masse kaufen; laß uns mit verdoppelter Kraft vertheidigen. Ich werde für meine Liebe, Du wirst für Deine Ehre kämpfen. Und Du wirst sie zurükschlagen, mein braver Kanolles; auf daß die Königin wird sprechen müssen: sie habe keinen Offizier, der tapferer sei als Du es bist. Dein Avanzement, das sei meine Aufgabe, ergibt sich von selbst. Und wenn Du dann reich, mit Ehre und Ruhm überladen bist, steht es

Dir frei, mich zu verlassen; die Erinnerung wird als mein Trost bei mir zurükbleiben.«

Bei diesen Worten blikte Nanon Kanolles an und harrte auf eine Antwort ihrer exaltirten Rede. Dieser neigte stumm seinen Kopf.

»Nanon,« sagte er endlich, »niemals, so lange als ich auf der Insel Saint-George am Leben bin, soll Ihnen ein Leid geschehen, sollen Sie eine Beschimpfung zu erdulden haben. Fassen Sie sich also, beruhigen Sie sich; denn Sie haben durchaus nichts zu befürchten.«

»Herzlichen Dank,« versezte sie, »obwohl dies noch nicht Alles ist, was ich erbitte.«

Ganz leise murmelte sie:

»Ach, ach! Ich bin verloren; denn er liebt nicht mehr.«

Kanolles ward dabei von Nanon's flammenden Blik, der blizähnlich über ihr Antliz zukte, von ihrer farblosen Blässe, die in dieser einen Sekunde einen unendlichen Schmerz verrieth, betroffen.

Digitized by Google

»Ich will,« dachte er bei sich, »bis zum Ende großmüthig sein; denn ohne Großmuth wäre mein Schirm eine Infamie! . . .«

»Komm, Nanon, komm,« bat er sie, »nimm Deinen Mantel um, theure Freundin, bedeke Dich mit Deinem Männerhut, die Nachtluft wird Dir wohl thun. Ich muß von einem Augenblik zum andern eines Angriffs gewärtig sein und will deshalb bei guter Zeit meine Nachtrunde antreten.«

Nanon außer sich vor Freude, kleidete sich flink an, wie Kanolles erbeten hatte, und folgte ihm nach.

Kanolles war ein Offizier im wahren Sinne des Worts. Fast noch Kind war er in den Dienst eingetreten, hatte aber allen Studien seines rauhen Handwerks eifrig obgelegen. Er visitirte den ganzen Plaz nicht als Befehlshaber, sondern als ein erfahrener Ingenieur. Die Offiziere, die ihn als einen Günstling hatten anlangen sehen und die da glaubten, es mit einem Paradehelden zu thun zu haben, wurden einer nach dem andern von Kanolles

über alle Hilfsmittel zum Angriff und zür Vertheidigung befragt. So sahen sie sich alsbald gezwungen, in dem jungen und lebenslustigen Mann einen wohlerfahrenen Gouverneur anzuerkennen, und selbst die ältesten Offiziere sprachen nur mit Respekt von ihm. Das Einzige, was sie ihm etwa vorwerfen mochten, war die Zartheit seiner Stimme bei Ertheilung der Befehle und eine ungewöhnliche Höflichkeit bei allen Fragen, die er that. Sie befürchteten, daß dies ein Anzeichen seiner Schwäche sei. Da indessen ein Jeder die Größe der Gefahr empfand, so wurden die Befehle des Gouverneurs mit der pünktlichsten Schnelligkeit vollzogen, die dem Chef von seinen Soldaten eine ähnliche Idee einimpfte, wie diese über ihn gefaßt hatten. Im Laufe des Tages war eine Kompagnie Pionire eingetroffen, Kanolles beauftragte sie mit der Ausführung mehrerer Arbeiten, die man auf der Stelle in Angriff nahm. Vergebens suchte Nanon ihn nach Hause zurükzuführen, um ihm die Strapaze einer in solcher Weise vollbrachten Nacht zu ersparen,

allein er sezte seine Runde ruhig fort, verabschiedete vielmehr Manon in der zärtlichsten Weise, indem er von ihr forderte, daß sie sich nach Hause begeben möge. Nachdem er hierauf noch vier Leute, welche der Lieutenant ihm als die befähigsten von Allen anempfohlen, auf Kundschaft ausgeschikt hatte, sezte er sich auf einen Steinblok hin, von wo er den Fortgang der Arbeiten beaufsichtigte.

Während seine Augen maschinenartig der Bewegung der Erdhaken und Reuthouen folgten, schweifte Kanolle's Geist, den erdigen Dingen, die vor seinen Bliken vorgingen, enthoben, in tausend Bildern seiner schaffenden Fantasie umher und erging sich nicht nur in den Vorkommnissen des heutigen Tags, sondern er durchforschte auch noch einmal alle jene eigenthümlichen Begegnisse, deren Held er seit jenem Tage gewesen war, wo er die Bekanntschaft der Frau von Kambes gemacht hatte. Aber sonderbar, sein Geist ging nicht darüber hinaus; es wollte ihm scheinen, als habe er erst vor jenem Tage an zu leben angefangen; daß er vordem in

einer ganz anderen, niederen Welt gelebt habe. Seit damals war in seinem Leben ein Licht aufgetaucht, das jegliche Sache unter einem andern Gesichtspunkt erscheinen ließ. Seit jenem neuen Tage war Nanon, die arme Nanon einer andern Liebe unerbittlich geopfert, die in ihrem Entstehen schon hinreißend war, wie es jene eine Liebe zu sein pflegt, die sich des Menschen ganzen Wesens bemächtigt, sobald es nur einmal davon berührt worden ist.

Nach einer Reihe schmerzlicher Betrachtungen, die bei dem Gedanken, daß er von Frau von Kambes geliebt sei, mit himmlischem Entzüken durchquikt waren, gestand sich endlich Kanolles, daß nur die Pflicht es sei, die ihm vorschreibe, als Mann von Ehre zu handeln, und daß die Freundschaft, die er für Nanon hege, bei seinem Entschluß ohne Geltung sei.

Arme Nanon! Kanolles nannte das Gefühl, das er für sie im Herzen trug: Freundschaft; denn die Freundschaft in der Liebe pflegt der Gleichgiltigkeit sehr nahe verwandt zu sein.

Nanon wachte ebenfalls; denn sie hatte sich nicht entschließen können, sich zu Bett zu legen. An eine Fensterbrüstung angelehnt, um nicht bemerkt zu werden, in einen schwarzen Mantel verhüllt, folgte sie in ihren Sinnen, nicht dem Monde, der traurig und fahl durch die Wolkenbilder glitt, nicht den hohen Pappelbäumen, wie sie ihre Blätterkronen anmuthig dem Nachtwind zuneigten, nicht dem zakigen Laufe der majestätischen Garonne, weit mehr einer aufrührerischen Vasallin gleich, die sich anschikt ihrem Gebieter den Gehorsam zu versagen, als einer getreuen Sklavin, die ihren Tribut zum Weltmeer trägt — wohl aber jenem peinlichen Gedankensturm, der in der Seele ihres Geliebten gegen sie vor sich ging. In den nächtigen Formen, die sich auf den Steinplatten abmalten, in einem langen Schlagschatten, der regungslos eine Leuchtpfanne umlagerte, wollte sie das Ebenbild ihres vergangenen Glüks erbliken; sie, die vormals so willensstark, so stolz, so kühn gewesen war, hatte jezt alle Willenskraft, allen Stolz, jede Spannung verloren, während

man meinen könnte, daß ihr Wesen durch das Gefühl des Unglüks aufgestachelt sich zu einer verdoppelten Anstrengung hätte emporraffen müssen; ach! sie empfand, wie in den Herzensgründen ihres Geliebten eine andere Liebe Keime trieb, gleich wie Gott, indem er Himmel und Erde zugleich umarmt, in der Erde Leib der Kräuter Sprossen fühlt.

Erst als der Tag schon angebrochen war, kehrte Kanolles in seine Wohnung zurük. Nanon hatte sich in ihr Zimmer ebenfalls zurükgezogen; Kanolles wußte also nicht, daß sie die ganze Nacht hindurch gewacht hatte. Er kleidete sich nun sorgfältig an, ließ die Besazung noch einmal zusammentreten, visitirte bei Tage noch einmal die verschiedenen Batterien, zumal jene, die das linke Ufer der Garonne beherrschten, ließ die Thore mit Ketten schließen, auch einige Strandbote mit Falkaunen und anderem Geschüz ausrüsten. Darauf hielt er über seine gesammte Mannschaft eine Revue ab, spornte sie durch eindringliche Worte an, bis er endlich gegen zehn Uhr nach Hause zurükkehrte.

Nanon erwartete ihn. Ein schwermüthiges Lächeln umspielte ihre Lippen. Das war nicht mehr jene stolze und herrische Nanon, deren Eigenwille selbst den Herzog von Epernon zittern machte; es war eine schüchterne Geliebte, eine furchtsame Sklavin, die nicht einmal mehr forderte, daß man sie liebe, sondern die bloß um die Erlaubniß bat, daß man ihr zu lieben gestatte.

Der Tag verstrich ohne irgend ein bemerkenswerthes Ereigniß, ausgenommen jene wechselnden Strömungen, die in Kanolle's und Nanon's innerer Welt vor sich gingen. Die von Kanolles ausgesendeten Kundschafter kehrten einer nach dem andern zurük, ohne jedoch eine bestimmte Nachricht zu rapportiren. Nur eben so viel wußten sie zu berichten, daß in Bordeaux große Aufregung herrsche und daß es ganz augenscheinlich, daß irgend Etwas im Werke sei.

Nachdem Frau von Kambes in die Stadt zurükgekehrt war, hatte sie an Herrn Lenet sogleich über das Ergebniß ihrer Mission berichtet. Jene

Einzelnheiten, die ihre Zusammenkunft mit Kanolles karakterisirten, waren in den geheimsten Falten ihres Herzens zurükgeblieben. Die Bordelesen forderten laut, daß die Insel Saint=George mit Sturm genommen werde, und viel Volks erbot sich, an der Expedizion Theil zu nehmen. Die Leiter der Dinge hielten sie davon einzig und allein durch das Vorgeben ab, daß ein kriegserfahrener Mann fehle, der das Unternehmen führen, desgleichen regelmäßige Truppen, die es unterstüzen könnten. Lenet benuzte sehr geschikt diesen Moment, um den Namen der zwei Herzöge unvermerkt in Erinnerung zu bringen und ihre Armee anzubieten. Seine Eröffnung ward mit Jubel aufgenommen, und selbst diejenigen, die Tags zuvor dafür gestimmt hatten, daß man ihnen die Thore verschließen solle, riefen sie jezt laut und öffentlich herbei.

Lenet eilte der Frau Prinzessin diese gute Botschaft zu überbringen, die denn in deren Folge alsbald ihren ganzen Rath zusammenberief.

Klara schüzte Ermüdung vor, um an keiner Maßregel, die gegen Kanolles etwa beschlossen werden möchte, Theil zu haben und zog sich in ihr Zimmer zurük, damit sie sich nach Herzenslust ausweinen könne.

Von ihrem Zimmer aus vernahm sie das Wuthgeschrei und die Drohungen des Volks, die alle ohne Ausnahme gegen Kanolles gerichtet waren.

Es währte nicht lange, so ertönte Trommelschlag. Die Kompagnien versammelten sich; die Schöffen der Stadt ließen das Volk bewaffnen, das Piken und Flinten forderte; man zog die Kanonen aus dem Zeughaus, vertheilte Pulver und zweihundert Fahrzeuge wurden bereit gemacht, um im Dunkel der Nacht die Garonne hinaufzufahren, während dreitausend Mann Landtruppen auf dem linken Ufer des Flusses marschieren und von der Landseite angreifen sollten.

Die Seetruppen sollten vom Parlamentrath Espagnet, einem braven und erfahrenen Manne angeführt werden, das Landheer dagegen durch Herrn

von Larochefoukault, der eben mit beinahe zweitausend Edelleuten in die Stadt eingerükt war. Mit tausend Edelleuten weiter hatte Herr von Bouillon für den darauf folgenden Tag einzutreffen zugesagt. Deshalb beschleunigte der Herr Herzog von Larochefoukault die Expedizion um so mehr, damit sich sein Kollege nicht dabei befinden möge.

27.

Zwei Tage nach jenem Tag, an welchem Frau von Kambes in der Gestalt eines Parlamentärs auf der Insel Saint-George erschienen war, meldete man Kanolles, es war Nachmittags gegen zwei Uhr, als er eben auf den Wällen eine Rundschau vornahm, daß ein Bote mit einem Brief an ihn, ihm denselben persönlich zu übergeben verlange.

Der Bote ward sogleich eingeführt und händigte Kanolles seine Depesche ein.

Dieselbe enthielt augenscheinlich nichts Amtliches, denn es war ein kleiner, mehr länglicher als breiter

Brief, mit einer feinen und zitternden Handschrift auf einem bräunlich geglätteten und wohlriechenden Papier.

Beim Anblik des Billets fühlte Kanolles sein Herz hüpfen.

»Wer hat Dir diesen Brief übergeben?

»Ein Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren.«

»Mit Schnauzbart und grauem Haupthaar?«

»Zu dienen, ja.«

»Etwas gekrümmt seinem Körper nach?«

»Ja.«

»Von militärischen Anstand?«

»Ganz richtig.«

Kanolles drükte dem Manne ein Goldstük in die Hand und befahl ihm sich auf der Stelle wieder hinwegzubegeben.

Darauf entfernte er sich, um sich in dem Winkel einer Schanze zu verbergen und dort mit hochklopfendem Herzen das Brieflein zu lesen, das er so eben empfangen hatte.

Es enthielt nur folgende Worte:

»»Sie werden angegriffen werden. Wenn Sie meiner nicht mehr würdig sind, so zeigen Sie sich wenigstens Ihrer selbst würdig.««

Der Brief war ohne Unterschrift; doch Kanolles erkannte bald die Schreiberin, wie er Pompejus in dem Zwischenträger erkannt hatte. Scheu sah er sich um, ob er von Niemand bemerkt werde, wie ein Jüngling, der bei seiner ersten Liebe erröthet, und drükte das Billet an seine Lippen, küßte es inbrünstiglich, bis er es endlich auf seiner Brust in Verwahrsam brachte.

Hierauf bestieg er das Kronwerk der Zitadelle, von wo ab er wohl auf eine Meile den Lauf der Garonne verfolgen und die flachen Ufer in ihrer ganzen Ausdehnung überschauen konnte.

Weder auf dem Fluß, noch auf der Landfläche war irgend Etwas zu sehen.

»Der Morgen wird wohl so hinschleichen.« dachte er bei sich; »sie werden nicht bei hellem, lichten Tage kommen; sie werden unterwegs hübsch

ausruhen und dann zum Abend ihren Angriff beginnen.«

Kanolles hörte hinter sich ein flüchtiges Geräusch, drehte sich um und erblikte seinen Lieutenant.

»Ah! Herr von Vibrak,« redete ihn Kanolles an, »Sie sind es; nun was spricht man denn?«

»Ei, mein Kommandant, daß die Fahne der Prinzen morgen auf der Insel Saint-George wehen werde.«

»Und wer sagt das?»

»Zwei von unsern Kundschaftern, die eben zurükgekehrt sind und die Voranstalten mit angesehen haben, welche die Bürger der Stadt gegen uns zurüsten.«

»Und was haben Sie den Leuten geantwortet, die Ihnen gesagt haben, daß der Herrn Prinzen Fahne morgen auf der Festung Saint-George wehen würde?«

»Ich habe ihnen, mein Kommandant, geantwortet, daß mir das sehr einerlei wäre, wenn ich es nur nicht zu sehen brauchte.«

»Da haben Sie mir, mein Herr, die Antwort von der Zunge genommen,« versezte Kanolles.

»Bravo! Kommandant, etwas Anderes verlangen wir nicht, und unsere Soldaten werden sich wie die Löwen schlagen, wenn sie Ihre Antwort hören werden.«

»Sie mögen sich wie Männer schlagen, das ist Alles, was ich von ihnen fordere . . . Was spricht man denn über die Art des Angriffs?«

»General, es ist eine Ueberraschung, die man uns bereiten will,« bemerkte Herr von Vibrak lachend.

»Eine Ueberraschung!« sprach Kanolles, »das ist schon der zweite Wink, der mir zugeht . . . Und wer wird die Angreifer führen?«

»Der Herr von Larochefoukault das Landheer; der Parlamentsrath von Espagnet dagegen die Seetruppen.«

»Nun,« äußerte Kanolles, »ich möchte ihm doch einen Rath geben.«

»Wem?«

»Dem Rath von Espagnet.«

»Und welchen?«

»Seine Bürgermilizen mit einem guten, eingeübten Regiment zu verstärken, das den Bürgern lehren kann, wie ein wohlgenährtes Feuer auszuhalten ist.«

»Er hat Ihren Rath nicht erst abgewartet, Kommandant: denn bevor er ein Mann der Justiz ward, ist er ein wenig Soldat gewesen. Er hat sich zu dieser Expedizion das Regiment von Navailles zugesellt.«

»Wie! Das Regiment von Navailles?«

»Ja wohl.«

»Mein ehemaliges Regiment?«

»Dasselbe. Es ist, wie es scheint, mit Waffen und Zeug zu den Prinzen übergangen.«

»Wer befehligt es?«

»Der Baron von Ravailli.«

»Wahrhaftig!«

»Kennen Sie ihn?«

»O ja; es ist ein lieber Kerl, so brav wie sein Degen. Demnach möchte es hiziger zugehen, als ich anfänglich dachte, und wir werden ein artiges Tänzchen zu bestehen haben.«

»Was haben Sie zu befehlen, Kommandant?«

»Daß die Posten heut Abend verdoppelt werden; daß die Mannschaften ohne Ausnahme im Zeuge bleiben. Die eine Hälfte soll wachen, während die andere ausruht. Die Wachen sollen sich theilen und zur Hälfte hinter den Böschungen verstekt halten. Warten Sie noch einen Augenblik.«

»Zu Befehl.«

»Haben Sie schon gegen Jemand über die eingezogene Kundschaft etwas verlauten lassen?«

»Durchaus gegen Niemand.«

»Das ist gut. Halten Sie die Nachrichten noch einige Zeit geheim. Wählen Sie indessen ein Duzend von den schlechtesten Soldaten aus; Sie haben doch Fischer und Wilddiebe und dergleichen Leute?«

»Mehr als genug, Kommandant.«

»Nun, wie ich Ihnen sagte, suchen Sie ein Duzend Mann heraus und geben Sie ihnen bis auf morgen früh Urlaub. Diese werden theils in der Garonne fischen gehen, theils sich im Feld verbreiten. Espagnet und Larochefoukault werden sie dann in der Nacht einfangen und sie ausforschen.«

»Ich weiß nicht, Kommandant, wie Sie das meinen?«

»Ei, die Belagerer sollen glauben, wir befänden uns in der größten Sorglosigkeit. Jene Leute, die von nichts wissen, werden es ihnen mit einem gewissen Anstrich von Wahrheit zuschwören, wodurch sie sich täuschen lassen; während wir doch auf unserer Hut sind.«

»Ja, das ist gut.«

»Lassen Sie den Feind in voller Ruhe nahen, sich ausschiffen, er mag sogar die Sturmleitern anlegen . . .«

»Wann aber soll denn losgebrannt werden?«

»Sobald ich es kommandiren werde; wenn ein einziger Schuß fällt, bevor ich kommandirt habe, bei meiner Ehre als Kommandant, den lasse ich niederschießen!«

»Teufel auch!«

»Der Bürgerkrieg ist doppelt Krieg; man darf bei ihm nicht wie bei einer Hezjagd zu Werke gehen. Lassen Sie die Herren Bordelesen immer lachen; Sie selbst mögen lachen, wenn es Ihnen Spaß macht, nur aber nicht eher, als ich es ausgesprochen habe, daß man lachen kann.«

Der Lieutenant trat ab, um Kanolles Befehle den übrigen Offizieren mitzutheilen, die sich verwundert einander anschauten. Es stekte hinter dem Gouverneur ein Doppelmensch, ein hofmännischer Edelmann und ein eisenfester Kommandant zugleich.

Kanolles kehrte in sein Haus zurük, um mit Nanon zu Nacht zu speisen. Er hatte seinen Nachtimbiß um zwei Stunden früher bestellt, da er beschlossen hatte, die Wälle vor Einbruch der Abend-

dämmerung bis zum Tagesanbruch nicht zu verlassen. Er traf Nanon, wie sie gerade in einem diken Hefte voll Korrespondenzen blätterte.

»Sie können sich dreist vertheidigen, lieber Kanolles,« redete sie ihn an; »denn Sie werden nicht lange auf Hilfe zu warten haben. Der König ist im Anzug, Herr de la Meilleraie führt eine Armee heran, desgleichen dringt der Herr Herzog von Epernon mit fünfzehntausend Mann vor.«

»Aber, Nanon,« erwiederte Kanolles mit freundlicher Miene, »bis dahin hat es noch acht, vielleicht zwölf Tage Zeit, und die Insel Saint-George ist keineswegs uneinnehmbar.«

»O! so lange Sie darinne befehligen, möchte ich für Alles stehen.«

»Ja, das ist es eben, weil ich darinne kommandire; ich kann getödtet werden . . . Nanon, was wollen Sie in einem solchen Falle machen? Sie haben es schon vielleicht in Voraus bedacht?«

»Ja,« antwortete Nanon ihrerseits lächelnd.

»Nun, mein Rath ist, daß sie Ihre Koffer bereit halten. Ein Schiffer soll an einer bestimmten Stelle warten; wenn es gilt, in's Wasser zu springen, so sollen Sie vier von meinen Leuten, die gute Schwimmer und von mir angewiesen sind, Sie nicht zu verlassen, bis zum andern Ufer bringen.«

»Alle diese Vorsichtsmaßregeln sind überflüssig, Kanolles; wenn Sie todt sind, werde ich ihrer nicht mehr bedürfen.«

Ein Diener meldete, daß servirt sei.

Ende des dritten Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z160454203

Digitized by Google

Digitized by Google